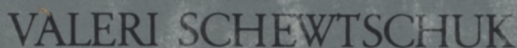


S 328



# Bekenntnisse eines Mönchs

Nicht frei von irdischen Leidenschaften und weltlichen Versuchungen sind die „heiligen“ Männer, die sich ins mittelalterliche Kiewer Höhlenkloster zurückgezogen haben: Jeremia der Seher, allgegenwärtig, ob seiner Unberechenbarkeit von allen gefürchtet; Grigori der Wundertäter, der in Wirklichkeit habgierig und unbarmherzig ist und Knechte fürs Kloster preßt; Agapit der Arzt, der dem Nichts und dem Vergessenwerden entgehen will und dessen überragende Heilkunst von seinem heidnischen Vater stammt; Ioann, der gegen die Fleischeslust ankämpft; Issaaki der Narr, der stets die Wahrheit sagt und daher verlacht wird; Lawrenti, der Besessene zähmt, und schließlich Semen, der Erzähler dieser Geschichten, der seine Mitbrüder mit Nachsicht und gutwilliger Ironie beobachtet und am Ende das Kloster verläßt, um seinen Platz unter den Menschen zu finden. In ihm verkörpert sich die humanistische, von jedem Dogma freie, tolerante Weltsicht, die der Autor, der 1939 geborene Ukrainer Valeri Schewtschuk, in seinem Werk verficht.



Him/n  
S 328

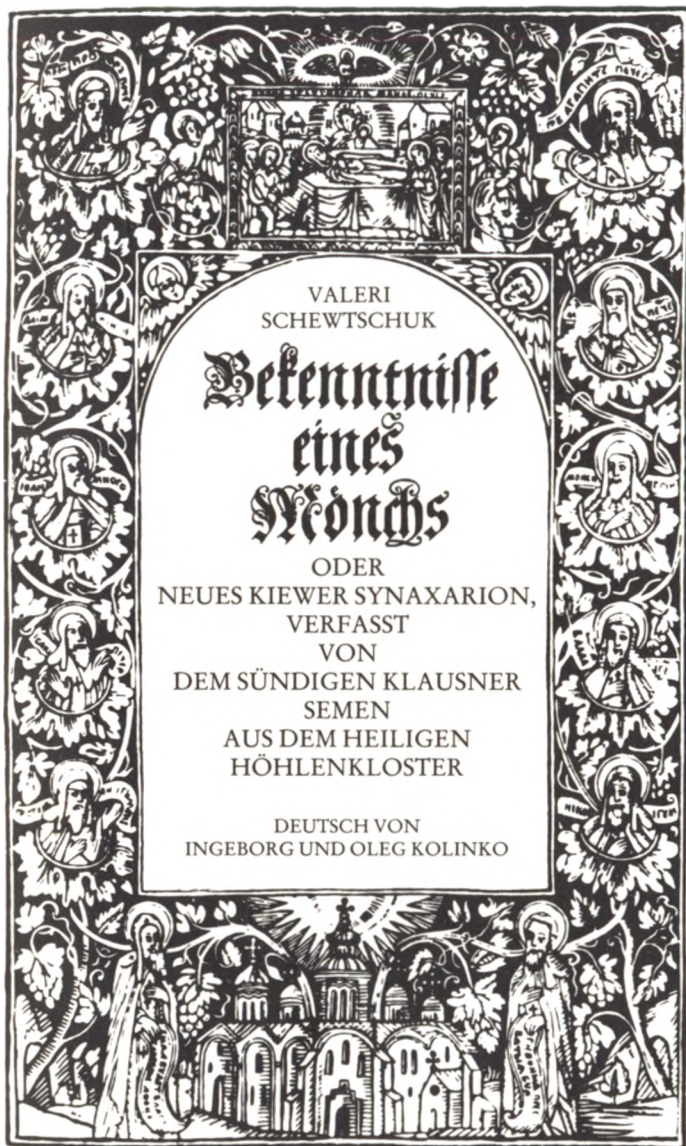
Bekenntnisse  
eines  
Mönchs



VALERI SCHEWTSCHUK  
BEKENNTNISSE EINES MÖNCHS







VALERI  
SCHEWTSCHUK

# Bekenntnisse eines Monchs

ODER  
NEUES KIEWER SYNAXARION,  
VERFASST  
VON  
DEM SÜNDIGEN KLAUSNER  
SEMEN  
AUS DEM HEILIGEN  
HÖHLENKLOSTER

DEUTSCH VON  
INGEBORG UND OLEG KOLINKO

RÜTTEN & LOENING · BERLIN 1988

Titel der ukrainischen Originalausgabe

На полі смиренному,  
або ж Новий синаксар Київський,  
писаний грітним Семеном-затворником святого  
Печерського монастиря

1. Auflage 1988

© Rütten & Loening, Berlin 1988 (deutsche Übersetzung)

Alle deutschsprachigen Rechte Rütten & Loening, Berlin

Gesamtgestaltung Günter Brandt

Lichtsatz II-15-17 Graphischer Großbetrieb

Ostsee-Druck Rostock

Druck und Binden Offizin Andersen Nexö

Graphischer Großbetrieb, Leipzig III/18/38

Printed in the German Democratic Republic

Lizenznummer 220. 415/26/88

Bestellnummer 618 478 1

01060

ISBN 3-352-00194-4



FRAGE:  
WER SIND DIE ZWEI IN DER WELT,  
DIE EINANDER  
AUF DAS HEFTIGSTE BEKÄMPFEN?

ANTWORT:  
LEBEN UND TOD.

FRAGE:  
WER IST DER ERSTE PROPHET  
DES GÖTTLICHEN GEHEIMNISSES?

ANTWORT:  
ADAM.

*Aus der Handschrift des I. Jaremezky-Bilachewytsch,  
18. Jahrhundert*



I. KAPITEL  
in welchem davon die Rede ist,  
warum  
ich dieses Buch schreibe

---



Seit ich, der unwürdige Semen, des Polikarps Väterbuch gelesen habe, welches der Belehrung künftiger Generationen dienen soll, habe ich unendlich viel nachgedacht. Zeit dazu habe ich genug, ich taue wenig zu Klosterarbeiten, außerdem besitze ich Mittel, um mir einen Diener zu halten. So kann ich mich dem Müßiggang hingeben, mich in den Anblick des wunderbaren, großartigen Himmels vertiefen, weswegen ich wohl auch die schwarze Kutte angelegt habe. Hier, so sagte ich mir, wird dich niemand in deinem Müßiggang stören.

So sitze ich denn gerne auf der Bank vor meiner Zelle, blicke in die Höhe oder knie auch nieder, um meine Klosterbrüder nicht zu verärgern, die Gedanken fließen leicht und klar dahin, und mir selber ist leicht und wohl zumute. Diesen Zustand liebe ich besonders, weil ich so, wie mir scheint, auch Gott näher bin. In solch einer Stunde dachte ich über Polikarps Schriften nach, die ich gerade auf des Abts Geheiß gelesen hatte. In gewisser Weise beneidete ich Polikarp um die Ehre, Leben und Taten unserer Bruderschaft aufzuzeichnen. Er sammelte wahre und unwahre Geschichten, die greise Mönche gerne erzählen, und kleidete sie in schöne Worte. Beim flackernden Schein der Lämpchen rühren einen solche Berichte wunderbar an. Auch ich habe die alten Mönche gerne aufgesucht, habe sie als barmherziger Bruder demütig gepflegt, obwohl das nicht immer angenehm ist: Greise sind



mitunter launisch und richten mancherlei Schaden an. Ich habe die Erzählungen in mich aufgenommen, genau wie Polikarp, nur hat er sie mit des Metropolitens und des Abts Segen aufgeschrieben, um ein Buch zusammenzustellen, das die Jahrhunderte überdauern sollte; mich dagegen hat pure Neugier zu diesen Plaudereien getrieben, was mir vor dem Jüngsten Gericht als Sünde angerechnet werden kann, obwohl nach meinem Dafürhalten als solche bezeichnet werden sollte, was das Böse in sich trägt und der Welt Unglück bringt. Meine Neugier indes fügt niemandem Böses zu, wenngleich ich nicht den Segen der Ältesten habe. Mein Anhören der Geschichten unterscheidet sich aber in nichts von dem Polikarps.

So lag ich denn eines schönen Abends auf den Knien, schaute in den klaren, wolkenlosen Himmel, der ein ungewöhnliches rötlich-blaues Licht auf die Erde warf, ließ es ganz in mich eindringen und fühlte mich wohl. Eine süße Woge schien mich in die heiligen Höhen hinaufzutragen. In diesem Moment der Erhebung überkam mich unerwartet der Gedanke, ich könnte doch eigentlich Polikarps Spuren folgen, um so mehr, als mich vieles in seinen Beschreibungen nicht befriedigte. So wie Polikarp wollte ich all das, was ich gehört hatte, auf Pergament festhalten – Geld, um es zu kaufen, würde ich schon auftreiben – und dazu in strenge Klausur gehen, um mit meinem wunderlichen Tun die Aufmerksamkeit der Bruderschaft nicht unnötig zu wecken.

Jetzt, da ich diese Zeilen niederschreibe, versetzt mich allein der Schaffensprozeß in eine klare, gute Stimmung. Mit einemmal kehrt auch der Zustand zu mir zurück, in dem ich mich befand, als ich zu schreiben beschloß: mir ist leicht und wohl zumute. Ich habe den leidenschaftlichen Wunsch, ein eigenes Synaxarion oder Väterbuch zusammenzustellen, nicht zum Ruhme oder zur Schmach der heiligen Väter, sondern um die angehörten Geschichten so ausführlich und wahrheitsgetreu wie möglich wiederzugeben, denn Polikarp

hat all diese Berichte verändert, hat sich das Ziel gestellt, zu rühmen oder zu verurteilen. Ich dagegen, der ich – im Unterschied zu Polikarp – nicht nach irdischem Ruhm strebe, werde meine Arbeit keinen Abschreibern geben; dazu wird mir die Bruderschaft auch nicht den Segen erteilen. Eine Sache ist es, etwas in Muße zu erzählen, eine andere, es mit der Feder festzuhalten; ersteres ist eitel Tun, zweiteres geschieht um des irdischen Ruhmes willen oder, wie man glaubt, um Gott zu dienen. Ich bin der Meinung – möge mir diese Sünde verziehen werden –, daß dem Ruhme Gottes auch die geringste menschliche Nichtigkeit dienen kann, das menschliche Gedächtnis aber darf nicht fromme Lügen, sondern muß die Wahrheit aufbewahren, obwohl ich weiß, daß die Wahrheit wie eine Pustebblume ist. Ich bezweifle, ob ich schreiben kann, ohne zu rühmen oder zu verurteilen, doch werde ich überall vermerken, daß dies meine eigenen Gedanken sind; die Geschichten aber werde ich nicht verändern und nichts unausgesprochen lassen. Und da mir nichts an irdischem Ruhm liegt, gebe ich meine Schriften nicht in Menschenhand, sondern in Gottes Hand: ich lege die Rollen in einen irdenen Topf, dichte ihn mit einem sauberen Bogen Pergament ab und beschichte ihn mit Pech. Dann wickle ich den Topf in eine Haut, damit Mutter Erde etwas zum Zernagen hat und mein Werk so erhalten bleibt. Alles Lebensnotwendige habe ich in der Höhle; das einzige, was mir fehlt, ist der Himmel, zu dem ich immer gerne aufgeblickt habe, als ich noch meine Klosterzelle bewohnte. Allein der brennende Wunsch, dieses Buch zu schreiben, hat mich in die Finsternis getrieben, die das spärliche Licht eines Fettleämpchens oder Holzspans kaum durchdringt. Ich will die besser verstehen, über die ich schreibe. So mancher, der sich in eine Höhle zurückzog, näherte sich nicht Gott, sondern dem Teufel. Damit mir das nicht geschieht, lasse ich mich immer nur für einen Monat einschließen, dann will ich wieder ans Tageslicht. Das brauche ich schon allein deshalb, um den Himmel wiederzusehen.

Ich muß ab und zu den Blick in die blauen Brunnen zwischen den weißen Wolken heben können, denn aus diesen Brunnen ergießt sich reine Freude in meine Seele, die mich der Erleuchtung fähig macht. Hier unten in der Höhle kann ich, wenn ich will, mir mit geschlossenen Augen so ein leuchtendes Stück Himmel vorstellen, um diese erhebende und alles überstrahlende Freude in mir zu finden.

„O Herr!“ flüsterte ich. „Gib mir Kraft für die Sache, zu der du mich ausersehen hast. Nicht der Teufel leitet mein Denken, sondern du, Herr! Nicht der Teufel läßt solche Himmelsbläue vor mein Auge treten, nicht der Teufel gewährt mir solche reine, leuchtende Freude, solche heilige Eingebung, solch Feuer. Hier in der Dunkelheit, Herr, suche ich dein Licht, und dein Licht ist das wahre Heil. Der Teufel kann nichts Gutes schaffen. Alle Nichtigkeit und Eitelkeit, aller Neid und alle Lüge mögen aus meinem Blickfeld verschwinden! Möge vor meinem Auge immer dieses Stück blauer Himmel stehen und mich erleuchten!“

Ich wiederholte das Gebet, meine Augen füllten sich mit Tränen, und in dieser Minute der Erhebung ergoß sich ein seltsam klares, bleiches Licht in meine Höhle.



## II. KAPITEL

### in welchem von einem Besessenen erzählt wird

---



Der Mönch Lawrenti, der sich später ebenfalls in eine Höhle einschließen ließ, besaß im Kloster den Ruf, vom Teufel Besessene heilen zu können. Das, wovon ich berichten möchte, geschah im Monat September, der in jenem Jahr ungewöhnlich war. Der Himmel strahlte frühlingshaft, große zottige Wolken, dunkel am Grund, grell schimmernd an den Spitzen, stoben an ihm dahin. Von Zeit zu Zeit ballten sie sich zu einer finsternen, schweren Wolke zusammen, die sich in kurzen, heftigen Regenschauern auf die Erde entleerte. Dann jagte der Wind die grauen Massen auseinander, und von neuem strahlte der klare Himmel mit seinen seltsam hell-dunklen Wolken. Möglicherweise hatte gerade dieses Wetter in dem Manne, den wir für besessen hielten, etwas Dunkles, Quälendes geweckt – er stand mitten auf dem Hof und heulte zum Erschrecken der Nachbarn Himmel und Wolken an. Der Besessene war ein Hüne von Gestalt und bärenstark, so daß die drei Männer, die ihn fesseln wollten, eiligst den Hof verließen: einem hatte der Riese ein Schlüsselbein gebrochen, die beiden anderen kamen mit blauen Flecken davon. Man holte Lawrenti, und ich ging aus Interesse mit. Rings um den Hof des Besessenen hatten sich Zuschauer versammelt, von denen keiner daran zweifelte, daß ein ganzer Haufen Teufel in dem Hünen tobte. Als wir ankamen, berichtete man, einander überschreiend, was geschehen war. Der Hüne fuhr zusammen, als er uns sah, und brüllte nun selber mit heiserer Stimme auf uns ein, um uns zu

verjagen. Ruhig und furchtlos trat Lawrenti an den Zaun und fragte laut und deutlich den Besessenen, ob er nicht mit ihm reden wolle. Bei diesen Worten färbte sich das Gesicht des Besessenen grünlich, er stürzte zu Boden, wälzte sich in Krämpfen, und Schaum trat ihm vor den Mund.

„Er ist noch nicht zu einem Gespräch mit mir bereit“, sagte Lawrenti, an die Menge gewandt. „Wenn ihr wollt, könnt ihr ihn binden.“

Fünf Männer traten vor, aber da sprang der Besessene plötzlich auf. Ich staunte über die Schnelligkeit, mit der Lawrenti vom Zaun flüchtete.

„Mein Kreuz hat ihn erreicht!“ stellte Lawrenti fest und bekreuzigte sich nun selbst.

Ein Windstoß fuhr durch Kleider und Laub, zauste das dichte Haar des Besessenen, der den Kopf seltsam hin und her drehte.

„Rührt mich nicht an, Leute!“ rief er mit krächzender Stimme. „Nicht der Teufel quält mich, sondern eine Krankheit.“

Darauf pfiFF und johlte die Menge los. Der Besessene ergriff einen Knüppel und stand bereit, auf die Männer einzudreschen, die sich ihm nähern wollten.

„Ich zertrümmere jedem den Schädel, der meinen Hof betritt!“ schrie er wild.

Ringsum heulte und pfiFF der Wind, bog die Wipfel der Bäume, ließ die Äste knarren, jagte Böen durch die Menge, als wolle er den Leuten die Mützen vom Kopf reißen. Am Himmel wechselten Hell und Dunkel einander jäh ab. Hatten sich Wolken vor die Sonne geschoben, wurden die Gestalten grau, waren die Wolken vertrieben, hellten sich die Gesichter der Menschen gleichsam auf.

„Hör mir zu, Prokip“, rief Lawrenti. „Ich befehle dir, ins Kloster zu gehen. Dort wird man dir helfen.“

„Zu wem schickst du mich?“ fragte Prokip böse. „Zu denen, die sich selber nicht helfen können?“

„Ich schicke dich zu den heiligen Vätern“, sagte Lawrenti. Da ruckte der Besessene wieder mit dem Kopf hin und her, und sein Gesicht verzog sich zu einer Grimasse.

„Ihr habt zu wenig Heilige, die mir helfen könnten“, wehrte er müde ab und ließ sich auf einem Baumstamm im Hof nieder.

„Warum redest du so schlecht von den heiligen Vätern, Prokip?“ tadelte Lawrenti. „Aus dir spricht der Teufel.“

„Ihr habt nur fünf Heilige“, rief Prokip.

„Nenne sie!“ forderte Lawrenti ihn auf.

Darauf hob der Besessene den Kopf und lachte. Immer wieder von Lachen geschüttelt, zählte er sie auf. Und er nannte weder den Abt noch Lawrenti oder Swjatoscha. Er nannte auch nicht Jeremia den Seher, nicht einmal mich, den sündigen Samen, sondern nur Issaaki den Narren sowie einige Diener und Hilfskräfte, die bei uns die schmutzigsten Arbeiten verrichten. Lawrentis Gesicht verfinsterte sich vor Ärger.

„Der Teufel steckt in dir, Prokip“, rief er. „Laß mich in den Hof, ich möchte mit dir reden, damit dir kein Unheil geschieht.“

Während dieses Gesprächs waren die fünf Männer am Zaun entlanggeschlichen, um hinter dem Haus hervor in den Hof zu gelangen und sich von hinten auf den Besessenen zu stürzen. Aber sie konnten ihn nicht ungesehen überfallen, sondern mußten erst ein paar Meter laufen. Der Kranke brüllte auf wie ein verwundeter Stier, warf sich mit seinem Knüppel auf die Männer und hätte bestimmt einigen von ihnen den Schädel eingeschlagen, wenn ihn nicht wieder ein Anfall gepackt hätte. Am ganzen Leibe zitternd, blieb er stehen, der Knüppel fiel ihm aus der Hand, dann stürzte er zu Boden, Krämpfe schüttelten ihn, und die Männer warfen sich auf ihn, verdrehten ihm die Arme, traten ihn, fesselten ihn mit Stricken. Prokip rollte und wälzte sich hin und her, heulte, schrie. Die Männer sprangen zurück, warfen sich wieder auf ihn, und alles verknäulte sich zu einem brüllenden, stöhnenden



Haufen. Noch ein paar Mutige eilten hinzu, und Prokip wurde so fest verschnürt, daß er nur spucken und ächzen konnte. Lawrenti stand nun auch im Hof und schlug unablässig Kreuze über dem Kranken.

Aber die Angreifer mußten noch einmal flüchten, denn Prokip beruhigte sich unvermittelt, spannte all seine Kräfte an, riß die Stricke auseinander wie mürbe Bindfäden, stand auf und griff wieder zum Knüppel.

Er sah schrecklich aus. Ein Hüne mit blutig zerkratztem und dreckverschmiertem Gesicht, in zerfetzten Kleidern, schwang er den Knüppel über dem Kopf und jagte alle vom Hof, auch den furchtlosen Lawrenti. Es sah aus, als habe ein plötzlicher Windstoß die Eindringlinge vom Hof gefegt.

„Ihr kriegt mich nicht!“ krächzte der Besessene. „Hört ihr? Ihr kriegt mich nicht! Versucht’s nicht noch einmal, ihr kriegt mich doch nicht.“

„Wirf erst den Knüppel weg!“ rief Lawrenti. „Wirf den Knüppel weg und laß mich zu dir! Ich will nicht mit dir kämpfen, ich will mit dir reden.“

Der Besessene stierte Lawrenti an, als sähe er ihn zum erstenmal. Dann nahm er den Knüppel herunter und stützte sich auf ihn.

„Ich habe Angst vor euren heiligen Vätern“, sagte er.

Da stieg Lawrenti einfach über den niedrigen Zaun und ging direkt auf den Besessenen zu. Die Menge erstarrte. Sogar der Wind verstummte. Die Sonne kam hinter einer Wolke hervor und tauchte den Hof in ein seltsam flirrendes Licht. In diesem Licht standen zwei Gestalten: die eine hünenhaft groß, die andere klein und schwächig. Lawrenti mußte etwas zu Prokip gesagt haben, keiner hörte es. Alle sahen nur, wie der Hüne den Knüppel niederlegte und die Zähne fletschte. Wieder bewegte Lawrenti die Lippen, dann schlug er zwei Kreuze. Eine Wolke schob sich vor die Sonne, hüllte alles ringsum in Dämmerlicht, der Wind schwieg, und es war so still, daß den Leuten ein Schauer über den Rücken lief. Oder

auch nur mir. Ich spitzte die Ohren, um wenigstens ein paar von Lawrentis Worten zu erhaschen. Neben mir schnaufte jemand. Es war Polikarp. Seine Augen glühten vor Neugier.

„Sieh doch nur, Bruder Semen“, flüsterte er. „Lawrenti hat keine Angst vor einem Mann, den fünf Kerle nicht überwältigen konnten.“

Der Besessene hatte sich wirklich beruhigt, drehte sich um, ging zu einem Stapel Baumstämme in einer Ecke des Hofes und ließ sich darauf nieder. Lawrenti setzte sich neben ihn, und sie redeten leise miteinander. Die Leute verfolgten das Ganze voller Spannung. Ich blickte über das Haus und den Wald hinweg ins weite Land. Es lag in Sonnenlicht getaucht, und der Himmel war fast wolkenlos. Am flachen Horizont, dort, wo sich inmitten der wunderbaren Bläue die Wolken türmten, trafen sich, so schien mir, in diesem Moment Frühling und Herbst. Oder verabschiedete sich der Sommer auf diese bizarre Weise von Himmel und Erde? Obwohl es hell war, wirkten die Gesichter der Menschen, die wie gebannt auf die beiden im Hof starrten, mit einemmal blaß und ausdruckslos. Die Männer versuchten erneut, sich dem Besessenen zu nähern.

„Bleibt, wo ihr seid!“ befahl ihnen Lawrenti. „Mein Gebet erreicht ihn allmählich.“

Das Volk stöhnte ehrfürchtig auf und bekreuzigte sich hastig. Besonders viel Eifer zeigten dabei zwei junge Frauen, deren Augen vor Erregung brannten. In ihren Köpfen bildete sich gewiß ein Knäuel, das, mit Worten umwunden, schon jetzt zur Legende wurde. Ich glaube, so ein Knäuel bildete sich auch in Polikarps Kopf. Er mußte das Gesehene verarbeiten, hatte seine Mission als Chronist zu erfüllen.

„Mein Gebet hat ihn beruhigt“, sagte Lawrenti, nahm den Besessenen bei der Hand, erhob sich, und mit ihm, müde und zerschlagen, stand auch Prokip auf.

„Komm, mein Sohn, wir gehen zum Schmied. Er wird dir Ketten anlegen, und dann gehen wir, wohin du willst.“ Law-

renti sprach laut und deutlich: er wollte, daß alle es hörten.

Mit vor Staunen geweiteten Augen sahen wir alle, wie der Hüne, der eben noch wild den Knüppel über seinem Kopf geschwungen hatte, willig dem kleinen Mönch folgte.

„Ein Wunder!“ rief Polikarp neben mir. „Ihr Leute, ein Wunder ist geschehen!“

Er fiel auf die Knie nieder, mit ihm alle anderen; auch ich, obwohl ich, wie immer, zweifelte. Während Prokip von Lawrenti fortgeführt wurde, wischte er sich mit dem zerrissenen Ärmel der freien Hand den Schweiß von der Stirn. Gefolgt von einer Menge Schaulustiger, kamen sie an die Schmiede. Der untersetzte breitschultrige Schmied war aus dem schwarzen Innern seiner Werkstatt getreten und stand erwartungsvoll auf der Schwelle.

„Leg ihm Ketten an Hände und Füße und einen Ring um den Hals!“ befahl Lawrenti feierlich. Gehorsam hielt Prokip die Hände hin.

Polikarp befand sich nicht mehr unter den Zuschauern. Er war ins Kloster geeilt, nachdem Lawrenti ihm etwas zugeflüstert hatte.

„Wie hast du ihn für dich gewonnen, Bruder Lawrenti?“ wollte ich wissen, während der Besessene in Ketten gelegt wurde. „Er hat sich allzu schnell beruhigt.“

„Ich habe zu glücklicher Stunde für ihn gebetet“, antwortete Lawrenti demütig.

„Zu welchem Heiligen hast du gebetet?“ fragte ich im gleichen Ton.

„Zu allen“, erwiderte Lawrenti. „Ich denke, Bruder, daß der Mann schnell wieder gesund wird.“

Ich bezweifelte es, kannte ich doch das traurige Schicksal der Besessenen, die angeschmiedet in dunklen Höhlen lagen. Sie rissen an ihren Ketten, schrien, heulten, flehten, verfluchten sich und die Welt. Man versuchte, sie außer mit Gebeten auch mit Peitschen zu bändigen. Mir krampfte sich stets das Herz zusammen, wenn ich die Peitschen durch die Luft

schwirren und die Besessenen wie verwundete Tiere schreien hörte. So manches Mal hatte ich ihre leidvollen, schmerzerfüllten Blicke gesehen, und seltsame Gedanken waren mir in den Sinn gekommen. Hatte nicht auch Christus mit diesen Augen auf die Welt niedergeblickt? In den Höhlen starben die Besessenen dann auch, und ihre Leichen wurden wie Kadaver in der Erde verscharrt. Warum, so grübelte ich, soll sich der Teufel in einen kranken, armseligen Geist einnisten? Er hat wenig Nutzen davon. Der Teufel – das sind unsere aufs Böse gerichteten Gedanken, Ideen und Begierden, das sind unsere bösen Schritte und Taten. Daher läßt sich der Teufel lieber in den Köpfen kluger und gesunder Menschen nieder, obwohl er natürlich auch Einfältige und Dumme nicht verschont. Der Teufel ist das Unsichtbare, das, was man nicht berühren kann. Himmel und Hölle, so überlegte ich, haben ihren Sitz in unseren Seelen, in denen ein unerbittlicher, ewiger Kampf vonstatten geht.

Solche leidvollen, schmerzerfüllten Blicke, wie ich sie bei Besessenen sah, haben nur Menschen, die jenseits dieses Widerstreits von Gut und Böse stehen, die nur an Erlösung denken. An Gut und Böse denken wir, die Gesunden und Bevorrechteten; daher sind unsere Seelen gegenüber dem Teufel so anfällig . . . Das waren so meine Grübeleien an langen, einsamen Abenden, wenn ich betend vor den Heiligenbildern kniete. Die Gedanken drängten sich zwischen die Gebete, und ich verscheuchte sie nicht – es waren gute, segensreiche Gedanken, die aus mir strömten, und ich sandte sie gen Himmel, an dem meine sonnighellen, blauen Brunnen standen. Nur hier, im ersten Himmel, so sagte ich mir, ballen sich Wolken, grollt der Donner und zucken Blitze – das Abbild unserer Leidenschaften –, weiter oben herrscht tiefe Stille. Menschliche Leidenschaften aber sind die Wurzel unserer Bestimmung und unseres irdischen Daseins, denn die Wesen, die über die Erde schreiten, durchschneiden nicht nur mit dem Pflug den Boden, sondern schwingen auch das blitzende

Schwert, sie züchten nicht nur im Schweiß ihres Angesichts Pflanzen, die uns am Leben erhalten, sondern rauben und zertreten diese Pflanzen auch.

Wenn mich solche Gedanken überkamen, wurde meine Seele rein und klar, und mich erfaßte ein blaues Feuer, dessen Quelle der Himmel war. Die Klarheit des Geistes ähnelte einem feinen, bohrenden Schmerz – weinte meine Seele auf diese Weise? Schwer hat sie's im starren Gewand des Leibes!

Inzwischen war der Besessene in Ketten geschmiedet. Um den Hals trug er obendrein einen breiten Ledergurt, von dem noch eine Kette herabhing. Lawrenti nahm sie auf.

„Warst du schon einmal im Höhlenkloster?“ fragte Lawrenti laut und feierlich. „Kennst du die Bruderschaft, die dort wohnt?“

„Im Kloster bin ich schon gewesen, aber die Bruderschaft kenne ich nicht“, antwortete der Besessene ruhig. Die Menge lauschte neugierig.

„Wer sind denn die, vor denen du dich fürchtest?“ sprach Lawrenti weiter, als habe er vergessen, daß der Besessene nur fünf Heilige aufgezählt hatte. Nun nannte dieser als ersten den Abt, dann Lawrenti und Polikarp. Ihnen folgten Swjatoscha, Jeremia, Matfej, Afanassi, Nikita, Agapit, Grigori, Marko, Feofil, Feodor und sein Ratgeber Wassili, Alimpi und Spiridon, sogar mich vergaß er nicht zu erwähnen. Insgesamt nannte er dreiunddreißig Namen. Während jedoch Lawrenti über und über strahlte, sank der Kopf des Besessenen immer tiefer.

„Diese dreiunddreißig“, stieß er mit dumpfer Stimme hervor, „können mich mit einem Wort heilen oder verjagen.“

„Wir schließen dich in eine Höhle ein, und dort wirst du erlöst werden“, versprach Lawrenti.

Der Besessene hob den Kopf, seine Augen glänzten feucht.

„Was nützt es, wenn mich Tote heilen?“ sagte er hart. „Wenn ihr meinen lebendigen Kampf sehen wollt, führt mich zu lebendigen Mönchen.“

Lawrenti zog an der Kette, und die beiden machten sich auf den Weg. Bedächtig schritt der Hüne aus, neben ihm trippelte Lawrenti, in einiger Entfernung hinter den beiden bewegte sich, summend wie ein Bienenschwarm, die Menschenmenge. Mit einemmal fuhr der Besessene zusammen, blieb stehen, sah sich um und begann etwas zu stammeln.

„Er spricht abwechselnd Griechisch, Latein und Hebräisch“, erklärte Lawrenti gelassen. Ich staunte: Lawrenti kannte keine der genannten Sprachen. Die Menge erschrak, und der Abstand zwischen ihr und dem Besessenen vergrößerte sich.

Schon näherten sie sich dem Klostertor, und Swjatoscha, der ihnen entgegenkam, verneigte sich tief.

„Leute!“ rief der Besessene plötzlich und wandte sich zur Menge um. „Sie verlassen meinen Leib schon! Die Teufel verlassen meinen Leib schon, ihr Leute!“

Ein leiser Seufzer wogte durch die Menge. Lawrenti ging um Prokip herum und schlug mehrmals das Kreuz über ihm.

„Die Teufel fahren aus ihm heraus, weil er sich einer heiligen Stätte nähert!“ verkündete Lawrenti feierlich. „Ein Wunder vollzieht sich vor euren Augen, ihr Leute! Ein wahres Wunder!“

Die Prozession zog durch das geöffnete Klostertor. Swjatoscha bekreuzigte sich.

„Wohin gehen wir?“ fragte der Besessene.

„In die Kirche. Oder hast du Angst davor?“

„Jetzt nicht mehr“, erwiderte der Besessene. „Jetzt sehe ich dort dreiunddreißig Männer, die mich heilen wollen.“

In der Kirche warteten tatsächlich schon der Abt und die Bruderschaft. Ich stellte mich zu ihnen.

„Kennst du jemanden von diesen Männern?“ rief Lawrenti laut.

„Ich kenne niemanden“, antwortete der Besessene.

„Vor dir stehen die Männer, deren Namen du genannt hast.“

„Ich kenne sie nicht von Angesicht“, sagte der Besessene. Der Abt trat auf ihn zu.

„Wer hat dich geheilt?“ fragte er.

Prokip schwankte und fiel vor dem Bild der Gottesmutter nieder.

„Sie ist es!“ schrie er. „Mit ihr haben mich die heiligen Väter empfangen. Es waren ihrer dreiunddreißig, und ich bin gerettet.“

Da beugten alle die Knie, auch ich, denn ich konnte mich nicht ausschließen. Mag Gottes Lob sogar aus dem Munde des Bösen gen Himmel steigen, damit nichts Finsteres und Böses auf der Erde zurückbleibt! dachte ich. Und noch eins bemerkte ich: außer den von Lawrenti erwähnten Heiligen zählte der Besessene auch die fünf auf, die er zuerst genannt hatte – sie waren ebenfalls in der Kirche. Aber keiner schien zu merken, daß es schon achtunddreißig Heilige geworden waren. Ich spürte eine große Erleichterung. Wenn es auf Erden wenigstens fünf reine Seelen gibt, dachte ich, dann kann sie nicht so finster sein! Der Teufel geistert tatsächlich in unseren Köpfen und Herzen herum; er ist nur dort nicht, wo man nichts von seiner Existenz weiß, das heißt, wo Augen voll Schmerz und Gram stehen.

Prokip wurden die Ketten abgenommen. Der Hüne warf sich dem Abt zu Füßen, der ihm den Segen erteilte und ihn freisprach. Darauf erhob er sich und stolperte zum Ausgang. Die Menge trat auseinander und blickte ihm verzückt nach.

Ich stand dicht an der Tür und folgte ihm. Am westlichen Horizont ballten sich trübe graue Wolken – dort ging ein Regenschauer nieder. Wind war wieder aufgekommen und brauste durch den Baum auf dem Klosterhof. Über mir zogen ein paar silbrig schimmernde Wolken, die in der gleißenden Bläue flirrten. Ein Windstoß fuhr Prokip ins Gesicht und zauste sein langes, dichtes Haar. Er beugte sich leicht vor und schritt schnell zum Tor. Mir schien, als müsse er an sich halten, um nicht loszulaufen. Vielleicht blickt er noch einmal zu-

rück, um sich von denen zu verabschieden, die er flieht, dachte ich und eilte ihm nach: ich wollte in diesem Moment sein Gesicht sehen.

So war es denn auch. Wieder zerrte eine übermütige Bö an Prokips Kleidern, und er wandte sich um, dorthin, wo seine Peiniger zurückgeblieben waren. Seine Augen waren dunkel und unnatürlich geweitet. Als die Sonne hinter einer Wolke hervorlugte, fiel helles Licht auf seine Gestalt, und ich verharrte mitten im Schritt: ein Gesicht blickte mich an – wie von einem Heiligenbild! Etwas würgte in meiner Kehle. Da ist es, das wahre Wunder! dachte ich. Da ist er, der Schmerzensreiche, Leidgeprüfte!



III. KAPITEL  
in welchem von Jeremia  
dem Seher  
berichtet wird

---



Als das Stundeneisen zum Wecken geschlagen wurde, lag mir der Schlaf bleischwer in den Gliedern. Die Zelle war noch fast in Dunkel gehüllt. Sachte berührte der Zellendiener meine Schulter.

Ich ging durch die feuchte Dämmerung; vor mir schritt langsam Grigori, hinter mir schweratmend Nestor der Chronist. Während wir sonst – wider die Vorschrift – auf dem Weg in die Kirche leise miteinander sprachen, waren unsere Zungen an jenem Morgen wie gelähmt. Der Pope Tit und der Diakon Jewragi, über deren gegenseitige Anfeindungen wir uns schon so manche komische Geschichte erzählt hatten, hielten die Frühandacht lustlos und finster ab. Die mißmutige Stimmung entging auch dem Abt nicht; er stand auf seinem üblichen Platz und schwankte leise hin und her – im fahlen Licht der Kerzen schien sein Rücken gebeugt, und die Kapuze ragte spitz über seinem Kopf auf. Ich hatte mich seitlich gestellt, so daß ich die ganze Bruderschaft vor mir sah. Hinten stand wie immer Jeremia, die Augen geschlossen, bleich und runzlig, ein kleiner, aber breitschultriger Greis, der nur dank seines Stockes nicht zu fallen schien. Das große zerfurchte Gesicht war geradeaus gerichtet, und sein sonst so weißer Bart ähnelte in dem trüben Licht der Kirche einem struppigen braunen Bastwisch. Mir waren die Beine eingeschlafen, und wohl nicht nur mir, denn schräg gegenüber wankte Bruder Matfej hin und her und konnte sich kaum auf den Beinen hal-

ten. Da riß Jeremia die Augen auf, die ungewöhnlich klar waren, grünes Wasser zwischen verschneiten Ufern. Bruder Matfej schüttelte den Kopf, wie um die Müdigkeit zu verscheuchen. In diesem Moment wankte auch Bruder Feodor, und wieder leuchteten hinter ihm die klaren grünen Augen auf, umrahmt von dichten weißen Brauen. Feodor hörte auf zu singen und schlurfte zum Abt. Lautes Flüstern hing im Raum, übertönte fast unseren Gesang: Bruder Feodor entschuldigte sich wegen Unpäßlichkeit. Der Abt nickte, Feodor trat einen Schritt zurück, drehte sich um und schwebte, schattengleich, zum Ausgleich. Ich sah sein Gesicht: es war wie mit Asche bestäubt und darunter totenblaß. Auch Jeremia beobachtete Feodor... Seine grünen Augen glühten – er erinnerte mich an einen großen grauen Kater, der einer winzigen Maus auflauert, die ihm arglos entgegentrippelt. Feodor umrundete Jeremia, wie das Wasser den Fels; ich sah die Mundwinkel des Alten kaum merklich zucken und die Augen für den Bruchteil von Sekunden erlöschen.

Alle gerieten in Bewegung, denn alle stellten sich Bruder Feodor im warmen Bett vor. Auf den kalten Fliesen zu stehen war ungemütlich; ständig wehte ein kühler Luftzug durch die Kirche, drang unter die Kutte, fuhr über die Haut, so als tasteten einen Dutzende von Händen ab. Ich mußte mich zusammenreißen, um nicht einzuschlafen. Es war, als sitze der schwere, warme Schlaf auf meinen Schultern und drücke mir die Lider herunter.

Bruder Matfej taumelte wieder und mußte sich an einer Säule festhalten. Jeremias Augen glitzerten wie grünes Eis zwischen reifbedecktem vorjährigem Gras. Dann stakste auch Matfej mit steifen Knien, das spitze Hinterteil gereckt, auf den Abt zu. Wieder raschelte, bronzefarbenen Herbstblättern gleich, ein Flüstern durch die Kirche. Die Kapuze wankte auf und nieder, und Matfej schwebte, wie eben Feodor, dem Ausgang zu, geradenwegs in das klare grüne Feuer von Jeremias Augen hinein.

Ich lehnte mich so gegen eine Säule, daß sie mich vor Jeremias Blicken verbarg, denn ich konnte ein Gähnen nicht unterdrücken. Es riß mir die Kiefer auseinander, daß ich fürchtete, sie zu verrenken.

Dann war diese ungewöhnlich schleppende und eintönige Andacht endlich vorüber, und alles verließ hastig die Kirche. Nur Jeremia verharrte reglos auf seinem Platz. Die Augen waren weit geöffnet, und der Mund verzog sich spöttisch. Jeder, der diesem Blick begegnete, fühlte sich unbehaglich, denn in jedem von uns saß ein schlaftrunkener, zerzauster kleiner Junge – wir dachten an nichts anderes als ans Bett und an die Zelle, die zwar ausgekühlt war, die man aber schnell erwärmen konnte.

Dazu sollte es an diesem Morgen bei mir nicht kommen. Etwas Ungewöhnliches zwang mich, in der Kirche zu bleiben. Ich stellte mich in eine Fensternische: Jeremia strahlte geradezu vor Freude.

Von Polikarp gestützt, tappte der Abt zum Ausgang. Er sah müde und erschöpft aus. Jeremia richtete sein grünes Feuer bereits auf ihn.

„Wolltest du mir etwas sagen, Jeremia?“ fragte der ehrwürdige Vater.

„Ich habe heute ein großes Wunder erblickt!“ sagte Jeremia.

„Immer siehst du Wunder.“ Der Abt richtete seine kleinen schwarzen Augen auf Jeremia. „Sind es nicht zu viele, Vater?“

„Das ist ein besonderes Wunder“, beharrte Jeremia. „Der Teufel war heute unter uns.“

„Der Teufel?“ entfuhr es dem Abt.

„Ich habe ihn in Gestalt eines Kaufmannes gesehen“, fuhr Jeremia fort, und das grüne Feuer erlosch: er hatte die Lider gesenkt.

Der Hochbetagte hatte heute Schmetterlinge gesehen, die, mit silbrigen Flügeln flatternd, das Gotteshaus füllten. Der weiße Schlaf plagte den Mönch. Niemand wußte, wie lange er

bereits lebte. Es hieß, er sei dreihundert Jahre alt und schon so greis und weißhaarig ins Kloster gekommen, das geschorene Haar aber bewahre er bis jetzt auf. Alles an ihm war weiß: der Bart, die Brauen und das Gesicht, das sich unter der schwarzen Kapuze besonders abhob.

Heute nun war ihm ein Schwarm weißer und grüner Schmetterlinge erschienen, die ihn lange umschwebten. Mit einemmal waren sie verschwunden, worauf er wohl eingedöst, aber sofort wieder aufgewacht war, als einer der Brüder an ihm vorbei dem Ausgang zustrebte.

„Der Kaufmann trug einen weißen Mantel“, berichtete Jeremia. „Und unter dem Mantel hatte er ein Bündel Kletten. Er ist ganz leise geschlichen, hat kaum mit den Fußspitzen den Boden berührt. Dann hat er immer Kletten aus dem Bündel gerissen und sie den Brüdern auf den Rücken geworfen, die nicht mitgesungen, sondern nur so den Mund bewegt haben. Die haben dann gewankt, gegähnt, haben sich einen Grund ausgedacht, sind zu Euch gegangen und aus der Kirche geflüchtet.“

Der alte Mönch stieß geräuschvoll die Luft aus – soviel auf einmal hatte er sagen müssen –, aber seine Augen leuchteten wie ein Frühlingsquell.

„Keiner ist in die Kirche zurückgekehrt, sie haben sich alle schlafen gelegt“, schloß der Greis feierlich.

... Der Kaufmann holte Kletten unter seinem weißen Mantel hervor, warf sie den Mönchen auf den Rücken, worauf diese schläfrig wurden. Leise lachte der Kaufmann hinter vorgehaltener Hand. Das alles erblickte nur Jeremia der Seher, der so alt war, daß keiner sagen konnte, wieviel Jahre er zählte. Und die Mönche, die jetzt in ihren Zellen schliefen, hatten sündige Träume, denn aus ihren geschlossenen Augen und Mündern wuchsen ebendiese Kletten, und vielleicht neckten sie damit dickzöpfige hübsche Mädchen...

Der Abt stand vor dem Seher. Sein Blick verschwamm immer wieder: Schlaf hatte sich am Grunde der Augen angesam-

melt. Polikarp aber verbarg ein feines spöttisches Lächeln: er war, wie Jeremia, hellwach.

„Was Vater Jeremia uns berichtet hat, verdient große Aufmerksamkeit“, sagte der Abt, zu Polikarp gewandt. „Wir müssen die Bruderschaft zusammenrufen, damit Jeremia vor ihr seine Vision verkünden kann. Diejenigen, die der Teufelsmacht erlegen sind, werden bestraft, und du, Polikarp, nimmst die Geschichte in das Väterbuch auf.“

Polikarp verneigte sich, und der Abt ging dem Ausgang zu. Er konnte die schmerzenden Beine kaum bewegen und stützte sich schwer auf den Mönch.

Jeremia stand noch eine Weile und starrte vor sich hin, als sähe er erneut die weißen und grünen Schmetterlinge oder den Kaufmann mit dem Klettenbüschel unter dem weißen Mantel. Ich aber dachte bei mir, daß er bestimmt wisse, was für sündige Träume man träumen kann, und daß in diesen Träumen dickzöpfige hübsche Mädchen einen heimsuchen können. Und daß jeder viel Verborgenes in sich trägt, auch wenn er es vor der Welt verheimlicht. Jeremia aber war im Leben nur eine Freude geblieben – zu beobachten. Ich selber habe manchmal Freude daran. Auch als ich dieses Gespräch belauschte, hatte ich mein Vergnügen, und meine Schläfrigkeit war wie weggeblasen. Ich kann also Jeremia verstehen; fremd ist mir nur die Genugtuung, die er zeigte, wenn die Brüder, durch ihn preisgegeben, bestraft wurden.

So hing ich meinen Gedanken nach, und eine Welle der Trauer erfaßte mich.

„Warum stehst du hier, mein Sohn?“ hörte ich Jeremias gleichförmige, knarrende Stimme.

Vor mir leuchteten seine großen grünen Augen, die zu früh in den Schnee gefallen Blättern glichen.

„Ich habe daran gedacht, ob ich Euch nicht in Eure Zelle geleiten sollte“, log ich, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Das wäre schön“, erwiderte der Greis. „Meine Beine sind ganz steif, mir fällt das Gehen schwer.“

„Wie alt seid Ihr, Vater?“ fragte ich demütig, während ich ihn am Arm führte.

„Ich zähle meine Jahre nicht“, gab Jeremia etwas ungehalten zurück. „Seine Sünden sollte man zählen, nicht die Lebensjahre. Hast du gehört, was ich dem Vater Abt berichtet habe?“

„Eine wundersame Geschichte“, stellte ich fest.

„Erzähle sie den Brüdern“, bat der Greis. „Und teile die Buße mit den Sündigen! Es ist ein gottgefälliges Ding, mit jemandem die Buße zu teilen.“

„Wißt Ihr wirklich alles, Vater?“ fragte ich. „Ich würde Euch gerne etwas fragen.“

„Frage“, sagte Jeremia gleichmütig.

„Belastet Euch im Alter nicht Euer großes Wissen?“

„Teuflisches Wissen belastet, nicht aber gottgegebenes“, entgegnete er. „Halt ein, Bruder, du gehst zu schnell.“

„Und woher weiß man, ob es teuflisches oder gottgegebenes Wissen ist?“ bohrte ich weiter.

„Man darf nicht zweifeln“, belehrte mich der Greis.

Langsam gingen wir weiter. Jeremia tippelte auf das Stundeneisen zu. Dort befand sich ein Baumstumpf, auf dem er in der freien Zeit zu sitzen pflegte, vor sich hin sann oder döste. Ich half dem Mönch, sich niederzulassen.

„Warum fragst du mich das alles?“ wollte er wissen, und das Feuer seiner grünen Augen traf mich.

„Auch bei mir wird eines Tages das Alter an die Tür pochen“, erwiderte ich. „Und ich möchte es mit gottgegebenem Wissen empfangen.“

„Du mußt mehr beten“, mahnte Jeremia. „Wenn ich dich so ansehe, weiß ich, daß du sehr viel beten mußt.“

„Warum gerade ich, Vater?“

„Du verbirgst eine heimliche Sünde. Für sie wird man nicht bestraft, aber man muß sich trotzdem hüten, denn sie ist nicht gering.“

„Was ist das für eine Sünde?“

Der alte Mann sah mich stumm an und kaute an der Lippe. Geduldig hielt ich seinem durchdringenden Blick stand.

„Du bist nicht so wie die anderen“, sagte Jeremia schließlich. „Du mußt dich anpassen, sonst frißt dich der Hochmut auf.“

„Aber Ihr paßt Euch doch auch nicht an, Vater“, widersprach ich leise.

„Also liegt diese Sünde auch in mir.“

Er schloß die Augen und verfiel in seine übliche Erstarrung. Ich betrachtete ihn mit stummem Staunen. Sein Gesicht war schneeweiß. Weiße Wimpern lagen auf weißen Wangen, und ein weißer Bart wuchs aus weißer Haut. Langsam wurde es hell. Ein flirrendes Licht ergoß sich über die Erde, so als schwenke jemand einen weißen Mantel. Vielleicht war es der Kaufmann, von dem heute so viel die Rede gewesen war, oder irgendwo in der Nähe wuchsen viele weiße Blumen aus der Erde. Ihnen entflatterten Millionen schneeweißer Schmetterlinge, die sich in den Himmel schlangen und sich dort in dieses flirrende Licht verwandelten. In der Höhe vollzog sich indes etwas Wundersames: die Dunkelheit zerschmolz, und reine Bläue zeigte sich.

„Darf ich gehen, Vater?“ bat ich leise.

Der Greis nickte. Ich erhob mich und wollte mich entfernen. Da hörte ich Jeremias Stimme, diesmal gar nicht so knarrend und brüchig.

„He, Bruder Semen!“

Ich drehte mich um. Eine seltsame Angst durchfuhr mich. Die Augen des alten Mannes waren weit geöffnet und erinnerten an das erste Grün, das sich durch den Schnee Bahn bricht.

„An deinem Mantel haftet eine Klette“, sagte er, und um seine Lippen spielte das gleiche spöttische Lächeln wie in der Kirche.

# in welchem von Swjatoscha, dem früheren Fürsten von Tschernigow, die Rede ist

## 1



Er schwang die blitzende Axt über dem Kopf, hieb sie mit voller Wucht in den Holzkloben, der sich krachend spaltete. Der Schnee ringsum war mit duftenden gelben Spänen übersät. Wieder ließ Swjatoscha die Axt niedersausen, und der nächste Kloben sprang auseinander. Der frische Harzgeruch erinnerte Swjatoscha plötzlich an die Jagd, an das Bellen der Hunde, an die glänzenden Augen der Jäger. Er knirschte mit den Zähnen und holte erneut aus. Seine Miene war finster, die Stirn von tiefen Falten durchfurcht. Überall im Schnee waren seine Spuren zu sehen – er trug geflochtene Bastschuhe. Das gelbe Holz leuchtete in der strahlenden Wintersonne, und Dampf wallte über der Kapuze, als rauche der ehemalige Fürst von Tschernigow. Er arbeitete hartnäckig und verbissen. Ein dunkelhaariger Fremder in der Kleidung eines Jungmannes, eines Mitglieds der Fürsten-Drushina, stand in einiger Entfernung und sah Swjatoscha kummervoll bei der Arbeit zu.

„Ehre sei dem Herrn Jesus Christus!“ sagte er leise.

„In Ewigkeit Amen!“ erwiderte der Mönch und schwang die Axt.

Der Mann verneigte sich.

„Ich habe dir doch gesagt, du sollst mich nicht wie einen Herrn behandeln!“ Die Worte kamen heiser inmitten einer Dampfwolke zwischen den schmalen Lippen hervor.

„Ich kann nicht anders“, erwiderte der Mann. „Ich bin dir zu sehr verpflichtet, Fürst!“



Swjatoscha ließ sich auf einen Holzkloben nieder und hieß auch den Besucher Platz nehmen.

„Ich sehe, daß du ein treuer Freund bist, Petro“, stellte der Mönch fest. „Oder hat dich jemand geschickt?“

Petro schüttelte den Kopf.

„Ich habe alles verlassen: Frau und Kinder, Haus und Hof, Brüder und Freunde, Knechte und Dörfer. Nichts verbindet mich mehr mit dieser Welt, denn alles darin ist eitel. Alles Irdische ist vergänglich, nur die künftigen Güter sind unvergänglich, und das Himmelreich ist unendlich, das Gott denen bereitet, die ihn lieben.“

Petro schüttelte traurig den Kopf.

„Aber Gott predigt auch die Liebe“, widersprach er, den Blick zu Boden gesenkt. „Dort, in der Welt, sind viele Menschen zurückgeblieben, die dich lieben und deiner Liebe bedürfen, Fürst. Näherst du dich Gott, wenn du diese Liebe von dir weist?“

„Ich weise die vergängliche Liebe um der ewigen Liebe willen von mir“, erwiderte Swjatoscha. „Außerdem“, er knirschte mit den Zähnen, „habe ich in jener Welt nicht nur vergängliche Liebe zurückgelassen, sondern noch mehr Haß. Man kann nicht herrschen, ohne Gewalt anzuwenden. Ich bin dazu nicht fähig.“

Er hob den Kopf. In der grellen Wintersonne wirkte sein Gesicht maskenhaft.

„Deine Frau hat mir ihr Leid geklagt“, berichtete Petro weiter. „Sie war hier und wollte dich sehen, aber du hast dich vor ihr verborgen, Fürst.“

„Weil es keinen Sinn hat, alte Wunden aufzureißen. Frauen vergessen ihren Kummer schnell, gräme dich nicht darum. Sie wird sich um kein Wiedersehen mehr bemühen.“

„Deine Kinder haben mir ihr Herz ausgeschüttet. Sie weinen und sehnen sich nach dir.“

„Kinder haben ein kurzes Gedächtnis. Sag ihnen, ihr Vater sei gestorben.“

„Du hast deine Brüder in untröstlichem Schmerz zurückgelassen.“

Swjatoscha lächelte bitter.

„Meine Brüder freuen sich insgeheim über meinen Weggang. Ihnen ist mein Reich zugefallen.“

„Auch deine Bojaren, die dir gedient haben und in dem Glauben waren, durch dich zu Ruhm und Ehren zu gelangen, klagen, verwöhnt durch deine Liebe, um dich.“

„Die Bojaren finden Trost im Dienste eines anderen Fürsten.“

„Ich aber finde keinen Trost“, wandte Petro ein und wischte eine Träne fort. „Ich, der neben dir aufgewachsen ist und den du vor dem Tode gerettet hast, mit dem du stets deine Gedanken geteilt hast und der dir ein guter Zuhörer war.“

„Ich habe nichts mehr zu sagen“, unterbrach ihn Swjatoscha und erhob sich. „Meine einzige Rede ist das Gebet; für anderes habe ich keine Worte. Ich möchte nur in Demut meiner Bruderschaft dienen, und sei es durch Holzhacken.“

Er holte von neuem mit der Axt aus, die Sonne blinkte im Metall. Der Kloben ächzte auf, brach aber nicht auseinander.

„Du bist solche Arbeit nicht gewohnt, Fürst“, gab Petro zu bedenken und erhob sich ebenfalls. „Du solltest auf deine Gesundheit achten und deinen Körper nicht durch übermäßige Arbeit und Enthaltbarkeit zerrütten. Gott will kein Fasten und keine Arbeit, die die Kräfte übersteigen, er will ein reines und empfindsames Herz.“

„Man kann in dieser Welt kein reines und empfindsames Herz haben, ohne allem zu entsagen“, entgegnete Swjatoscha. „Ich habe die Welt erkannt und sehe, daß es nicht in der Macht des einzelnen steht, sie zu verändern. Und ob es viele können? Ändern kann man nur das Äußere, die Hülle, die Welt aber bleibt so, wie sie ist: voller Haß und Bosheit. Ruhe für sich selbst kann man nur durch die Harmonie des Geistes finden; so entgeht man dem Kampf, an dem sich die Welt immer aufs neue entzündet.“

„Sie entzündet sich, weil sie lebt“, gab Petro zurück. „Du hast recht, Fürst. Ein heftiger Kampf geht in der Welt vor sich: das Gute kämpft gegen das Böse, das Licht gegen die Dunkelheit. Was würde aus der Welt werden, wenn alle, die reinen Herzens sind, die Gutes schaffen, ihrer entsagen würden? Große Finsternis würde über sie kommen, und die Finsternis nähme kein Ende.“

Swjatoscha ließ die Axt noch einmal auf den Kloben niedergehen, der sich diesmal spaltete.

„Gott weiß, wem er welches Los zuschreibt“, sagte er. „Gott weiß, ob er Dunkelheit oder Licht in die Welt schickt, die Geringen aber führt er hierher.“

Wieder ließ er die Axt niedersausen, und diesmal war der Schlag so stark, daß das Blatt durch den Kloben hindurch in den frostigen Boden drang.

Dieses Gespräch habe ich, der Knecht Gottes Semen, Verfasser dieser Aufzeichnungen, zufällig mitangehört, als ich meinen Freund, den Koch Spiridon, besuchte. Ich saß am Fenster, vor dem Swjatoscha Holz hackte, kostete von dem Räucherfisch, den Spiridon mir angeboten hatte, blickte auf den im funkelnden Sonnenschein liegenden kleinen Garten, auf die hölzerne Umfriedung, den Pfad, der an ihr entlangführte, und betrachtete den blaßblauen Himmel, der sich über mir wölbte. Noch lange spaltete Swjatoscha Kloben; der Freund bot ihm seine Hilfe an, aber Swjatoscha lehnte ab, und so ging Petro fort, zögernd und sich immer wieder umsehend. Der Himmel war an jenem Tag fahl und ausgebleichen, und in der Nacht setzte ein so heftiger Frost ein, daß die Bohlen und das Holz in dem Schuppen knackten.

## 2

Im Frühjahr legten Flößer unterhalb des Klosters an und warfen Baumstämme ans Ufer, die den Berg hinaufgeschleppt

werden mußten. Der weiche Lehm schmatzte unter den Füßen, ab und zu glitt den Trägern ein Stamm von der Schulter und rutschte den Berg hinunter. Dann schrien und piffen die Männer warnend, und die weiter unten Stehenden stoben nach allen Seiten auseinander. Es roch nach Wasser, Algen und Fischen. In Ufernähe hatten Fischer ihre Netze ausgeworfen. Der Himmel strahlte in klarem, frischem Blau, und wenn die Fischer das Netz einholten, glänzte es silbrig zwischen den Maschen.

Swjatoscha hielt einen Moment inne, blickte auf den Dnepr und sah sich plötzlich mit seiner Gefolgschaft in großen Booten, die auf Kiew zutrieben. Er schickte den hölzernen Umfriedungen und Türmen sein Hornsignal entgegen. Die Sonne ging unter, tauchte den Fluß in Gold, und mittendrin brannten seine Boote. . . Swjatoschas Kiefer mahlten. Er hob einen Stamm auf die Schulter.

„Übernimm dich nicht, Bruder Nikolai“, sagte ein stämmiger Mönch mit buschigen Brauen, Bruder Nikodim. „Wir tragen ihn zusammen.“

Swjatoscha warf nur einen kurzen Blick auf den Mönch – es war jener Nikodim, welcher später Bischof von Susdal werden sollte – und schleppte den Stamm alleine den Berg hinan. Mantel und Kutte starrten vor Schmutz, die groben Schuhe waren braun vom Lehm. Swjatoscha ging langsam, weil er den Stamm auf dem glatten Pfad balancieren mußte. Ab und zu hielt er sich an den bereits knospenden Zweigen der Büsche fest, um das Gleichgewicht zu wahren.

„Komm, ich helfe dir, Bruder Nikolai“, sagte Issaaki, der Narr in Christo, der gerade den Pfad hinunterkam. „Sonst reibst du dir noch die fürstlichen Schultern auf.“

Ich stand derweil unten bei den Stämmen. Der Abt hatte mir aufgetragen, den Transport zu überwachen. Aber sogar von hier sah ich, daß Swjatoschas Nacken rot vor Anstrengung war.

„Ich danke dir, Bruder Issaaki, daß du mich an meine

Nichtigkeit erinnerst“, erwiderte Swjatoscha demütig und versuchte, sich vor dem Narren zu verbeugen. Dabei rutschte er aus, verlor das Gleichgewicht, und der Stamm donnerte den Berg hinunter.

„Hahaha!“ lachte der Narr, daß es ihn schüttelte. „Das ist dir hier keine Tafelrunde!“

Ich schrie wütend zu Issaaki hinauf. Darauf neigte der den Kopf zur Seite, kniff die Augen zusammen und lachte fröhlich. Swjatoscha erhob sich. Mantel und Kutte glänzten vor Schmutz, aber sein Gesicht war ruhig.

„Er spricht reinen Herzens“, verteidigte er Issaaki. „Außerdem hat er recht: Baumstämme tragen ist nicht das gleiche, wie an einer Tafel sitzen.“

Issaaki indessen hielt einen Baum umfaßt und wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Ruh dich ein wenig aus, Bruder Nikolai“, bat ich freundlich.

„Ich bin nicht müde“, wehrte Swjatoscha keuchend ab. Seine Augen brannten in blauem Feuer.

„Nimm nur keine Rücksicht auf ihn, Bruder Semen!“ rief Issaaki von oben. „Wenn er sich schon für das Büsserhemd entschieden hat, soll er es auch tragen, wie alle anderen.“

Swjatoscha hob den Stamm wieder auf. Von nun an tastete er erst den Pfad mit den Augen ab, bevor er den Fuß setzte; er biß sich dabei vor Anstrengung auf die Lippe.

Beim oberen Holzstoß stand Petro und verfolgte das Geschehen. Ich sah, wie er herbeieilte, um seinem ehemaligen Herrn zu helfen, wie der ihn wegstieß und den Stamm selber auf den Haufen warf. Dann redeten sie heftig aufeinander ein. Ich könnte ihr Gespräch nachvollziehen, denn es ist nicht schwer zu erraten, worum es ging, aber dem Gebot folgend, ausschließlich der Wahrheit zu dienen, werde ich hier nur meine Vermutung äußern: Sicher versuchte Petro den Fürsten davon zu überzeugen, daß er diese Arbeit lassen solle. Ich selber hätte nur zu gerne diesen Wunsch erfüllt, denn ich bin we-

der hartherzig noch schadenfroh. Außerdem waren nur Mönche dafür eingeteilt, die Buße tun mußten; der Rest waren vom Kloster gedungene Leibeigene. Swjatoscha hatte selbst um diese Arbeit gebeten, und der Abt konnte ihm die Bitte nicht abschlagen.

Den Berg herunter kamen die beiden zusammen.

„Ich würde mich gerne noch mit dir unterhalten, Petro“, versicherte Swjatoscha. „Das Gespräch mit dir festigt meinen Geist auf wunderbare Weise. Aber ich muß noch eine Weile arbeiten. Danach können wir uns auf einen der Stämme niederlassen und unterhalten.“

„Und wenn ich meine Hilfe anbiete, Fürst?“ fragte Petro.

„Es täte mir um deinen teuren Mantel leid“, wandte der frühere Fürst ohne eine Spur von Ironie ein. „Der edle Stoff wird nur schmutzig.“

„Stoff ist dazu da, daß man ihn trägt“, entgegnete Petro.

„Dann will ich deinem guten Willen nichts entgegenstellen“, antwortete Swjatoscha demütig und fragte mich, ob ich etwas dagegen hätte, wenn Petro mithülfe.

Von nun an schleppten sie die Stämme gemeinsam den Berg hinauf. Einmal verlor der Jungmann das Gleichgewicht, glitt aus und beschmutzte dabei – wie um Swjatoschas Worten Wahrheit zu verleihen – Mantelsaum, Brust und Schultern mit rotbraunem Lehm, schien aber nicht darauf zu achten. Während sie so angestrengt arbeiteten, schnitt ich, wie es mir aufgetragen war, Kerben in einen Stock, um eine genaue Übersicht über die hinaufgetragenen Stämme zu haben. Als eine kleine Verzögerung eintrat, konnte ich meinen Blick ein wenig über den Dnepr schweifen lassen. Die Fischer zogen immer noch ihre silbrigen Netze ein. Große blitzende Fische zappelten darin. Erst als die Sonne sich gen Westen neigte, holten sie das letzte Netz ein, schütteten die Fische aus und sangen, während sie mit ihren Booten flußaufwärts ruderten – es waren die Fischer des Fürsten. Ihr Lied erhob sich ruhig und klar über dem Strom, im Gleichtakt dazu stießen die Ru-

der ins golddurchwirkte Wasser, während langsam der Mond über dem hügeligen Ufer aufstieg. Ich genoß den Anblick des hohen, wolkenlosen Himmels, und mein Herz wurde weich bei dem wundervollen Gesang. Merkliche Kühle stieg vom Boden auf, in dem sich die Herbstsaat zu regen begann. Ich spürte die allgegenwärtige tiefe Stille des Frühlingsabends und dachte: Was für ein glücklicher Tag, der in solch einer segensreichen goldenen Stille endet!

Swjatoscha und Petro kamen den Pfad herunter, um den letzten Baumstamm hinaufzutragen.

„Jetzt haben wir Zeit zum Reden bis zur Abendandacht, Petro“, sagte Swjatoscha schweratmend. Sein Gesicht war bleich, und die Augen traten aus den Höhlen. Ich betrachtete den Mann aufmerksam und entdeckte in diesen hervorquellenden Augen einen geheimen Schmerz – er fand sofort Widerhall in meinem Herzen, denn wer Schmerz in sich trägt, ist wert, Gottes Segen zu empfangen.

### 3

„Ich sehe mit Betrübniß, Fürst, wie sehr du dich erniedrigst“, sagte Petro. „Mit dieser übermäßigen Ärmlichkeit erlangst du nur die Verachtung der frommen Brüder. Ich wundere mich auch über deinen Magen. Einst war ihm die süßeste Speise nicht gut genug, jetzt begnügt er sich mit rohem Kraut und trockenem Brot. Schone dich, Fürst, damit dich keine Krankheit befällt, denn hast du keine Kraft mehr im Körper, hauchst du dein Leben aus, und ich kann dir nicht helfen.“

Sie saßen auf einem trockenen Weidenstamm vor der Küche. Swjatoscha kratzte sich mit einem Stock den angetrockneten Lehm von den Schuhen und schien dem Jungmann gar nicht zuzuhören. Wie er so dahockte, bot er den tragikomischen Anblick eines Mannes, der einen großen Kampf hinter sich gebracht hat, bei dem er gar oft in den Schmutz gefallen ist. In dem grünen Dunstschleier, der über Grigoris nahe gele-

genem Garten schwebte, wirkte das kummervolle Gesicht in der Dämmerung verzerrt, beinahe gespenstisch. Swjatoscha warf die Kapuze ab. Die Haare klebten schweißnaß am Kopf. Die Enden des schwarzen Schnurrbartes hingen bis zum Kinn. So saßen die beiden wohl eine Stunde lang, redeten, lauschten in die frühlingshafte Stille hinein oder sannten vor sich hin.

„Siehst du, wie recht ich hatte?“ sagte Swjatoscha. „Meine Frau hat es aufgegeben, mich zu besuchen und mich von meinem Entschluß abzubringen, und Kinder scheine ich gar nicht zu besitzen.“

„Sie hat einfach die Hoffnung verloren“, erwiderte Petro. „Und die Kinder sind zu klein, als daß sie sich selbst auf den Weg machen könnten.“

„Siehst du, davon bin ich schon erlöst. Und die Bojaren, die du so gerühmt hast? Von allen bist nur du mir treu.“

„Und wenn's nur einer ist! Deinen Brüdern kannst du keine Gleichgültigkeit vorwerfen.“

„Manchmal kommt der Großfürst zu mir“, fuhr Swjatoscha mit gedehnter Stimme fort und starrte nichtssehend vor sich hin. „Einmal erschien auch mein zweiter Bruder, als er in Kiew war. Aber mir sind ihre Besuche nicht recht. Sie führen die fromme Bruderschaft in Versuchung. Was ist das für ein armer Mönch, heißt es dann, wenn ihn sogar der Großfürst besucht?“

„Er besucht dich nicht als Großfürst, sondern als leiblicher Bruder. Und du kannst ihm nicht verbieten, seiner Bruderpflicht nachzugehen.“

„Leider“, stieß Swjatoscha hervor und warf den Stock mit heftiger Bewegung fort. „Denn obwohl wir Brüder sind, haben wir einander nichts zu sagen. Seine Angelegenheiten kümmern mich nicht, und meine ihn nicht. Ich habe auch keine, außer dem bescheidenen Dienst in der Küche.“

Er wandte den Kopf in meine Richtung (ich saß wieder einmal bei meinem Freund, dem Bruder Spiridon), und selbst



von hier aus sah ich, wie leer, gleichsam ausgehöhlt sein Blick war.

Der ehemalige Fürst und der Jungmann schauten einander an. Als erster schlug Petro die Augen nieder.

„Immer wenn ich das Kloster hinter mir gelassen habe“, sagte er so leise, daß ich es kaum vernehmen konnte, obwohl ich ein ausgesprochen feines Gehör besitze, „habe ich das Gefühl, daß eine schwere Krankheit deinen Geist befallen hat, Fürst. Aber wenn ich hier mit dir rede, muß ich dir recht geben. Doch hier in der Asche zu sitzen...“

Swjatoscha lachte hart auf.

„Ich habe die Armut gewählt, um Gott zu finden“, verkündete er. „Für ihn zu sterben ist mir Gewinn, und in der Asche sitzend, wie Hiob, fühle ich mich als Herrscher.“

„Hiob hat, im Unterschied zu dir, Gott angeklagt“, widersprach der Jungmann. „Außerdem: kein Fürst hat je so gehandelt.“

„Dann diene ich ihnen eben als Vorbild“, entgegnete Swjatoscha lächelnd. „Vielleicht beneidet mich einer und folgt meinen Spuren. Alles andere geht dich und die, die dich geschickt haben, nichts an.“

Mich ließ der Ton aufhorchen, in dem die letzten Worte gesprochen waren: hart, herzlos, ja grob, als wolle Swjatoscha den lästigen Gesprächspartner schnellstens loswerden. Das ist eine Fundgrube für Polikarp! dachte ich. Später hat er daraus tatsächlich mit meiner Hilfe die Geschichte verfaßt, die Swjatoscha berühmt machte, und sie dem Sendschreiben des frommen Bischofs von Wladimir und Susdal, Simon, beigelegt, das dieser ihm, Polikarp, angeblich hat zukommen lassen, um ihn von dem Wunsch abzubringen, selber Bischof zu werden. Auf diese Weise tat Polikarp der Welt seinen Wunsch kund, und alle staunten über seinen großen Mut – hatte er doch gegen sich selbst geschrieben! Das hilft ihm vielleicht einst, tatsächlich Bischof zu werden. Simon selbst hat nie etwas von seinem „Sendschreiben“ erfahren; er war einfältig

und des Schreibens nicht recht kundig, und seine Taubheit machte ihn unempfindlich für die gehässigen Einflüsterungen gegen Polikarp. Ich jedoch, der Knecht Gottes Semen, der nicht nach dem Ruhm dieser Welt strebt, kann diese Geschichte erzählen, wie sie sich wirklich zugetragen hat. Ich tue hier kund, was ich mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört habe. Der Koch Spiridon aber, bei dem ich wieder einmal zu Gast war, gab mir gebratenen Dneprfisch zu kosten und rief damit jenen herrlichen Abend mit den Fischern und ihrem Gesang über dem goldflimmernden Fluß in Erinnerung.

Das belauschte Gespräch mußte ich Polikarp erzählen, denn der Jungmann Petro begab sich danach sogleich zum Abt. Und da ich zu diesem keinen unmittelbaren Zugang habe, konnte ich die für mich so wichtige Unterhaltung leider nicht mithören. Polikarp dagegen nahm daran teil, und so vereinbarten wir, das Gehörte untereinander auszutauschen. Ich gab vor, einfach neugierig zu sein, während Polikarp seine Absichten nicht verbarg.

„Aus dir wird ein zweiter Jeremia!“ prophezeite er herablassend. Ich nahm es ihm nicht übel: unter dem Himmel und unter der Sonne sind wir alle arm an Geist.

#### 4

Jeremia saß auf seinem bemoosten Baumstumpf unter dem Stundeneisen und schien selber ganz mit Moos bewachsen: der fadenscheinige Mantel schimmerte grünlich, und auch der Kapuzenüberwurf erinnerte an das Dach einer wunderlichen, moosbewachsenen Hütte. Silbrig leuchtete der Bart, und die Augen schiefen friedlich unter bläulichen Lidern. Neben dem Klopfeisen wuchs eine Linde, deren klebrige hellgrüne Knospen sich gerade an diesem Morgen leicht geöffnet hatten. Die Frühlingssonne schien auf den Baum und den selig vor sich hin dösenden alten Mann herab. Ich kam gerade von

Polikarp und dachte daran, daß das, was ich gehört hatte, so normal und menschlich sei, daß es sich vielleicht überhaupt nicht lohnte, es zu erzählen: ein Jungmann hatte den Abt aufgesucht und im Namen der Fürsten um Erleichterung für seinen Freund gebeten.

„Der Fürst hat sich selbst diese Lebensweise ausgesucht“, hatte der Abt demütig erwidert. „Wir haben ihm nur seinen Wunsch erfüllt.“

„Ihr habt euch dem Willen eines nicht regierenden Fürsten gebeugt, aber es gibt noch den Willen desjenigen, von dessen Barmherzigkeit wir, nach Gott, alle abhängen“, gab der Jungmann zu bedenken.

„Amen!“ rief der Abt und richtete die schwarzen Äuglein auf den Besucher.

„Der Großfürst ist der Meinung“, sagte Petro feierlich, „daß die Stellung seines Bruders in diesem Kloster seine Ehre verletze.“ „Im Kloster sind alle vor Gott gleich“, mischte sich Polikarp ein.

„Aber das Wort des Abtes ist für den Mönch Gesetz“, sprach Petro hart. „Daher wünscht der Großfürst, daß sein Bruder durch Anordnung des Abtes an einen würdigeren Platz gestellt wird.“

„Hast du einen Beweis für die Gunst des Großfürsten?“ fragte Polikarp, und der Abt kniff zum Zeichen des Einverständnisses die Augen zusammen.

Der Jungmann fuhr in die Tasche und warf einen Beutel mit Griwnen auf den Tisch: Metall klirrte gegen Metall.

„Der Wille des Fürsten ist uns teuer“, versicherte der Abt und steckte das Säckchen ein. „Richte dem Fürsten aus, daß seinem Willen entsprochen wird. Zwar ist unser Kloster eine Heimstatt der Demütigen, und dies hier kann den Mißmut der Bruderschaft hervorrufen, aber es ist an uns, die Mönche so einzusetzen, wie wir es für richtig halten.“

Er streckte die Hand aus und segnete den sich verneigenden Jungmann.

„Ist es der Wille des Fürsten oder der des Jungmannes?“ fragte der Abt Polikarp, als Petro gegangen war.

„Ich denke, daß es der Wille des Jungmannes ist“, schloß Polikarp und sah zum Fenster hinaus. Durch die Ochsenblasenbespannung waren nur die Konturen des Besuchers zu erkennen, der zur Klosterpforte eilte. „Ich möchte bloß wissen, warum er das tut.“

Ich wußte, warum Petro das Silber auf den Tisch geschüttet hatte. Große Liebe hatte ich in seinen Augen gesehen, als er den unter der Last des Baumstammes gebeugten Swjatoscha betrachtet hatte. Große Liebe hatte ich in seiner Stimme vernommen, als er den Fürsten überredete, unser Kloster zu verlassen. Natürlich dienen wir Gott, aber auch er hat uns ja Liebe gepredigt. Wo ist die Grenze der Gegenwart Gottes, dachte ich in jenem Moment, wenn selbstlose Liebe einen Gefolgsmann heißt, seinen langjährigen Herrn zum Verlassen einer heiligen Stätte zu überreden? Es war eine ungleiche Freundschaft, denn ich hatte weder Liebe noch Dankbarkeit gegenüber dem Jungmann in Swjatoschas Reden gespürt. Hier im Kloster war er kaltherzig und dachte nur an sein eigenes Seelenheil; der weltliche und weit sündigere Mann dagegen war um das Wohl dessen besorgt, den er liebte. Es fiel mir schwer, die Dinge mit dem Maß zu messen, mit dem ich hier, hinter diesen Mauern, zu messen gewohnt war. Und obwohl unser Geist schwach ist vor der gewaltigen Kraft Gottes, konnte ich nicht umhin festzustellen, daß man oft gnadenreiche Menschen dort findet, wo man sie nicht vermutet, während solche, die die Hölle verdienen, sich unter der Maske der Demut verbergen können. Nicht ich habe diese Gesetzmäßigkeit entdeckt, das Leben selbst hat sie geschaffen.

„Wohin willst du so eilig, Bruder Semen?“ ertönte Jeremias Stimme so unerwartet hinter mir, daß ich zusammenfuhr.

„Mir sind ein paar Dinge aufgetragen worden“, antwortete ich.

„Nichts ist dir aufgetragen worden“, winkte der Mönch ab.

Ich begegnete dem Blick seiner grünen Augen, die an Lindenknospen vor einer weißen Wolke erinnerten. „Setz dich zu mir.“

Ich ließ mich vorsichtig auf dem Rand des Baumstumpfes nieder.

„Ich sitze hier, Bruder“, hub Jeremia mit überraschend warmer und herzlicher Stimme an, „und sehe ein wundersames Bild: Eine große Menschenmenge wälzt sich von der Klosterpforte her, und vornweg stampft ein mächtiger Keiler: das Fell borstig, schwarz, schreckliche Hauer. Eine Gestalt sitzt auf seinem Rücken, und andere umringen ihn von allen Seiten.“

Der Greis machte eine Pause, um Luft zu holen. Sein Blick wurde listig.

„Wohin wollt ihr?“ fragte ich. Ich gucke – da sitzt der Teufel auf dem Keiler...“

Da ritt also der Teufel auf dem schwarzen Borstenschwein, nackt, hielt die Zügel in der Hand und hieb mit einer goldenen Peitsche auf das Vieh ein. Der Teufel hatte eine riesige schwarze Fratze, große Nüstern, ein breites Maul, die Ohren waren spitz und hatten Büschel wie beim Luchs, zwei Hörner ragten auf, und zwischen ihnen wuchs ein Kirschbaum, an dem die roten Früchte leuchteten. Mit der freien Hand riß er Kirschen ab, warf sie unter die Menge, aber in den Kirschen war kein Saft, sondern Blut. Und die Menge aß die Kirschen, berauschte sich daran, tanzte umher, grölte zotige Lieder und vollführte unzüchtige Verrenkungen, der Teufel aber riß immer wieder sein rotes Maul auf, das voller roter Zähne war, und lachte wiehernd.

„Wohin wollt ihr?“ fragte Jeremia sie, und die Menge umringte den Greis. Der Keiler grunzte, nackte rußgeschwärzte Frauen und Männer tanzten umher, und ein Paar wälzte sich direkt zu seinen Füßen in sündhafter Vereinigung. Lachend klatschten die Leute dazu Beifall, daß es nur so schallte.

„Du fragst, wohin wir wollen?“ schrie der Teufel in das

Gelächter hinein. „Wir wollen Michail Tolbekowytsch holen, was sonst?“

Da bekreuzigte sich der Mönch, und der Teufelsspek verschwand . . .

„Deshalb habe ich dich gerufen, Bruder. Sieh doch mal nach, ob Michail in seiner Zelle ist.“

Ich erhob mich, um Jeremias Bitte zu erfüllen.

„Wenn er nicht dort ist, sagst du es mir, ich bleibe noch eine Weile hier sitzen.“

Er schloß die Augen, neben ihm reckten sich die ersten Lindenblättchen, der Himmel war an jenem Tag blau und still, die bebende göttliche goldene Sonnenkugel warf zärtliche Wärme auf die Erde.

Ich wußte, daß Michail nicht in seiner Zelle war, denn er war schon am Morgen über die Umzäunung geklettert und hatte sich hinter den Zellen ein ruhiges Plätzchen gesucht, um sich, wie Jeremia, an der Sonne zu wärmen. Dann sah ich den Zellendiener vorüberlaufen, rief ihn leise an, schickte ihn zu Jeremia und ließ ihm mitteilen, daß Michail Tolbekowytsch tatsächlich nicht in seiner Zelle sei.

## 5

Swjatoscha saß nun am Klostertor und flocht, um sich nützlich zu machen, Körbe aus Weidenruten, die ihm die Knechte brachten. Bald fertigte er so viele Körbe am Tag, daß er den Eingang damit säumte, und die Leute kamen sogar aus der Stadt, um sie zu kaufen, denn sie waren haltbar und schön zugleich. Das ging Tag für Tag so; die Knechte hatten bereits alle Weiden ringsum abgeholzt und mußten Ruten von weither holen. Swjatoscha aber saß am Tor und flocht ununterbrochen; seine Hände fanden keine Ruhe. Das verdiente Geld gab er ans Kloster, und der Abt war ihm gnädig. Wenn aber die Sonne unterging und der Himmel in Flammen stand, kam Petro, und die beiden führten lange Gespräche miteinan-

der. Ich wußte ungefähr, worüber sie sprachen. Petro war jetzt die Brücke, die Swjatoscha mit der Welt draußen verband.

Eines Tages konnte ich mich nicht länger bezähmen, kroch unter den größten Korb, den die Fürstenhände geflochten hatten, und belauschte eines dieser Gespräche. In dem klaren Abendlicht, da alle Laute verstummt waren und Stille über unserem Kloster schwebte, klangen die Stimmen der beiden gedämpft und fast herzlich.

„Ich habe für den Aufenthalt in Kiew schon mein ganzes Vermögen ausgegeben und müßte, um es zu erneuern, in die Dienste des Fürsten treten.“

„Der Vogel denkt nicht an das tägliche Brot, denn Gott teilt es ihm zu“, warf Swjatoscha ironisch ein.

„Es wäre hart für mich, wenn ich Kiew verlassen müßte. Ohne dich, Fürst, kann ich nicht leben.“

„Alles liegt in Gottes Hand“, erwiderte Swjatoscha gleichgültig. „Liebe Gott mehr als deinen Freund, als dein Ehe-weib, als Vater und Mutter!“

„Aber lieben muß man auch sie“, beharrte Petro. „Ich hoffe immer noch, Fürst, daß du ins normale Leben zurückkehrst. Es ist nicht schwer, gut zu sein, wenn man der Welt entsagt, sondern gut zu sein, während man unter den Menschen lebt.“

„Ich habe mich auch nie gut geheißt“, erwiderte Swjatoscha. „Was habe ich mit den Menschen zu schaffen, wenn ich meine Seele, meine eigene Seele retten muß?“

„Sieh, Fürst, wie der Himmel brennt! Erbebt nicht dein Herz angesichts dieser Schönheit, rührt es nicht an deine Seele, wenn du eine Nachtigall singen hörst? Ergreift es dich nicht, wenn du eine junge Mutter siehst, die ihr Kind in den Schlaf wiegt, und verharrst du nicht unwillkürlich, wenn vor dir der Fluß im Morgenlicht gleißt?“

„All diese Dinge sind nichtig, wenn die Seele in Aufruhr ist. Mit Schönheit schmückt nicht der Herrgott, sondern der Teufel die Welt – weil er uns in Versuchung führen will.“

„Seltsame Dinge redest du, Fürst!“ rief der Jungmann. „Schönheit ist ein Gottesgeschenk. Gott bringt Schönheit, der Teufel aber Finsternis in die Welt. Dient denn derjenige Gott, der vor der hellen Sonne in die Finsternis flüchtet?“

„Ich widerspreche mit deinen eigenen Worten, Petro“, erwiderte Swjatoscha demütig, während seine Finger unermüdlich flochten. „Es ist nicht schwer, Gott zu dienen, während man in der Sonne badet; es ist viel schwerer, ihm zu dienen in tiefster Finsternis.“

„Aber wozu?“ rief Petro aus.

„Weil unser Geist brennt und sich auflehnt“, flüsterte Swjatoscha heiser. „Wir sind zwiegespalten, sind verstört – können wir da der Gnade teilhaftig werden?“

„Wozu sich mitten im Leben in die Hölle werfen, und sei's um der Ewigkeit willen? Ist das nicht der Anfang des Höllenfeuers, das auch in der Ewigkeit brennen wird?“

Swjatoscha hielt im Flechten inne, wandte Petro sein Gesicht zu, und es flammte vor Zorn.

„Was redest du da für Unsinn? Die Welt ist böse und schlecht. Sie ist ein Teufelshort, und wer sich an ihr erfreut, dient dem Teufel.“

Ich lugte durch einen Spalt zwischen den Ruten und erschauerte: Petro weinte, während Swjatoschas Miene undurchdringlich und kalt war.

„Du bemühst dich umsonst, mich zu versuchen und zu erweichen“, fuhr er fort. „Mein Entschluß ist endgültig und unwiderruflich. Alle haben mich vergessen, außer dir, und auch du mußt mich vergessen.“

„Niemals, Fürst!“ rief Petro. „Ich hoffe, daß ich dich doch überzeugen kann, damit du nicht ins Verderben rennst.“

„Du rennst ins Verderben, nicht ich“, sagte Swjatoscha mit eisiger Stimme. „Noch heute will ich den Abt bitten, daß er mir erlaubt, in einer Höhle zu leben.“

„Warum, Fürst?“ fragte Petro entsetzt.



„Weil ich nicht mehr lange in dieser Welt zu leiden haben werde.“ Swjatoscha verstummte, und sein Blick wurde schwer und undurchdringlich. „In drei Monaten werde ich von hinnen scheiden.“

„Barmherziger Vater!“ stieß der Jungmann hervor.

Erst viel später begriff ich den Sinn dieses Satzes. Nicht seinen eigenen Tod sagte Swjatoscha damit voraus. Aber vielleicht muß, wer mit dieser Welt brechen will, so unbarmherzig sein, wie Swjatoscha sich gab? Viele Bande verknüpfen uns mit dem Leben – Bande der Liebe, nicht des Hasses, denn von denen, die man haßt, kann man sich leichter trennen. Liebe ist ein Abglanz Gottes in unseren Seelen. Hassen aber kann man nicht lange, ohne den Gehaßten zu sehen, lieben kann man indes auch jemanden, der schon zu Staub zerfallen ist. Das ist unser großer Reichtum, und wir sollten ihn hüten, so gut wir können. Daher habe ich nie die Verbindung zur Außenwelt abgerissen, auch wenn ich das Büssergewand angelegt habe. Ich habe es nicht deshalb angelegt, um mich zugrunde zu richten, sondern um mich Büchern zu widmen und Weisheit daraus zu schöpfen. Nicht jeder hat diese Neigung verstanden, daher habe ich mich zurückgezogen. Oft denke ich, daß meine wahre Berufung nicht darin besteht, in der Welt zu leben, sondern nur den Beobachter zu spielen. Doch brennt in mir nicht das gleiche Feuer wie in Jeremia. Er war boshaft und legte es darauf an, den Brüdern Böses zu tun. Ich dagegen habe immer versucht, die Welt zu erkennen, um sie dann darzustellen, so gut ich vermag. Und wenn einer in meinen Werken Böswilligkeit und Verachtung gegenüber den Menschen festgestellt haben will, dann irrt er sich gründlich: ich beschreibe nur Taten, und die werden auf der Waage des Guten gewogen werden. Nur Taten sollen beurteilt werden, nicht Menschen! habe ich mir immer wieder gesagt. Vielleicht hat sich auch Jeremia von diesem Prinzip leiten lassen, nur hat er unsere Taten in einem kurzen Zeitraum beurteilt, während ich es wage, mich der Ewigkeit zu stellen.

Der Jungmann hatte Swjatoschas Worte damals nicht verstanden. Er fiel vor dem Fürsten nieder (ich beobachtete das alles durch den Korb hindurch), und Tränen netzten die Schuhe des ehemaligen Gebieters.

„Weh mir, mein Herr und Wohltäter!“ klagte er. „Ich habe mein Leben lang nur für dich gelebt und deine Güte geliebt, Fürst, und alles, was ich an Gutem besaß, hatte ich von dir. Neben dir habe ich mich sicher gefühlt und gewußt, wozu ich auf dem Pfad des Lebens schreite. Du läßt deine Brüder, deine Familie, deine Gefolgschaft und am meisten mich in unsäglichem Gram zurück. Enthülle mir deine Krankheiten, ich beschwöre dich, Fürst! Ich werde bis ans Ende der Welt gehen und das Kraut suchen, das dich heilt. Ich werde alles, was ich habe, verkaufen, um Ärzte zu holen. Und auch deine Brüder werden mir helfen.“

Swjatoscha hatte mit dem Flechten aufgehört. Die Hände lagen reglos auf den Knien, und sein trüber Blick unter schweren Lidern glitt teilnahmslos über den am Boden kauern den Petro hinweg. Die Liebe des Jungmannes, so dachte ich in jenem Moment, ist wohl genauso übermäßig wie der Glaube des Fürsten. Grenzenlose Liebe und übermäßige Liebe sind nicht ein und dasselbe: übermäßige Liebe ist immer einseitig. Ich erinnerte mich an meine Mutter, die bitterlich weinte, als ich die Mönchskutte anlegte. Sie tat mir damals nicht leid. Jetzt, unter dem engen Korb hockend, erkannte ich mit einemmal, wie hartherzig ich gewesen war, und die Scham stieg mir heiß ins Gesicht: das konnte man zu Recht Sünde nennen!

Der Jungmann faßte den Fürsten bei den Händen.

„Geh nicht schweigend von mir, sag mir: Woher hast du diese Kunde? Ich gebe mein Leben für dich hin. Wenn Gott dir das kundgetan hat, bitte ihn, daß ich für dich sterben darf. Denn wenn du mich verläßt, wo soll ich dich beweinen: etwa in der Asche oder am Tor, wo du lebst?“

Bei diesen Worten flackerten Swjatoschas Augen dunkel

auf. Ein Gedanke war ihm gekommen; ich wußte damals noch nicht, welcher. Er schwieg weiter zu den Klagen seines Freundes und blickte über seinen Kopf hinweg.

Langsam wurde es mir in dem Versteck unbehaglich. Ich reckte die steifgewordenen Glieder, und der Korb knarrte. Zum Glück hörten es die beiden nicht. Endlich öffnete Swjatoscha den Mund. Er sprach langsam, mit bleierner Stimme.

„Es ist gut, auf den Herrn zu vertrauen und sich nicht auf Menschen zu verlassen. Weiß er doch jegliche Kreatur zu ernähren, die Armen zu schützen und zu erretten. Er weiß auch, wen er von der Welt nimmt: wer darum bittet oder wer sich ans Leben klammert. Darum befiehlt er dir durch meinen Mund: Empfange die Mönchsweihe!“

Petro weinte. Er sah durch die Tränen zu Swjatoscha auf, und seine Lippen bebten.

„Zeige mir, wo wir leben werden“, bat er.

Der Fürst erhob sich hastig. Die Weidenruten fielen von seinen Knien. Ganz seine Pförtnerpflichten vergessend, eilte er mit langen Schritten über den Klosterhof, ihm nach trottete Petro. Ich kroch schnell aus meinem Versteck hervor und folgte ihnen.

Unter dem Stundeneisen saß wie gewöhnlich Jeremia. Ich kreuzte die Arme über der Brust und verneigte mich, in der Hoffnung, er würde mich nicht bemerken. Aber die grünen Augen glühten mir bereits entgegen.

„Wohin willst du so eilig, Bruder Semen?“ rief er.

„Mir sind ein paar Dinge aufgetragen worden“, leierte ich herunter.

„Nichts ist dir aufgetragen worden“, wehrte der Altmönch ab. „Setz dich einen Moment zu mir.“

Ich mußte seine Bitte erfüllen, obwohl ich viel lieber Swjatoscha und Petro nachgelaufen wäre.

„Ich sitze hier so“, hub Jeremia mit geschlossenen Augen an, „döse ein wenig vor mich hin, und da sehe ich wieder einen Traum, oder vielleicht eine Vision? Ich sah einen Fuchs in

Kutte, Kapuzenüberwurf und Mantel, und er bellte laut. Dann kamen viele kleine blaue Vögel angeflogen. Sie flatterten mit den Flügeln; nach und nach verschwanden sie. Dafür erblickte ich einen weißen Kranich in den Zähnen des Fuchses. Der Kranich schrie, daß sich mir das Herz zusammenkrampfte. Und dann sah ich, daß das Klostertor offen war und langsam jener Kaufmann im weißen Mantel hereintrat. Kannst du mir diesen Traum deuten, Bruder?“

Er sah mich mit flammendem Blick an, der an ein grünes, über ein Häufchen Salz geworfenes Tuch erinnerte, und ein Schauer überlief mich. Wie, wenn der Altmönch wirklich hellsehen konnte? Daher beeilte ich mich nicht mit der Antwort, sondern schwieg.

„Wer ist gerade Pförtner?“ fragte Jeremia.

„Bruder Nikolai“, antwortete ich demütig.

„Bruder Nikolai ist ein würdiger Mönch, aber jeder Würdige kann sich unversehens in einen Unwürdigen verwandeln. Vielleicht schaust du einmal nach, ob er noch auf seinem Platz ist? Denn der Kaufmann... Du weißt schon, wer er ist.“

Ich erhob mich. Seltsame Gefühle erfaßten mich. Jeremias Worte trieben mir fast die Tränen in die Augen. Er hatte es anscheinend erraten: der Teufel war über die Schwelle unseres Klosters getreten, der Teufel in weißem Mantel und mit einem sonnigen Lächeln auf den Lippen. Er hatte keinen Strauß Kletten mehr unter dem Mantel, sondern schwenkte die Arme und piff munter vor sich hin. Ich dachte so bei mir, daß Jeremia wohl versuchte, sich mir zu nähern, daß er für sein Alter einen außerordentlich regen Geist besaß und daß er überaus einsam war, wie er so auf dem Baumstumpf unter dem Klopfeisen hockte.

Aber ich hatte keine Zeit, das alles tief in mich aufzunehmen; ich mußte weiter.

„Vergiß nicht, mich zu unterrichten“, rief mir Jeremia nach.

Ich lief bereits Swjatoscha und seinem Freund hinterher. Wie beim vorigen Mal traf ich den Zellendiener, bat ihn, Jeremia auszurichten, daß Swjatoscha nicht am Klostertor sitze, und stieg hinunter zu den Höhlen. Meine Knie zitterten, und sogar die Zähne schlugen aufeinander.

6

Mit einem brennenden Kienspan eilte ich durch die dunklen Gänge, vorbei an den kleinen Fenstern, hinter denen sich die Klausner in ihren Zellen zu schaffen machten, mancher ohne Licht. Vor mir vernahm ich das knirschende Geräusch von Spaten. Schon von weitem sah ich drei dunkle Gestalten; eine vierte grub. Dann bückten sich zwei der Gestalten, und als ich nähertrat, erkannte ich in ihnen Swjatoscha und Petro, die Erde in Säcke schaufelten. Marko der Höhlenmönch, der bei uns als Totengräber arbeitete, hantierte mit dem Spaten, der vierte, der reglos das Geschehen verfolgte, war Lawrenti, der Besessene zähmte und später ebenfalls Klausner wurde.

Swjatoscha stauchte den Sack, und ich half, ihn auf seinen Rücken zu heben. Keuchend, in völliger Dunkelheit, trabte der Fürst zum Ausgang. Der Jungmann warf sich den anderen Sack über die Schulter und folgte Swjatoscha.

„Was macht ihr hier?“ fragte ich so beiläufig wie möglich.

„Der Fürst hat ein Grab bei mir bestellt“, ließ sich Marko aus der Höhlennische vernehmen.

„Für sich oder für jemand anderes?“ fragte ich.

„Für seinen Freund“, meinte Lawrenti lächelnd. Wir verstummten, denn Swjatoscha kehrte mit dem leeren Sack zurück. Ihm folgte der Jungmann, und von neuem schaufelten sie mit den Händen Erde in die Säcke.

„Denkst du schon ans Sterben, Bruder Nikolai?“ erkundigte ich mich.

Swjatoscha hob das verstaubte Gesicht. Im flackernden Kerzenlicht glänzten seine Augen trübe.

„Ich will die letzte Brücke abreißen, die mich mit der Welt verbindet“, sagte er feierlich.

Die Antwort war vieldeutig, keiner von uns verstand sie recht. Wir nickten nur mitfühlend.

Swjatoscha stauchte wieder den Sack, und ich half ihm beim Aufnehmen. Wie ein Schatten huschte Petro hinterher. Dann stieß Markos Spaten auf etwas Festes.

„He, Brüder“, rief Marko der Totengräber, kroch aus der Nische und hielt einen bleichen Schädel in der Hand. „Hier liegt schon jemand.“

„Das ist Prochor der Kräutermann“, erklärte Lawrenti. „Der aus Melde Brot buk.“

„Warum ist er einfach so verscharrt worden?“ fragte Marko.

„Das frag lieber Jeremia“, wehrte Lawrenti ab und bekreuzigte seine Lippen. „Der ist schließlich schon wer weiß wie lange hier.“

„Hier kann ich nicht weitergraben“, protestierte Marko.

„Warum nicht?“ wandte Lawrenti ein. „Prochor gräbst du weiter unten ein, und obendrauf kommt der neue.“

Als ich jedoch Marko den Totengräber ansah, lief es mir kalt über den Rücken. Seine schwarzen Augen waren weit geöffnet, und seine Stimme ließ sogar Swjatoscha und seinen Untertanen im Gang innehalten.

„Prochor, Kräutermann!“ rief Marko. „Hast du etwas dagegen, wenn der Staub eines anderen Bruders auf dir lagert?“

Dumpfe Stille hing in der Höhle. Leer und stumm fletschte der Schädel die Zähne. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn, während Lawrenti leise lächelte.

„Er hat nichts dagegen“, verkündete Marko der Totengräber feierlich und legte den Schädel behutsam in die Grube zurück.

Da rührte sich Swjatoscha, kam zu uns, und lautlos, wie ein Schatten, folgte ihm der Jungmann.

Sie standen vor der Nische. Swjatoscha bat uns zu gehen. Wir taten so, als entfernten wir uns, blieben aber hinter einer Biegung stehen und hörten ihr seltsames Gespräch mit an.

„Wer von uns sehnt sich mehr nach dem Grabe?“ fragte Swjatoscha mit harter Stimme.

„Keinem ist es angenehm, im Grab zu liegen“, wandte der Jungmann ein. „Aber du sollst leben, Fürst, also laß mich hier.“

Tiefe Stille herrschte. Wir wagten kaum zu atmen.

„Dann mag es sein, wie du es wünschst!“ sagte Swjatoscha feierlich. „Ich werde dafür sorgen, daß alles zur Mönchsweihe vorbereitet wird. Bleib hier!“

Er ging. Dumpf hallten die schweren Schritte durch die Dunkelheit.

Währenddessen hörten wir den Jungmann weinen. Er schluchzte wie ein Kind. Ich erschrak. Was für eine brennende Liebe hegte dieser Mann zu Swjatoscha! Weder ich noch irgendeiner meiner Klosterbrüder waren zu so einer Liebe fähig. Jeder von uns trug sein Kreuz; es gab auch solche, die mit dem Nächsten die Buße teilten, aber wer von uns wäre für den anderen in den Tod gegangen? Mir wurde unheimlich in dem finsternen Gang. Damals hätte ich es nicht für möglich gehalten, daß ich selbst mich eines Tages hier unten in den Höhlen in einer Zelle einschließen würde, um des Schreibens willen. Heute scheint mir mein Schicksal dem Petros sehr ähnlich. Er ging in die Finsternis im Namen der Liebe, und auch ich schreibe das alles im Namen der Liebe. Er legte hier seine Knochen nieder, damit einst ein neuer Totengräber seinen Schädel aus der Nische nähme und ihn beim Lichte des Kienspans betrachtete. Vielleicht findet auch eines Tages jemand diese Pergamentrollen und liest sie. Wir werden beide vergessen sein, denn zu Heiligen wird man uns in diesem Kloster nicht ernennen, und vor unseren Mumien wird

man sich nicht verneigen. Eher vor solchen wie Swjatoscha oder Jeremia, Marko oder Lawrenti. Da ist sie, die wahrhaft große Tat! sinnierte ich damals. Sie geht ins Nichts ein, in die ewige Finsternis um des hehren Feuers willen, das wir kühn in unserer Brust schüren... Ich lauschte dem Weinen des Todgeweihten, und mir selber liefen die Tränen über das Gesicht. Vielleicht ist just in jenem Moment in mir erwacht, was später zum leidenschaftlichen Wunsch wurde: ebenfalls von so einem Feuer erfaßt zu werden. Verurteile nie jemanden voreilig! schwor ich mir damals. Versuche erst immer zu verstehen!

Marko der Totengräber ging fort, nur Lawrenti und ich blieben zurück. Dann erschienen der Abt Nikon, Pimen der Faster, Issaja, Jeremia der Seher, Issaaki der Narr, Agapit der Arzt, Grigori der Wundertäter, Nikolai, der nachmals Bischof von Tmutorokan wurde, Nestor der Chronist, Grigori der Verfasser des Kanons, Feoktist, der später Bischof von Tschernigow wurde, Polikarp, der alsdann das Väterbuch zusammenstellte, Onissifor und nach ihm Swjatoscha. Jeder trug eine Kerze in der Hand. Sie brachten das Evangelium, den Mönchsmantel, die Kutte, den Kapuzenüberwurf und alles Nötige zum Haareschneiden.

„Willst du geschoren werden?“ fragte der Abt den Jungmann, und Petro weinte von neuem.

„Gott hat euch gerufen, um den Wunsch meines Herzens zu erfüllen!“ sagte er.

„Bruder!“ ließ sich Jeremia vernehmen. „Willst du, der du vor dem heiligen Altar und dieser heiligen Gemeinschaft kniest, in den erhabenen Mönchsstand treten?“

„Ich will“, sprach Petro leise.

Dann geschah alles nach Regel und Vorschrift. Man schor den Jungmann, kleidete ihn ein, hub an zu singen. Es war ein ernster, weihevoller Gesang; in den Höhlen hallten die Stimmen doppelt wider, und die Gesichter waren im Schein der Kerzen doppelt feierlich. Ich aber stand hinter all den ehr-



würdigen heiligen Vätern und weinte, denn ich hatte das Gefühl, als würde hier die Totenmesse für eine lebendige Seele gehalten, die nie wieder Himmel und Sonne schauen wird. Und dann sah ich das Gesicht des Jungmannes, der jetzt Daniil hieß. Es trug den gleichen Ausdruck, wie ich ihn bei dem Besessenen bemerkt hatte: die Augen, nun tränenlos, waren unnatürlich geweitet, schmerzerfüllt, leidvoll. Vom Kerzenlicht angestrahlt, schien es wie aus einem Heiligenbild herausgelöst. Mein Herz zog sich zusammen. Da ist er, der Leidgeprüfte, der Schmerzensreiche!

Nur Swjatoscha sah nicht das stille Leuchten im Gesicht seines treuesten Gefolgsmannes und Freundes. Sein Blick blieb finster und trübe. Die Lippen flüsterten ein Gebet, und die gefalteten Hände krampften sich nervös.

Der Abt entzündete eine Kerze und reichte sie Bruder Daniil.

„Möge diese Kerze vierzig Tage und Nächte brennen!“ sagte er.

Sie drehten sich um und gingen. Das Haar des Geschorenen nahmen sie in einem Tuch mit.

## 8

Drei Monate lang, Tag für Tag, Nacht für Nacht, weinte Bruder Daniil. Wir gingen zu ihm, suchten ihn zu trösten, beteten für ihn – es nützte nichts. Die Tränen rannen ununterbrochen aus seinen Augen. Das sonst so frische, runde Gesicht fiel ein, der Jungmann magerte zusehends ab, nur die hellen Augen leuchteten gütig und rein. Bald wurde die Haut wächsern, die Nase spitz und der spärliche Bart färbte sich weiß . . . In wenigen Monaten war aus dem blühenden Mann ein Greis geworden. Die Stirn bedeckten tiefe, dichte Falten, und die Hände trockneten aus wie bei einer Mumie. Swjatoscha besuchte seinen Gefolgsmann und Freund nicht ein einziges Mal. Er flocht unablässig Körbe. Eine große Anzahl da-

von kaufte sein Bruder, um damit Mauern zu befestigen. Erde wurde hineingeschüttet, und die Körbe stellte man in Reihen auf. Da also die Körbe abnahmen, fand Swjatoscha keine Ruhe, ebensowenig wie die Knechte, die ihm immer neue Weidenruten bringen mußten. Er begann im Morgengrauen und hielt erst in der Dunkelheit ein. Viele Kiewer kamen an das Klostertor, um Körbe zu kaufen – sie waren weit und breit berühmt geworden. Erst als Swjatoscha so viele gefertigt hatte, daß er sie zu beiden Seiten des Weges aufstellen mußte, dachte er an Bruder Daniil, stand auf, schüttelte die Rutenreste von den Knien und stelzte mit vom Sitzen steifgewordenen Beinen zu den Höhlen hinunter. Ich kam gerade aus der Stadt zurück, wohin der Abt mich in klösterlichen Angelegenheiten geschickt hatte, und konnte eben noch hinter Swjatoscha in den Höhleneingang huschen.

Er trug eine Kerze in der Hand. Ich folgte ihm lautlos, versteckte mich in derselben Nische, von der aus ich mit Marko und Lawrenti zusammen das Gespräch zwischen dem Fürsten und dem Jungmann belauscht hatte, und konnte so jedes Wort verstehen, das dieses ungewöhnliche Paar miteinander wechselte.

Swjatoscha trat zu dem Jungmann, musterte ihn durchdringend und rief ihn an.

„Bruder Petro!“ Er nannte Daniil bei seinem früheren Namen. „Soll ich dich mit mir nehmen?“

Der Jungmann erhob sich mühsam von seinem ärmlichen Lager. Sie standen einander gegenüber. Tränen rannen aus Petros Augen.

„Warum weinst du unablässig, Bruder?“ fragte Swjatoscha mit dumpfer Stimme. Der Jungmann antwortete nicht.

„Soll ich dich mit mir nehmen?“ wiederholte der Fürst seine Frage.

„Gib mich frei“, bat Petro schluchzend. „Ich möchte für dich sterben. Du aber bete für mich.“

Ich mochte nicht in sein Gesicht blicken: es war rein, fast

durchsichtig, und der weiße Bart verunstaltete es nicht. Schlank und schön stand der Jungmann vor seinem früheren Herrn.

Schweigend betrachtete Swjatoscha den unfreiwilligen Klosterbruder. Sein Blick war düster.

„Habe Mut, Bruder, und halte dich bereit“, sagte er schließlich. „In wenigen Tagen wirst du vor Gottes Angesicht treten.“

Er knirschte mit den Zähnen, wie er es immer tat, wenn er an sein vergangenes Leben dachte, machte kehrt und schlurfte davon. Als ich das Kloster betreten hatte, war eine neue Fuhre Weidenruten gekommen, und Swjatoscha mußte wieder an die Arbeit gehen.

Von Stund an versiegten Petro-Daniils Tränen, Ruhe und Ergebenheit zogen in ihn ein. Am nächsten Tag empfing er die Sterbesakramente, legte sich nieder, ordnete seine Kleider und befahl, ohne die von Swjatoscha angekündigte Frist abzuwarten, dem Herrn seine Seele.

Ich aber, der Knecht Gottes Semen, war in seiner letzten Stunde bei ihm und fragte den Seligen, ob er niemanden aus der Bruderschaft sehen wolle. Er schüttelte heftig den Kopf, woraus ich schloß, daß er von seiner übermäßigen Liebe geheilt war und keinen Schaden an seiner Seele genommen hatte. Als ich ihm die Augen schloß, konnte ich die Tränen nicht zurückhalten und beweinte ihn wie einen nahen Verwandten.

Dann trat ich ans Licht. Es war ein schwüler Sommerabend, am blassen Himmel schwebten ein paar rosafarbene Wolken. Ich schwitzte, während ich den Weg hinanstieg. Oben angekommen, blieb ich schweratmend stehen. Der Schweiß rann mir in Strömen übers Gesicht, die Haare klebten am Kopf. Am westlichen Himmel ballten sich trübe Regenwolken.

Ich ging zum Tor und fand Swjatoscha beim Flechten. Auch sein Gesicht war schweißüberströmt.

„Euer Freund und Bruder hat soeben seinen Geist aufgegeben“, sagte ich leise.

„Wie?“ Swjatoscha drehte sich gereizt um.

„Euer Freund und Bruder hat soeben seinen Geist aufgegeben“, wiederholte ich lauter.

Er sah mich mit finsterem, verständnislosem Blick an, dann entblößte er die dunklen, fauligen Zähne.

„Das bedeutet, Bruder Semen“, rief er freudig, „daß mich nun endlich nichts mehr mit dieser Welt verbindet!“

Er neigte den Kopf zur Seite, und um seine Lippen spielte so etwas wie ein Lächeln. Unwillkürlich fuhr ich zusammen: ich sah in ein totes Gesicht; es war wächsern und starr. Der Schweiß auf ihm trocknete ein, und der Blick war leblos und gläsern.

welches von Brochor handelt,  
 der aus Melde Brot kuf  
 und Asche in Salz verwandelte

---



In seiner Zelle befand sich ein Herd, auf dem es ständig kochte und brodelte, und auf den Regalen rings an den Wänden standen unzählige Krüge und Töpfe. Der kleine, bucklige Mönch mit dem schütterten Zwickelbart und dem runzligen Kindergesicht verließ seine Klausur nur zum Gottesdienst, nach der Frühandacht aber, wenn alle in ihre Zellen zurückgekehrt waren, um weiterzuschlafen, klemmte er sich einen Sack unter die Achsel, steckte ein Messer in die Tasche und schnitt Melde auf den Hängen hinter dem Kloster. Wenn der Sack voll war, warf er ihn sich über die Schulter und trottete in seine Zelle zurück. Er entfachte das Feuer im Herd, hantierte mit Töpfen und Tiegeln, schnupperte, rührte, probierte. Er ging nicht mehr in den gemeinsamen Speisesaal, aß außer der Hostie kein Brot, nahm auch kein Gemüse zu sich. Stundenlang hockte er in der Zelle, zerkleinerte Melde, zuerst mit dem Stößel, dann mit den Händen, und da er das Schweigegelübde abgelegt hatte, redete er auch mit niemandem. Manchmal legten neugierige Mönche das Ohr an seine Tür, um zu lauschen, ob er auch nicht mit sich selber spräche, doch in der Zelle herrschte tiefes Schweigen; nur ab und zu war das Rascheln der Kräuter und das Brodeln in den Töpfen zu hören. Im Winter zog er von Zelle zu Zelle und kratzte die Asche aus den Öfen. Das hatte er sich zur Pflicht gemacht. Aus Holz brannte er Pech und bestrich damit die Wände seiner Zelle, so daß sie schwarz

glänzten. Keiner der heimlichen Beobachter oder Lauscher – nicht einmal Jeremia, der doch so ungemein neugierig war – wußte so recht etwas mit dem seltsamen Tun des gnomenhaften Mönchs anzufangen. Keiner begriff, was er vorhatte; keiner konnte sein Gesicht sehen, denn wenn er zur Kirche ging oder sich aufmachte, Melde zu holen, blickte er nur zu Boden und schien so selbstvergessen, daß manch übereifriger Faster gewiß vor Neid erblaßt wäre. Nur einen Gedanken hatte er deutlich ausgesprochen, bevor er das Schweigegelübde ablegte. Er wurde später oft wiederholt und war auch nicht sein eigener Gedanke, sondern dem Evangelium entnommen.

„Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nichts in die Scheunen, und unser himmlischer Vater nährt sie doch.“

Vielleicht ließen Prochor auch deshalb Vögel nicht gleichgültig. Sobald er Flügel schlagen hörte, vergaß er seinen Bukkel, reckte den spitzen Bart und blickte lange seinen gefiederten Freunden nach. Und auch sie fürchteten Prochor nicht – auf dem Dach seiner Behausung hatte ein Storch sein Nest gebaut. Man erzählt – obwohl ich es nicht recht glaube –, eines Morgens, als Prochor gerade Melde schnitt (er trocknete sie für ein ganzes Jahr im voraus), sei der Storch zu ihm auf den Hügel geflogen, und sie seien einträchtig dahinspaziert; Prochor habe das Schweigegelübde gebrochen, mit dem Vogel geredet, und der habe zur Antwort mit dem Schnabel geklappert. Der allgegenwärtige, damals noch jüngere Jeremia hatte sich dem wunderlichen Paar nähern wollen, aber der vermaledeite Vogel war unruhig geworden, und so war es Jeremia nicht gelungen, sich dicht heranzuschleichen. Prochor habe seinen Sack genommen, hastig den Hügel verlassen, und der Storch sei ihm nachgeflogen. Als Jeremia der Bruderschaft von dieser ungewöhnlichen Freundschaft zwischen Mensch und Vogel erzählte, meinte jemand, Prochor verkehre auf diese Weise mit dem Teufel, man müsse seine Töpfe und Tiegel zerschlagen und ihn für besessen erklären. Doch

Prochor besuchte nach wie vor eifrig die Gottesdienste, betete noch eifriger, wobei er niederkniete und die Stirn zu Boden schlug. Außerdem, so hatte der damalige Abt eingelenkt, sei der Vogel ein Geschöpf Gottes und könne nicht teuflisch sein.

Jeremia aber fand keine Ruhe. Einmal schlich er heimlich in Prochors Zelle und kostete von den Tränken in den Krügen. Sie schmeckten nach Kräutern, aber der Geruch in der Zelle war unausstehlich. Prochor brühte täglich die Kräuterauszüge neu auf, daher säuerten sie nicht. In einigen Gefäßen war allerdings auch saures Gebräu. Lebte der Mönch nur von diesen Essenzen? Außerdem hatte Prochor in seiner Zelle eine Grube ausgehoben, in der er mehrere Fäßchen Asche aufbewahrte, die er im Winter gesammelt hatte.

Hin und wieder wagte sich ein Bruder zu Prochor herein, setzte sich und sah dem Mönch zu, doch Prochor beachtete ihn gar nicht, suchte aber auch nicht sein wunderliches Treiben zu verbergen. Er kochte, rührte, kostete von dem Gebräu, und manchmal, wenn er guter Stimmung war, hielt er auch dem Besucher den Topf hin, aber nur wenige nahmen das Angebot an. Die aber probiert hatten, blieben den ganzen Tag über munter und frisch und verspürten keinen Hunger.

Sein Schweigegelübde brach Prochor in Anwesenheit von Jeremia, der bei ihm in der Zelle gesessen und zugesehen hatte, wie der Mönch Melde mit den Fingern zerrieb. Das zerkleinerte Kraut schüttete er in einen Trog, goß Flüssigkeit aus einem Krug darüber, mischte das Ganze und verknetete es mit seinen kleinen, flinken Händen zu einem Teig. Das dauerte lange, so daß Jeremia die Geduld verlor, hinausging und nicht sah, was weiter geschah. Aber ein unbestimmtes Gefühl ließ ihn nach einer Weile umkehren. Schon an der Schwelle empfing ihn der Mönch mit einem frischgebackenen Brot in der Hand, das sich vom gewöhnlichen Brot nur durch die grüne Farbe unterschied.

„Von diesem Augenblick an, Bruder, gebe ich das Schwei-

gegelübde auf. Es war mir von einem Engel geheißten worden, den der Herrgott mir gesandt hatte. Und dieses Brot schenke ich dir dafür, daß du am häufigsten meine Einsamkeit geteilt und durch deine Unterhaltung meinem Herzen wohlgetan hast.“

Er legte die Hand auf die Brust und verneigte sich vor Jeremia. Der nahm das noch warme Brot und hob es an den Mund, um es zu küssen. Dann brach er ein Stück ab. Es duftete herrlich, wie richtiges Brot. Als er es kostete, sah er plötzlich einen taufrischen, sonnendurchtränkten Morgen vor sich, gleich jenem, an dem Prochor mit dem Storch über die Hügel gewandert und Jeremia den beiden nachgeschlichen war.

„Auf ungepflügter Erde ist mir ungesätes Brot gewachsen“, verkündete Prochor feierlich.

Er nahm ein zweites Brot, trat ins Freie, reckte den spitzen Bart und ließ einen wunderlichen Ruf ertönen. Darauf erschienen Storch und Störchin mit ihren Jungen, er fütterte sie mit dem Brot, und sie pickten es mit Behagen. Als jedoch Jeremia aus der Zelle trat, flatterten die Vögel erschreckt aufs Dach und klapperten unwillig mit den Schnäbeln. Darauf kam ein Schwarm kleiner Vögel angeflogen und haschte nach Brotkrumen von Prochors ausgestreckter Hand. Alles zwitscherte und tschilpte durcheinander, Prochor aber lachte selig, und sein Gesicht glich noch mehr dem eines Kindes. Die Sonne schien an jenem Tag, und in ihrem Licht lachte und funkelte alles Grün ringsum, ebenso wie der Fluß, der von hier zu sehen war. Jeremia stand in der Tür, aß das Brot, und in diesem unvergeßlichen Augenblick gewann er mit einemmal Himmel, Sonne, den gleißenden Fluß und den in einer Wolke von Vögeln stehenden kleinen buckligen Mann sehr lieb. Die Störche auf dem Dach klapperten aufgeregt, und ein großes festliches Gefühl überkam Jeremia.

„Du hast ein Wunder vollbracht, Bruder!“ rief er aus. Prochor lachte zufrieden.



„Die Tränen kommen erst abends“, meinte er mit glücklich leuchtenden Augen. „Der Morgen bringt uns Freuden.“

Er holte zwei weitere Brote heraus und trottete gebeugt zu des Abts Zelle. Nestor der Chronist kam ihm entgegen. Prochor verneigte sich vor ihm, reichte ihm ein Brot und sprach: „Mich hat heute ein Engel geheißén, das Schweigegelübde aufzugeben. Zum Zeichen dessen nimm dieses Brot und laß es dir schmecken, denn der Engel hat gesagt: ‚Seele, viel Gutes hat sich in langen Jahren in dir gesammelt! Ruh dich aus, iß, trink und sei fröhlich!‘“

Nestor kreuzte die Arme über der Brust, verneigte sich, nahm das Brot, küßte es und brach ein Stück ab. Prochor aber ging weiter, freudestrahlend wie ein Kind. Jeremia und Nestor folgten ihm, kosteten immer wieder von dem Brot, und so gelangten sie zur Zelle des Abts. Prochor verneigte sich tief und verkündete frohen Mutes: „Ein Engel hat mich geheißén, das Schweigegelübde aufzugeben, Vater.“

„Wie kam es dazu?“ fragte der Abt.

„Er ist mir in Gestalt eines Vogels erschienen, ließ sich nieder und sang ein wundersames Lied. Ich habe es verstanden.“

„Vielleicht war es wirklich nur ein Vogel und kein Engel?“

„Es war ein Engel“, beharrte Prochor. „An demselben Morgen ist es mir gelungen, aus Melde Brot zu backen.“

Er reichte dem Abt ein Brot, das sich nur durch die grüne Farbe von echtem Brot unterschied.

„Wie ist dir das gelungen?“ erkundigte sich der Abt.

„Ich habe Melde zerrieben“, berichtete Prochor demütig. „Dann habe ich Wasser darübergegossen und das Ganze zu einem Teig verknetet. Den Teig habe ich mit eigenem Schweiß getränkt, und er begann aufzugehen. Das dauerte eine halbe Stunde, und in einer weiteren halben Stunde war das Brot gebacken.“

„Wir werden dich in der Bäckerei arbeiten lassen“, sagte der Abt, brach ein Stück Brot und kostete es. „Das ist gutes und nahrhaftes Brot. Die Knechte sollen Melde sammeln,

und du wirst backen. Hast du dir einen Dienst erwiesen, so tue es auch gegenüber der Bruderschaft.“

„Wahrlich und wahrhaftig“, stimmten Jeremia und Nestor wie aus einem Mund zu.

Da seufzte Prochor und schüttelte betrübt den Kopf.

„Ich würde mich glücklich schätzen, Vater“, sagte er mit Tränen in den Augen. „Aber ich kann nur fünf Brote am Tag backen.“

„Wieso nur fünf?“

„Mehr Kraft hat mir der Herrgott nicht gegeben.“

## 2

In jenem Jahr herrschte eine große Hungersnot. Die Menschen aßen Hunde- und Katzenfleisch und kauten Baumrinde, um den Magen zu beruhigen. Ein seltsames Zeichen wurde in Kiew gesetzt: in einer Sommernacht hallte lautes Trappeln, wie von Pferdehufen, durch die Straßen – in Wirklichkeit waren es Teufel. Die Menschen schlossen sich in ihren Häusern ein, aber niemand schlief. Durch die Fenster drang Musik: die Teufel spielten auf Flöten und Guslis und schlugen die Schellentrommeln. Sie hüpfen und tanzten, juchzten und johlten, grölten ruchlose Lieder, Frauen kreischten, sei es aus Angst oder Freude. Wer sich von den Bewohnern auf die Straße wagte, wurde von den Teufeln angefallen und bei lebendigem Leibe aufgefressen; aus den Knochen aber machten die Unholde Flöten und piffen darauf, als solle die Welt untergehen. Die Menschen saßen in ihren Häusern, und obwohl angeklopft wurde und die Stimmen von Nachbarn und Verwandten ertönten, wagte keiner aufzumachen.

In jenem Jahr ging Steinregen nieder, und am Himmel stand ein feuriger Schweif. In Kiew tauchte ein Wahrsager auf, der den Weltuntergang prophezeite, aber der Mann wurde in einen Käfig gesperrt.

In jenem Jahr erschienen im Herbst auf den Straßen unzählige Mäuse, die wie ein grauer Teppich den Boden bedeckten. Wer ihnen über den Weg lief, mußte schnellstens fliehen, sonst nagten sie ihm unbarmherzig die Füße an. Eine Zeitlang konnte man die Straße nur auf Stelzen überqueren (sie wurden früher bei Überschwemmungen verwendet). Mit diesen Stecken wurden Mäuse zerdrückt, die wiederum von den anderen sofort zerrissen und aufgefressen wurden. Dieses ganze Gezücht stürzte sich auf Scheuern und Speisekammern, und in kurzer Zeit waren alle versteckten und eingegrabenen Vorräte vertilgt. Der Hunger war groß, und der Tod fiel über die Menschen her.

Prochor schnitt weiter seine Melde. Gefolgt vom Storch, verließ er in aller Frühe mit einem Sack die Zelle. Sie wanderten über die Hügel: Prochor schnitt sein Kraut, der Storch stelzte hinterher und klapperte mit dem Schnabel. Prochor sprach mit dem Storch, aber ihre Unterhaltung blieb für alle ein Geheimnis; nicht einmal Jeremia gelang es, die beiden zu belauschen: der Vogel war sehr hellhörig. Hin und wieder stieß der Schnabel nach oben, und eine Maus schnellte durch die Luft – der Storch vertilgte morgens eine Menge davon. Auch die Störchin und die Jungstörche flogen herbei, suchten sich dort ihre Nahrung und schützten so Prochor vor den Nagnern.

Es heißt, ein Flötenspieler hätte die Mäuse aus Kiew herausgeführt. Musizierend zog er durch die Straßen, und die Tiere folgten ihm in Scharen. Sie verschwanden zusammen mit dem Flötenspieler, und nie mehr gab es seitdem in der Stadt solch eine schreckliche Mäuseplage. Der Mann war ein Kiewer gewesen und hatte im Podol gewohnt. Seine erst achtzehnjährige Frau weinte sich die Augen nach ihm aus. In jenem Sommer war ihr kleines Kind gestorben, und Kummer und Verzweiflung – so heißt es – hätten dem Flötenspieler diese außerordentliche Macht über die Mäuse verliehen.

Prochor hatte bereits zehn Brote gebacken, tat sie in einen

Sack und zog in die Stadt, um sie zu verkaufen. Er nahm nur Goldmünzen; trotzdem riß man ihm das Brot fast aus den Händen, und wer es aß, konnte sich nicht genug wundern über die grüne Farbe und den herrlichen Geschmack.

Prochor hatte bereits fünfzehn Brote gebacken, als jener Fremde an die Tür klopfte, der sein ganzes Leben aus dem Geleise bringen sollte. Groß, hager, mit dunklem Gesicht, stand er auf der Schwelle und sah aus solcher Höhe auf den kleinen Mönch herab, daß dieser seine leise gesprochenen Worte zunächst nicht verstand.

„Sprich lauter, guter Mann!“ bat Prochor.

„Ich habe von deiner wunderbaren Kunst gehört“, sagte der Fremde lauter. „Lehre sie mich, damit ich die Menschen vor dem Hungertod bewahren kann. Woraus bäckst du das Brot?“

Prochor reckte den Bart, um den Besucher besser betrachten zu können. Es war wirklich ein seltsamer Mann, und in seinen Augen standen große Trauer und noch größere Güte.

„Aus Melde“, antwortete Prochor schnell. „Daher ist es auch so grün.“

„Gut, dann werde ich es auch versuchen“, sagte der Mann mit einer für seinen Wuchs erstaunlich leisen Stimme. „Von meiner Sippe sind schon fast alle gestorben, vielleicht kann ich wenigstens meine Frau und die Nachbarn retten.“

Er ging zu den Hügeln, wo Prochor die Melde geschnitten hatte, und riß soviel Kraut heraus, daß er einem wandelnden Meldeberg glich, als er es sich aufgeladen hatte. Prochor, der ihn beobachtete, schüttelte betrübt den Kopf und sagte zu Jeremia, der ebenfalls seine Verwunderung äußerte: „Siehst du, seine Sippe stirbt, und er hat kein Geld, um Brot zu kaufen.“

Er wischte sich eine Träne aus dem Auge und begab sich zurück in seine Zelle, Jeremia aber spürte auf einmal heftiges Mitleid mit dem Fremden. Vielleicht folgte er ihm auch deshalb, obgleich er sehr wohl wußte, daß er ihm nicht helfen konnte.

Durch die Straße ratterte ein hoher Leiterwagen. Der Kutscher schlug eine Glocke. Die Leute trugen Leichen aus den Häusern und legten sie auf das Fuhrwerk. Bei ihrem Anblick blieb der Mann mit der Melde stehen und begann zu weinen.

Dann erspähte Jeremia ihn durch eine geöffnete Tür. Er saß da und zerrieb die Melde zwischen den Fingern. Jeremia ging ins Haus.

„Wünsche Gesundheit“, grüßte er. „Was tust du da, guter Mann?“

„Ich will Brot aus Melde backen“, erwiderte der Mann. „Meine Frau liegt auf den Tod darnieder, und auch meine Nachbarn sind sterbenskrank.“

„Du wirst daraus kein Brot backen können, guter Mann“, sagte Jeremia traurig.

„Aber der Mönch kann es doch!“ rief der Mann.

„Er kennt das Geheimnis“, belehrte ihn Jeremia. „Und das hütet er sorgfältig. Komm mit.“

Der Mann erhob sich. Die Melde fiel von seinen Knien. Sie traten vor das Haus und sahen erneut den Leichenwagen vorüberfahren. Gleichmütig knallte der Fuhrmann mit der Peitsche; unter seinem Strohhut hervor blitzten seine hellblauen Augen.

„Die Hälfte der Leute kenne ich“, sagte der Mann seufzend. „Es sind alles gute Freunde und Bekannte.“

An jenem Tag buk Prochor achtzehn Brote: fünfzehn lokkere, duftende und drei flache, dunkle. Die guten tat er in einen Sack und zog in die Stadt, die drei schlechten ließ er auf dem Tisch zurück.

Jeremia und der Mann warteten darauf, daß Prochor die Zelle verließ. Der Mann saß geduckt auf einem Baumstamm, und Jeremia beobachtete die Tür. Der kleine Mönch stand auf der Schwelle und blickte sich nach allen Seiten um. Über seinem Kopf klapperten die Störche fröhlich mit den Schnäbeln.

„Warum offenbart Gott einem Menschen Geheimnisse,

obwohl dieser sie nur zu seinem eigenen Wohl verwendet?“ fragte der Mann vorwurfsvoll.

„Die Wege des Herrn sind unerforschlich“, erwiderte Jeremia.

Währenddessen trabte Prochor, den Brotsack auf dem Rücken, den Pfad hinunter.

„Es ist soweit“, sagte Jeremia, und sie schlichen in Prochors Zelle.

Auf den Wandborden standen Töpfe und Krüge, mit Tüchern zugebunden und mit Pech abgedichtet. In der Ecke sahen sie ein Fäßchen mit Asche, und auf dem Tisch lagen drei Brotlaibe. Der Mann stürzte sich darauf und brach von einem ein Stück ab: das Brot war bitter und ungenießbar. Jeremia lachte.

„Damit hast du kein Glück!“ sagte er. „Das ist kein richtiges Brot. Aber koste einmal davon.“

Er wies auf einen Krug, der offen auf dem Tisch stand. Der Mann trank in großen Zügen.

„Laß mir auch etwas übrig“, bat Jeremia.

Er kostete. Es war ein wein- oder metähnliches Getränk; Jeremia kannte es nicht. Auf einmal vernahmen die beiden eine wunderliche Musik. Sie fühlten sich satt und zufrieden. In ihren Köpfen drehte sich alles, und sie lachten einander an, als wären sie schon immer Freunde gewesen.

„Das ist eine seltsame Behausung“, rief Jeremia lachend. „Was sich hier tut, begreife ich nicht. Aber eines weiß ich: Prochor bäckt nur zu seinem eigenen Vorteil, nicht für das Wohl anderer.“

„Dann nehme ich mit Eurer Erlaubnis zwei Krüge mit“, sagte der Mann. „Ich möchte wenigstens meine Frau und meine Nachbarn retten.“

„Nimm, soviel du willst!“ erlaubte Jeremia und ging zur Tür, denn vor seinen Augen tanzten plötzlich blaue und grüne Flecken, und süße Freude durchfuhr ihn. Der Mann nahm zwei Krüge vom Bord und trat aus der Zelle. Wunder-

same Dinge erblickte er da: Die Erde war von duftenden Blumen übersät, auf jeder Blume saß ein Schmetterling von gleicher Farbe, und so viele Schmetterlinge flatterten umher, daß dem Mann schien, als fälle farbiger Schnee vom Himmel. Die entwendeten Krüge unter beiden Armen, übers ganze Gesicht lachend, schritt er leicht dahin, und ihm war, als schwebe er auf Flügeln über die Köpfe der Blumen hinweg. Er hörte die Schmetterlinge rascheln, wie kleine Fische im Sand, eilte mit seinen Krügen davon, und alles sang und klang in ihm: er wußte, daß er seine Frau und die Nachbarn retten würde.

Aber er spürte auch etwas anderes. Ihm schien, als sei er ein Haus mit hundert Zimmern, und in jedem Zimmer spiele eine Flöte. Er sah die blumenübersäte Erde, doch die Trauer verließ ihn nicht.

Prochor blieb verblüfft stehen: der große, hagere Fremde, der bei ihm gewesen war, ging mit schwankenden Schritten und einem breiten Lächeln auf den Lippen die Straße entlang. Als der Mönch die Krüge unter seinen Armen sah, begriff er sofort den Grund des Frohsinns. Er stieß einen dünnen Schrei aus, rannte auf den Riesen zu, sprang an ihm hoch und hieb ihm die Faust zwischen die Augen.

Dem Manne war, als habe ihn ein schwarzer Vogel zwischen die Augen geschlagen, und er fiel der Länge nach zu Boden.

„Daß du mir nie wieder meine Zelle betrittst!“ kreischte der Vogel. Der Mann erhob sich und streckte ihm die Arme entgegen.

„Hab Erbarmen, Vogel! Um des Himmels willen, hab Erbarmen! Meine Frau ist todkrank, und drei Kinder sind mir schon gestorben.“

Große Tränen rannen aus seinen Augen, obwohl der Mund immer noch lautlos lachte.

Der kleine bucklige Mönch stand vor dem armen Hünen, reckte den spitzen Bart und blitzte ihn wütend an. Die Krüge

fest an sich gepreßt, wich er vor ihm zurück, denn sein Herz bebte – vor Angst, Mitleid mit dem seltsamen Mann zu bekommen.

3

Von da an verschloß Prochor seine Zelle. Dem Mann aber starb die Frau, und er trug sie auf den Leichenwagen, der jeden Tag durch die Straßen ratterte. Desgleichen starben Nachbarn, mit denen er befreundet gewesen war. Dann ging er erhobenen Hauptes und mit brennenden Augen zum Kloster, machte vor Prochors Zelle halt und stand dort so lange, bis der Mönch herauskam. Prochor erschrak vor dem erhobenen Haupt und den brennenden Augen des Mannes und wich zurück. Aber er mußte zum Gottesdienst und so notgedrungen an dem Riesen vorbei, obwohl es ihn schauderte.

„Sie sind tot“, sagte der Mann. „Ich bin hier, um dir das mitzuteilen, denn du hättest sie retten können.“

Zitternd stand Prochor vor dem Mann und reckte den Bart.

„Ich will keine Rache“, fuhr der Mann fort. „Ich will nur vor deiner Schwelle sterben.“

„Ich nehme dich in meine Dienste“, versprach Prochor hastig. „Viel Arbeit habe ich nicht, so wirst du überleben. Nur eins mußt du tun: Geh zum Abt und erzähle ihm, daß du bei mir Brot gestohlen hast und was für Brot es war. Es war doch gut, oder?“

Der Mann schüttelte den Kopf, seine Augen verdunkelten sich.

„Davon, daß du auch Krüge gestohlen hast, sage nichts“, forderte Prochor. „Das verzeihe ich dir. Der Abt soll dich nur für das gestohlene Brot bestrafen.“

Da sah der Mann – wie er Jeremia später berichtete – all die vertrauten Gesichter seiner Lieben und Freunde vor sich, die auf dem schrecklichen Wagen gelandet waren, und das Herz brannte ihm in der Brust. Tränen schossen ihm in die



Augen, denn er sah vor sich auch eine Straße, und auf dieser Straße fuhren Dutzende solcher Wagen, voll von Leichen. Und der Schmerz entriß sich seiner Brust mit lautem Stöhnen, flog auf wie ein Vogel, hin zu der schrecklichen Straße mit den schrecklichen Wagen, und der Vogel sang mit trauriger Stimme, denn er war in einem guten Herzen geboren worden. Nichts von alledem sah und verstand Prochor; er war nur fest davon überzeugt, daß er dem Mann in diesem Moment große Barmherzigkeit erwiesen hatte, und sandte eine Nachricht von seiner Tat zu Gott in der Hoffnung, sie werde ihm einst angerechnet werden.

„Und wenn du vom Abt zurückkommst“, schloß Prochor gnädig, „gebe ich dir von dem Trank, den du schon gekostet hast.“

Der Abt glaubte die Geschichte nicht. Die Sünden, die der Mann mit Tränen in den Augen bereute, erließ er ihm, und als er gegangen war, rief er Jeremia zu sich.

„Geh und hole heimlich eins von den Broten aus Prochors Zelle“, befahl er.

Jeremia machte sich auf zu Prochor und erblickte den neuen Diener vor dessen Schwelle. Selig lächelnd hockte er am Boden und starrte mit weit geöffneten Augen ins Leere. Jeremia sprach ihn an, aber der Diener sah und hörte nichts. Der Mönch wedelte mit der Hand vor seinen Augen hin und her. Der Mann reagierte nicht, wiegte sich nur, lächelte und summte ein Liedchen vor sich hin.

Jeremia betrat die dämmrige Zelle. Niemand war darin.

„Bruder Prochor!“ rief er.

Im Schornstein heulte der Wind; es war ein herbstlich kalter Tag. Auf dem Tisch lagen zwei Brote, beide dunkel wie Erde. Jeremia lachte auf und nahm eins davon. Prochors Diener saß noch immer vor der Tür, nur hielt er ihm jetzt mit lachendem Gesicht die ausgestreckte Hand entgegen.

„Wo ist Bruder Prochor?“ fragte Jeremia.

Der Diener antwortete nicht.

Jeremia ging zum Abt zurück, und sie brachen das Brot auseinander. Es war bitter wie Wermut, aber Jeremia äußerte seine Zweifel nicht, denn der Abt wollte gerade jetzt ein Wunder.

„Und nun, mein Sohn“, sagte der Abt, „soll Prochor mir selbst ein Brot bringen.“

Aber da kam Prochor schon mit einem Brot in der Hand herein.

„Jemand ist in meiner Zelle gewesen, ehrwürdiger Vater“, berichtete er, nachdem er den Segen empfangen hatte, „und hat mir ein Brot gestohlen. Das andere bringe ich hier.“

„Dann sei so gut und biete uns davon an“, bat der Abt freundlich. „Von deinem Brot werden schon Legenden erzählt.“

Sie blickten einander an: der Abt und der Mönch mit vorgerecktem Bart. Prochor nahm das Brot und brach es langsam auseinander. Der Laib war grün, duftete aber herrlich und schmeckte süß wie Honig.

„Wie machst du das?“ fragte der Abt.

„Ich habe Melde zerrieben“, antwortete Prochor demütig. „Dann habe ich Wasser darübergegossen und das Ganze zu einem Teig verknetet...“

Er wiederholte Wort für Wort, was er dem Abt schon einmal erzählt hatte. Der Abt sah ihn scharf an, aber Prochor hielt dem Blick stand.

„Verbirg nichts in deiner Seele“, mahnte der Abt. „Sonst wirst du von Hochmut zernagt.“

Diese Geschichte habe ich, der Knecht Gottes Samen, nach Schilderungen hochbetagter Mönche aufgeschrieben. Das meiste über Prochor hat mir jedoch Jeremia berichtet. Jener Diener war ihm ein guter Freund geworden und hatte ihm viel von sich und Prochor erzählt. Ich selber habe das alles nicht

mit eigenen Augen gesehen und kann nicht bezeugen, ob es sich wirklich so zugetragen hat. Vieles sieht mehr nach Jeremias Legenden aus, denn dieser schmückte eine einfache Begebenheit oft mit Wunderdingen aus. Auch Polikarp habe ich die Geschichte erzählt, der sie im Väterbuch so darstellt, daß sie belehrt und erbaut. Ich aber habe alles so aufgeschrieben, wie ich es gehört habe. Wer einst diese Aufzeichnungen liest, möge darüber urteilen, wie er will. Ich habe nur Prochors Schädel gesehen, als Swjatoscha seinen Freund lebendig begrub. Bruder Prochor soll so manches Geheimnis gewußt haben, hat aber alle mit ins Grab genommen. Daher hat man ihn auch einfach verscharrt und nicht im offenen Sarg bestattet wie einen Heiligen – der Hochmut muß in Prochors Herz genistet haben.

Jeremia allerdings behauptet, Prochor habe einen Pakt mit dem Leibhaftigen geschlossen, und das, was er vollbracht hat, sei kein Wunder, sondern reinstes Teufelswerk gewesen. Er habe sogar gesehen, wie ein Teufel auf dem Buckel des Mönchs tanzte, als dieser Melde ins Kloster trug. Der Teufel habe fröhlich gelacht, und Prochor habe in jenem Moment an einen Esel erinnert. Diese beiden Meinungen – daß Prochor ein Wundertäter oder aber vom Teufel besessen gewesen sei – will ich nicht gegeneinander abwägen, ich will hier nur noch eine Begebenheit hinzufügen, die ich ebenfalls von Altmönchen gehört habe. Sein Urteil darüber mag unser allgegenwärtiger Herrgott sprechen.

Prochors neuer Diener hockte oft vor der Zelle und wiegte sich hin und her, so wie ihn Jeremia gesehen hatte. In dieser Stellung verharrte er mitunter stundenlang, wenn Prochor ihm wieder etwas von dem rätselhaften Trank gegeben hatte. Wunderliche Dinge erblickte der Diener dann: die Welt war für ihn eine einzige bunte Blumenwiese, munter sangen darauf Vögel, und unzählige Schmetterlinge flatterten in der Luft. Sah er Menschen, erschienen sie ihm als Engel. Sie kamen in dieses Blumenreich geflogen und pflückten Arme voll

Blumen. Dann flogen sie wieder weg, weiche, einschläfernde Musik ertönte, und in dieser Musik vernahm er die feinen Stimmen seiner Kinder. Aus den Blumen ragten zwei Köpfe in die smaragdfarbene Luft – zwei kleine Jungen sangen ein trauriges, aber wunderschönes Lied, und der Diener mußte weinen.

Währenddessen kochte und rührte Prochor, braute seine Tränke. Ein Feuer prasselte im Herd, der Widerschein rötete das Gesicht des Mönchs, und der Rauch, der sich unter der Decke ringelte, schwebte langsam zum Schornstein hinaus. Prochor murmelte leise vor sich hin; vielleicht sang oder betete er – Jeremia konnte nie die Worte verstehen. Manchmal setzte sich Prochor vor die Tür zu seinem Diener, unterhielt sich mit ihm, fragte ihn nach seinen Kindern und seiner Frau, und der Diener gab traurige, einsilbige Antworten. So verging eine ganze Weile. Eines Tages aber, als Prochor den Diener sich dumpf hin und her wiegend vor der Tür wähnte, trat dieser zu ihm in die Zelle. Prochor wandte sich um und sah den Fremden der ersten Begegnung vor sich: groß und streng, mit brennenden Augen.

„Ist etwas geschehen?“ fragte Prochor freundlich und spürte eine unerklärliche Angst in sich aufsteigen.

„Ich verlasse Euch“, verkündete der Diener.

Prochor reckte den rußgeschwärzten Bart.

„Habe ich dir Unrecht getan?“ fragte er demütig.

„Ich habe keine Arbeit“, erwiderte der Diener mit finsternem Blick.

„Du hackst Holz, holst Melde, säuberst die Öfen der Mönche“, hielt ihm Prochor entgegen. „Das ist genug Arbeit für einen Diener.“

„Es ist mir zuwenig“, gestand der Mann.

„Du grämst dich immer noch“, sagte Prochor und nickte.

„Siehst die Gräber deiner Lieben vor dir.“

Der Diener schüttelte den Kopf, in seinen Augen standen Trauer und Schmerz.

„Geh zu ihnen, wenn du willst“, fuhr Prochor fort. „Aber ich brauche dich, Lasar.“

„Euer Tun setzt mich in Erstaunen“, bekannte Lasar. „Ich gestehe, daß ich nicht um des täglichen Brotes willen bei Euch geblieben bin. Schon seit langem möchte ich Euer Geheimnis lüften, aber es ist mir bisher nicht gelungen.“

„Vielleicht eröffne ich es dir einmal.“

„Ihr tut wundersame Dinge: Brot aus Melde... Wie oft ich es auch versucht habe, nie ist etwas daraus geworden.“

Der rußgeschwärmte Bart zitterte, die kleinen Äuglein blitzten zu dem Riesen hinauf: Prochor lachte.

„Ich kann nicht nur Brot backen“, sagte er. „Sieh her!“

Er holte mit einer Holzkelle Asche aus dem Faß und goß aus einem der Krüge eine Flüssigkeit darüber. Es zischte, die Asche schrumpfte zusammen – auf der Kelle blinkten weiße Kristalle.

„Koste einmal“, forderte Prochor den Diener lächelnd auf.

Schüchtern streckte Lasar die riesige Hand aus, tupfte mit dem Finger ein paar Kristalle auf und kostete.

„Salz!“ rief er erstaunt.

„Reines Salz!“ bestätigte Prochor. „Was ich in den Fässern sammle, ist nicht einfach Asche.“ Er zwinkerte Lasar zu. „Ich kann sie in Salz verwandeln!“

Aber Lasar blickte Prochor immer noch finster an. Seine großen schwarzen Augen brannten, und etwas war in ihnen, was Prochor das Lachen vergehen ließ. Er bedauerte, so offen zu dem Diener gesprochen zu haben, war mit einemmal wieder der kleine schwächliche alte Mann. Hastig fuhr er sich mit dem Ärmel über die Nase, seine Miene verdüsterte sich; gleichzeitig äugte er verstohlen zu dem Spalt in der Tür, aber Lasar vertrat ihm den Weg. Prochor schluckte den Kloß, der ihm den Hals zuschnürte, herunter, reckte sich auf die Zehenspitzen und stieß hervor: „Was willst du also von mir? Warum siehst du mich so an?“

Da wurde der Blick des Hünen weich, und die trockenen

Lippen formten Worte, denen Prochor mit angespannter Aufmerksamkeit lauschte.

„Ihr könntet den Menschen eine große Wohltat erweisen, Vater“, flüsterte er. „Viele sterben vor Hunger; durch Eure Kunst könnten sie gerettet werden.“

Noch immer stand Prochor auf Zehenspitzen, ein kleiner buckliger Mönch mit zornig funkelnden grauen Äuglein.

„Ich soll Wohltaten erweisen?“ wiederholte er kalt. „Hat mir je einer Wohltaten erwiesen? Habe ich in meinem Leben auch nur von einem Menschen Zärtlichkeit empfangen?“

„Ihr führt ein unrechtes Leben, Vater“, hauchte der Hüne. „Ihr lebt nicht für die Menschen.“

„Ob recht oder unrecht, wird nicht daran gemessen, ob man für die Menschen lebt, sondern daran, ob man für Gott lebt. Und was ist überzeugender, für wen ich lebe, als das hier?“ Er zupfte an seiner Kutte.

Darauf schüttelte Lasar den Kopf, und Prochor hielt seinem flammenden Blick nicht mehr stand. Wieder wallte Angst in ihm hoch. Gleich, so schien ihm, würde sich die riesige Hand nach ihm ausstrecken, ihn an der Gurgel packen, in die Luft heben und würgen.

„Und wenn du es genau wissen willst“, fuhr der Mönch auf und reckte herausfordernd den Bart. „Ich mag die Menschen nicht. Deshalb bin ich ja auch ins Kloster gegangen. Sie schaffen nur Böses in dieser Welt und leben in Haß miteinander, Gott hat sie verflucht und hat ihr Leben ein eitel Tun genannt.“

„Aber Gottes Sohn hat sie liebgehabt“, widersprach Lasar.

„Weshalb sie ihn auch gekreuzigt haben!“ Prochor lief in der Zelle auf und ab. „Denke ja nicht, mein Junge, daß du klug bist und ich dumm bin, daß du gut bist und ich schlecht bin. Wir werden alle mit einer Elle gemessen, und die Seele ist bei allen gleich. Wenn ein Mensch aber im Leben benachteiligt ist, wenn das Leben für ihn ein einziger Irrtum ist, denkt er nicht an Liebe, sondern an die Ewigkeit. Wenn er in dieser

Welt weder Zärtlichkeit noch Güte erfahren hat, denkt er nicht an das Gute, sondern an das Zeitliche. Der Tropfen, mit dem ich die Welt beglücken kann, ist winzig, so wie ich selber winzig bin in dieser Welt. Der Tropfen geht in einem Meer von Leid unter, und auch ich kann darin ertrinken. Aber ich möchte nicht ertrinken, Bruder. Ich möchte mich erhalten.“

Seine grauen Augen blitzten.

„Das meine ich eben“, flocht Lasar leise ein. Unter seinen Blicken wäre Prochor am liebsten ganz in sich zusammengekrrochen. „Ihr führt ein unrechtes Leben. Wunderkräfte sind Euch zuteil geworden, aber sie münden nicht in Liebe.“

Prochor sah den Hünen in der Tür schon weniger furchtsam an. Er ließ sich auf der Bank nieder und blickte ins Ofenloch, in dem das Feuer flackerte.

„Ich habe Angst“, gestand er. „Ich habe Angst, den Menschen mein Geheimnis zu verraten.“

„Warum? Ihr könntet so viele Hungernde retten.“

„Ich habe lange genug in dieser Welt gelebt“, fuhr Prochor fort. „Ich habe Angst. Die Menschen verkehren alles Gute ins Böse.“

„Die einen ins Böse, die anderen ins Gute.“

Klare blaue Tage standen über Kiew, und in diesen Tagen spürte Lasar, daß er Abstand von seinem großen Leid gewonnen hatte. Nachdem er lange mit Jeremia gesprochen hatte – er mußte seine Gedanken auch über das Leben bei Prochor loswerden –, verließ er das Kloster und wanderte in die Stadt. Noch war er wehmütiger Stimmung, und Jeremia, der ihn liebgewonnen hatte, folgte ihm heimlich. Kinder spielten, Leute gingen und fuhren durch die Straßen, nichts erinnerte mehr an die schreckliche Hungersnot des vergangenen Jahres. Erstaunt blickte Lasar um sich, denn im Kloster war die Zeit für ihn stehengeblieben. Er suchte seine einstige Wohnstatt auf. Das Haus stand leer, und auf dem Hof wucherte Melde. Er trat ins Haus und blieb lange dort. Als er wieder herauskam, schien er noch grauhaariger, noch hagerer. Er ließ sich

auf der Bank vorm Haus nieder und brütete vor sich hin. Leise, behutsame Schritte näherten sich.

„Du bist es, Lasar!“ sagte der Nachbar. „Wir haben geglaubt, du wärest tot.“

„Meine Frau und meine Kinder sind tot“, erwiderte Lasar.

„Auch zwei meiner Kinder hat der Herrgott zu sich genommen“, klagte der Nachbar. „Aber dieses Jahr gibt es eine gute Ernte auf Feldern.“

Er setzte sich neben Lasar, und sie verharrten eine Weile schweigend.

„Bloß ums Salz steht es schlecht“, meinte der Nachbar schließlich. „Die Fürsten bekämpfen einander und lassen keine Kaufleute aus Galitsch und Peremyschl herein. Salz ist sehr knapp geworden.“

„Der Mönch Prochor hat genügend Salz“, verriet Lasar. „Geh zu ihm und bitte ihn darum.“

„Wer ist Prochor?“

„Der Mann, der aus Melde Brot bäckt“, erwiderte Lasar kurz.

Er wanderte durch die Straßen, und hin und wieder riefen ihn Leute an. Dann blieb er stehen und sprach mit ihnen. Klagte einer, er habe kein Salz, schickte er ihn zu Prochor.

Wunderlich war sein Aussehen: hünenhaft, streng, hochaufgerichtet, schritt er dahin. Unter der Mütze quoll das dichte, lockige graue Haar hervor und wallte bis auf die Schulter. Seine Rede war knapp und abgehackt, aber er sprach sehr freundlich mit den Leuten. Man sah sich nach ihm um, denn er besaß eine erstaunliche Ausstrahlungskraft. Auch Jeremia spürte, daß Lasar sich nach dem Verlassen des Klosters verändert hatte. Er war nicht mehr nur der arme Mann, der seine Familie verloren hatte, er war nicht mehr der Klosterdiener – ein besonderer Geist war über ihn gekommen und füllte ihn ganz aus.

„Sein Anblick war beinahe unheimlich“, berichtete mir Jeremia viel später. „Eine erstaunliche Kraft wohnte in ihm,



eine Kraft, die keinen irdischen Ursprung hatte, und ich zweifelte fast daran, ob es recht war, ihm nachzuschleichen. Aber in dieser Stunde gehörte ich nicht mir selber. Ich mußte ihm folgen, weil ich eine ungewohnte Freude dabei empfand. Die Menschen, mit denen er ein paar Worte wechselte, spürten wohl das gleiche, denn auf ihren Gesichtern strahlte ein gültiges Lächeln, wenn sie weitergingen.“

Inzwischen hatte Lasar den Friedhof erreicht, der verwahrlost und menschenleer war. Er riß das Unkraut von dem Hügel, den er selbst einst aufgeschüttet hatte. Seine Frau und die Kinder lagen darunter. Er kniete nieder, betete, sich immer wieder verneigend; auf ihn herab brannte die Sonne, und über sein Gesicht rannen Tränen. Dann warf er sich mit ausgebreiteten Armen auf das Grab und schlug mehrere Male seine Stirn zu Boden. Darauf erhob er sich und stand, ganz erfüllt von Trauer, lange Zeit reglos da. Als er sich umdrehte, wollte Jeremia sich nicht mehr verstecken, sondern ging ihm offen entgegen. Er blickte in ein aschgraues Gesicht, die Augen brannten in trockenem Feuer, und die Brust hob und senkte sich heftig. Lasar bemerkte Jeremia nicht, und dieser hatte nicht die Kraft, ihn anzurufen. Wieder wanderte Lasar durch die Straßen, blieb stehen, um mit den Leuten zu reden, bis die Dämmerung sich auf die Erde senkte. Dann schien er sich endlich zu besinnen, wandte sich heftig um und sah den Westhimmel erglügen. Der rote Widerschein fiel auf Pfützen und Glasscheiben, tauchte die Gesichter der Menschen in ein mildes rosarotes Licht, verschönte sie, besonders die Gesichter der Frauen.

Lasar hob einen Stecken auf, der am Boden lag, und betrachtete ihn aufmerksam. Wieder blickte er zum Westhimmel; sein Gesicht war sanft und gültig. Er warf den Kopf zurück und ging schnellen Schrittes auf das Goldene Tor zu. Hinter der Stadtmauer drehte er sich noch einmal um, bekreuzigte sich dreimal, dann schritt er in die samtene Dämmerung hinein, die ihn für immer verschlang.

Ein Fremder verneigte sich tief vor Prochor.

„Schlimme Zeiten sind angebrochen, Vater“, sagte er. „Die Fürsten liegen in Fehde untereinander und lassen keine Kaufleute aus Galitsch und Peremyschl herein. Wir jagen noch etwas Wild und fangen Fische, aber was sollen uns Wild und Fisch ohne Salz?“

Klein, bucklig, stand Prochor auf der Stufe zu seiner Zelle, reckte den spitzen weißen Bart und betrachtete den Ankömmling ärgerlich.

„Wer hat dir gesagt, daß ich Salz habe?“ fragte er scharf.

„Lasar, Euer Diener.“

„Wo ist er jetzt?“

„Er ist auf den Friedhof, zu seinen Lieben, gegangen.“

„Ich habe kein Salz“, erwiderte Prochor hart. „Nur Asche.“

„Habt Erbarmen, Vater!“ flehte der Unbekannte. „Ich habe kein Gold, um Euch zu bezahlen. Durch die letzte Hungersnot sind mir zwei Kinder genommen worden. Wenn Ihr wollt, gebe ich Euch Fische.“

Prochors Augen wurden klein und stechend. Er atmete heftig.

„Gut, ich gebe dir ein wenig Salz“, sagte er nach einer Pause. „Aber niemand darf etwas davon erfahren.“

„Ich bringe Euch Fische“, rief der Bittsteller freudig.

„Deine Fische brauche ich nicht.“ Prochor winkte ab. „Ich fordere von dir nur, daß du deine Zunge im Zaum hältst.“

„Ich schwöre es bei der Erde und bei meinen Kindern!“ Der Mann warf sich ihm zu Füßen und berührte mit der Stirn den Boden.

An diesem Tag ging Prochor traurig einher, obwohl die Sonne warm schien, ein leiser Wind über den Hof strich und die Pflanzen Früchte ansetzten. Prochor zündete kein Feuer im Herd an, sondern saß vor seiner Zelle auf einem alten Weidenstamm, starrte vor sich hin, und seine Lippen be-

wegten sich. Er wußte, daß bald neue Bittsteller eintreffen würden.

Wieder lag ein Fremder ihm zu Füßen, und er sah ihn unter halbgeschlossenen Lidern an.

„Wer hat dir erzählt, daß ich Salz habe?“ fragte er langsam.

„Euer Diener Lasar“, antwortete der Mann. „Er hat mir gesagt, daß Ihr ein gütiges, freigebiges Herz habt.“

„Wo hast du ihn gesehen?“

„Er kam vom Friedhof zurück.“

„Ich gebe dir etwas Salz, aber niemand darf etwas davon erfahren“, gebot Prochor mit harter Stimme. „Sonst nimmt mir der Fürst das Salz bis aufs letzte Körnchen ab.“

Die Sonne stand hell am blaßblauen Himmel, die Kräuter dufteten, der Storch flog vom Dach und stelte friedlich vor Prochor auf und ab. Der alte Mönch aber schien ihn gar nicht wahrzunehmen. Tiefe Wehmut war in ihn eingezogen und führte ihn weit weg.

Schließlich erhob er sich, sagte leise etwas zu dem Storch, der als Antwort mit dem Schnabel klapperte, seine großen Flügel ausbreitete und sich aufschwang, daß ein Windzug über Prochor hinwegstrich.

Prochor trat in die Zelle, nahm einen Krug vom Bord, goß etwas von der sämigen grünen Flüssigkeit in einen Becher und leerte ihn. Warm ergoß es sich durch seine Adern, und er wischte sich eine Träne aus den Augen. Dann setzte er sich wieder auf den Baumstamm vor der Tür.

Die Welt um ihn herum verwandelte sich. Wo sonst Gras und Unkraut wuchsen, blühten nun Blumen, umgaukelt von kleinen bunten Schmetterlingen. Inmitten dieser Blütenpracht stakste der Storch einher, trug ein Menschengesicht und eine zur Seite gekämmte Haartolle und im Schnabel eine Flöte, die er blies. Wundersame Musik ertönte, denn nicht nur der Storch spielte Prochor auf, sondern auch alle Blumen und Schmetterlinge ringsum. Der Mönch streckte die Hand aus, ein kleiner blauer Vogel ließ sich darauf nieder, flatterte

mit den Flügeln und begann zu tirilieren. Mit einemmal waren überall solche blauen Vögel und sangen das gleiche Lied, das der Storch auf der Flöte spielte.

„Gott ist mein Zeuge“, flüsterte Prochor. „Ich wollte diesen Mann wärmen und schützen, wollte ihn mir nähern, damit er mich liebt. Gott ist mein Zeuge: Niemand auf der Welt hat mich je geliebt.“

Zu seinen Füßen lag bereits der dritte Fremde und bat, wie die vorigen, um Salz.

„Was habt ihr nur alle mit diesem Salz?“ wollte Prochor wissen.

„Es herrscht großer Mangel daran“, erklärte der Bittsteller, und obwohl er alt, runzlig und schwarz von Sonne und Leid war, sah Prochor in ihm einen jungen Mann von erstaunlicher Schönheit.

„Wer hat dir gesagt, daß ich Salz habe, mein Sohn?“ fragte er und spitzte die Ohren, um ja kein Wort zu verpassen.

„Euer Diener Lasar“, antwortete der Mann.

Da wurde Prochor klar, daß sein Diener nicht umsonst nach Lazarus – Lasar – benannt worden war.

„Voller Schwären lag er vor meiner Tür, und ich habe ihn fast nicht beachtet“, sagte Prochor.

„Ihm ist großes Leid widerfahren.“

„Wo bist du ihm begegnet?“

„Er ist durch die Straßen gegangen und hat mit den Leuten geredet, so auch mit mir. Er sagte, daß Ihr gütig und barmherzig seid und daß Ihr Salz habt.“

„Damit hat er nur Böses angerichtet“, murmelte Prochor. „Wenn der Fürst von meinem Salz erfährt, wird er es mir bis aufs letzte Körnchen wegnehmen. Auch der Abt wird kommen und mich fragen, warum ich das Salz verberge und woher ich es habe.“

„Und woher habt Ihr es?“ fragte der Mann neugierig.

„Das weiß nur ich allein“, wehrte Prochor ab und ging in seine Zelle, um dem Fremden etwas Salz zu holen.

„Sag nur ja niemandem davon“, bat er still.

Darauf trank er etwas aus einem anderen Krug, und die Welt ringsum wurde schwarz. Am schwarzen Himmel stand eine graue Sonne, Gras und Blumen verloren ihre Farben, die blaue Luft wurde dunkel und undurchdringlich, der Storch schwarz von Kopf bis Fuß, und sein Schnabel verwandelte sich in eine ringelnde Schlange, die Prochor anzischte. Der Mönch hockte gnomengleich auf seinem Baumstamm, schwankte leise hin und her, und im fernsten Winkel seines eben noch hellen Hirns wuchs ein einziger Stengel mit einem einzigen grünen Blatt und einer einzigen weißen Blüte. Auf der Blüte aber saß ein winziger Vogel und sang das Lied, das kurz zuvor sein treuer Freund, der Storch, auf der Flöte gespielt hatte.

„Es gibt keine Güte auf Erden“, flüsterte Prochor. „Es gibt keine Liebe und keine Treue. Es gibt keinen Glauben, es gibt keine Hoffnung. Alle spinnen nur schwarze Netze, mit denen sie einander fangen wollen, und das geht so bis ans Ende der Welt.“

Da trat Jeremia zu ihm und setzte sich neben ihn auf den Stamm.

„Wer warst du, bevor du Mönch wurdest, Bruder?“ fragte er Prochor.

„Der Sohn reicher Eltern“, antwortete Prochor. „Ich lebte in einer widerlichen Welt. Und weißt du, warum? Ich konnte in ihr kein Kaufmann sein, keinen Helm tragen, kein Handwerk erlernen. Nichts konnte ich. Daher wollte ich sie vergessen. Mir schien, daß die Welt nicht wert sei, sie zu erkennen.“

Eine Weile saßen sie schweigend da. Die Abendsonne tauchte alles in ein purpurfarbenes Licht und ließ die Gesichter der beiden jünger und frischer erscheinen.

„Von deinem Salz werden schon Legenden erzählt. Was hast du dir da wieder ausgedacht? Erst Brot, und jetzt Salz...“

„Darüber habe ich mein Leben lang nachgedacht. Hast du Brot und Salz – Wasser bekommst du immer –, wirst du nie Hunger leiden, habe ich mir gesagt, dann wirst du von der Welt unabhängig sein.“

„Salz ist jetzt sehr knapp“, warf Jeremia ein.

„Unter meiner Zelle ist eine Grube“, erklärte Prochor. Die Welt hatte für ihn wieder die üblichen Farben und Formen angenommen. „Jemand hatte Salz darin versteckt. Stell dir vor, Bruder, zehn Fäßchen Salz!“

Jeremia lachte. Es war ein trockenes, herbes Lachen.

„Du brauchst keine Angst vor mir zu haben“, beruhigte er ihn. „Ich verrate dich nicht. Und weißt du was? Ich glaube auch nicht, daß es ein Engel war, der dir gesagt hat, du sollst Brot aus Melde backen. Eher war es der Teufel.“

Er erhob sich, stand breitbeinig vor dem Mönch, kniff ein Auge zusammen und sah ihn verschmitzt an. Prochor aber blickte an ihm vorbei auf den Pfad, der vom Tor zu seiner Zelle führte: ein barfüßiger, zerlumpter Mann ging unsicheren Schrittes daher, und Prochor wußte sofort, daß es der nächste Bittsteller war.

## 6

Und sie kamen. Stampften mit schweren Stiefeln, warfen gierige Blicke durch die Zelle.

„Was ist das?“ fragte der Jungmann des Fürsten und wies auf die Krüge.

„Kräuterextrakte“, antwortete Prochor teilnahmslos.

„Wo ist dein Salz?“

„Ich habe kein Salz“, erwiderte Prochor demütig. „Nur Asche.“

Ein Diener fuhr mit der Hand ins Fäßchen und holte etwas Salz heraus.

„Ist das auch Asche, Vater?“ höhnte er.

Prochor schwieg. Die Welt war für ihn schwarz geworden.

Er sah Menschen mit schwarzen Gesichtern, auch die Mündler waren innen schwarz.

„Hier ist eine Grube“, rief einer der Diener und hob eine Luke hoch. „Lauter Fässer.“

„In den Fässern ist Asche“, sagte Prochor ruhig.

„Dann nehmen wir die Asche mit“, blaffte der Diener.

Da begann Prochor zu fluchen. Totenbleich stand er in der Zelle und schleuderte mit schmalen Lippen alle Verwünschungen, die er nur kannte, den Fürstenknechten ins Gesicht. Es waren alte heidnische Verwünschungen, denn sein Urgroßvater war Heide gewesen und hatte in einem Götzentempel gedient. Er erfand selber Flüche und belegte nacheinander alle Körperteile damit. Er rief die Vor- und Nachfahren der Eindringlinge an und stieß Verwünschungen gegen sie aus – die unflätigsten der unflätigen und die teuflischsten der teuflischen.

„Halt dein Maul, Alter!“ schnaubte der Jungmann. „Wir tun das nicht aus eigenem Antrieb, sondern weil der Fürst es so will.“

Aber Prochor hielt nicht inne. Er stieß immer neue Verwünschungen aus, bis der Gefolgsmann ihn beim Barte packte und ihm einen Hieb zwischen die Augen versetzte, daß er gegen die Bank taumelte, niederfiel und reglos am Boden liegenblieb.

Währenddessen schleppten die Diener die Fässer hinaus. Sie waren verschlossen und leicht, wie für Salz. Die Fässer wurden auf Fuhrwerke gelegt. Zum Schluß goß der Jungmann dem Mönch einen Krug Wasser ins Gesicht.

Prochor riß die Augen auf. Alles ringsum war wie mit Schleiern verhängt. Er hörte das Poltern der Fuhrwerke draußen und blickte verwundert zur Decke. Anstatt der Decke sah er einen fahlen, blassen Himmel und eine ausgebleichene Sonne, die weiße Strahlen aussendete. Er hörte das Rauschen von Blättern und erkannte, daß er in einem weißen Garten mit weißen Blättern lag.

Er richtete sich auf und spürte einen feinen Schmerz an der Nasenwurzel.

„Es tut hier weh“, beklagte er sich bei Jeremia, der ihm beim Aufstehen half.

„Sie haben dein Salz geholt“, sagte Jeremia lächelnd.

„Es war kein Salz“, erwiderte Prochor schwach. „Es war Asche.“

„Teufelswerk treibst du, Bruder. Laß ab davon!“

Prochor trat zum Tisch und trank aus einem Becher.

Die weiße Welt verwandelte sich in eine rosa Welt, und er betrachtete sie erstaunt und befremdet. Vor ihm stand ein rosafarbener Mann und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. Als aber Jeremia Prochor ins Gesicht blickte, sah er rosa Tränen aus Prochors Augen rinnen, und sein Bart bebte leise.

## 7

Nachts flammte ein riesiger Vollmond am Himmel und strahlte so auf die Erde herab, daß jedes Grashälmchen zu sehen war. Jeremia stand vor seiner Tür und lauschte den gedämpften nächtlichen Lauten.

Auch Prochor schlief in jener Nacht nicht. Er saß lange vor dem Öllämpchen und betete noch länger. Dann holte er einen großen Topf vom Regal und verließ die Zelle.

Gebückt ging er den schmalen Pfad entlang, und reicher Tau netzte seine Füße. Er murmelte Gebete vor sich hin, blieb hin und wieder stehen und sah zum Mond hinauf, der freigebig sein totes Licht auf die Erde sandte.

Durch eine Lücke im Zaun verließ der Mönch das Kloster. Langsam wanderte er den Weg entlang, der im Mondschein silbrigweiß glänzte, und ähnelte dabei einem großen schwarzen Igel. Zu beiden Seiten des Weges quakten lauthals Laubfrösche, und Grillen zirpten. Prochor stieg zur Taufschlucht hinunter, und als er müde war, ließ er sich auf einen Baumstumpf nieder, um zu verschlafen. Da saß er nun, ein



schwarzer Pilz, nur die scharfen, brennenden Augen blitzten unter der Kapuze hervor.

Dann ging er weiter, überquerte auf einem Steg den kleinen Bach in der Schlucht und kam ans Stadttor. Der Wächter rief ihn an, und er gab sich für einen Wandermönch aus.

„Du mußt bis zum Morgen hier bleiben“, gebot der Wächter. „Ich darf niemanden über Nacht in die Stadt lassen.“

Ohne Widerrede setzte sich Prochor an der Mauer nieder, und langsam fiel der Tau auf ihn herab.

„Hör mal, Vater“, rief der Wächter. „Was willst du denn in der Stadt?“

„Ich will zu den Mönchen des Irina-Klosters“, antwortete Prochor.

„Komm zu mir rein und erzähle, was du in der Welt gesehen hast.“

Die Pforte knarrte, und Prochor trat ein. Er erzählte dem Wächter alle möglichen Märchen, und der lauschte mit offenem Mund.

Schon vor Morgengrauen wanderte Prochor durch die leeren Straßen der Stadt. Das Gehen fiel ihm schwer, er setzte nur langsam einen Fuß vor den anderen. Aus dem Männersaal des Fürstenhauses drang Lärm herüber – dort wurde gezechet und gepaßt.

Ein Hund sprang Prochor an. Der Mönch langte mit dem Finger in den Topf und bespritzte den Hund mit einer Flüssigkeit. Sofort ließ der Hund von ihm ab, glotzte ihn nur verdattert an und zog sich taumelnd in seinen Hof zurück.

Der Weg erschien Prochor endlos. Seine Beine trugen ihn kaum noch. Schließlich gelangte er zu dem Ödland, auf das die Leute ihren Unrat brachten. Er irrte darüber hin, bis er gefunden hatte, was er suchte: Aschehaufen.

Er goß Flüssigkeit aus seinem Topf darüber. Es zischte, die Asche schrumpfte zusammen, färbte sich weiß – in der fahlen Morgendämmerung blinkten mehrere Häuflein kristallförmigen Salzes.

Er behielt etwas Flüssigkeit im Topf zurück, ließ sich hier, im Unrat, nieder und begann zu beten. Dabei dachte er an sein bisheriges Leben und daran, daß Lasar ihm eine klare, bittere Wahrheit gesagt hatte. Er hätte sich gerne noch einmal mit ihm unterhalten. Jetzt hätten sie bestimmt eine gemeinsame Sprache gefunden.

Und dann dachte er daran, wie flüchtig doch das menschliche Leben sei und daß er gar nicht bemerkt hatte, wie es vorübergeeilt war. Bei diesem Gedanken wurde ihm ganz weh ums Herz; das Salz aber funkelte und gleißte im Morgenlicht, das sich immer mehr Bahn brach.

Als es ganz hell geworden war, trank er den Schluck, den er für sich selbst zurückbehalten hatte. Er spürte, wie die Jahre von seinen Schultern abfielen, spürte, wie die längst vergessene Jugend in seinen Körper zurückkehrte.

Er stand auf und sah nicht das Ödland vor sich, sondern ein blumenübersätes Feld, sah Schmetterlinge und den Storch mit seiner Flöte und vernahm wunderschöne Musik. Da ging er auf die Straßen, leicht und frei, ohne seinen Stock zu benutzen, und wo immer er einem ärmlich gekleideten Menschen begegnete, forderte er ihn auf: „Solange dein Herr noch schläft, geh zum Ödland und hole dir Salz.“

Man schenkte ihm zunächst keinen Glauben, aber einige gingen aus Neugier zu der angezeigten Stelle, und als die Herren der Stadt erwachten, war die Halde schon voller Menschen, und das Salz bis aufs letzte Krümchen eingesammelt.

Prochor schleppte sich nur mit Mühe zum Stadttor hinaus, schaffte es gerade noch bis zu dem kleinen Steg über den Bach. Dort setzte er sich auf einen Baumstumpf und wurde selbst zu einem Baum.

Das habe ich, der Knecht Gottes Samen, über Prochor den Kräutermann gehört, dessen Schädel ich in der Höhle mit eigenen Augen sehen konnte. Sein Geheimnis hat er mit ins Grab genommen. Obwohl Jeremia nach dem Tode des Mönchs alle Krüge mit den Kräuterauszügen aus der Zelle

holte, hat niemand herausgefunden, wie er sie herstellte, ebensowenig, warum er so wenig Brote aus der Melde backen konnte und wie er Salz aus Asche gewann.

Den letzten Rest dieser Kräuterextrakte hat Jeremia unlängst getrunken, aber Brot aus Melde hat er nicht backen können, obwohl er einen ganzen Topf voll von dieser Flüssigkeit dafür verwendete. Auch Salz konnte er nicht aus Asche herstellen. Er bedauerte, soviel von den Tränken vergeudet zu haben, denn ein Schluck davon habe ihn, so behauptete er, von allen seelischen Schmerzen befreit, und immer, wenn er dieses Getränk zu sich genommen habe, sei er helllichtig geworden. Dafür aber, daß Prochor dem Kloster nicht sein Geheimnis offenbarte, wurde er ohne Ehren verscharrt; nur Polikarp ist es zu verdanken, daß man später von ihm als von einem Heiligen sprach. Jeremia hatte nie ein schlechtes Wort über Prochor geredet.

VI. KAPITEL  
in welchem von Issaaki  
berichtet wird,  
dem Jesus Christus erschien

---

1



ch hörte Schritte im Gang und legte den Kuttenärmel über das Geschriebene. Issaaki lugte durch das kleine Fenster zu mir herein.

„Hihi!“ kicherte er und entblöste die Zähne. „Jeremia hat mich geschickt. Ich soll nachsehen, was du machst, Bruder Semen.“

„Ich bete zu Gott“, erwiderte ich demütig.

„Jeremia hat gesagt, daß dich der Teufel heimsucht, hihi! So wie mich damals. Jeremia kennt sich darin aus.“

„Er wird selber vom Teufel heimgesucht“, gab ich ruhig zurück. „Vom Teufel des Verdachts und der Unruhe.“

„Hehehe!“ meckerte Issaaki. „Das werd ich ihm erzählen.“

„Wozu?“ warf ich ein. „Erzähl mir lieber noch einmal, wie der Teufel zu dir gekommen ist.“

„Da gibt's nichts zu erzählen“, wehrte Issaaki unwillig ab. „Wirst es selbst erleben. Hast du schon gehört? Bruder Nikodim ist zur ewigen Ruhe gegangen.“

Ich bekreuzigte mich.

„Hahaha!“ gackerte Issaaki. „Er wollte im Kloster leiden. Weißt du was? Er hat schon Würmer unter sich gehabt. Wie ich damals.“

Sein ausgezehrttes Gesicht verdunkelte sich, und die großen Augen füllten sich mit Tränen.

„Mich hat der Abt heute wieder geschlagen. Sehr sogar. Weil ich . . . warte, was hab ich gleich gesagt? Ah . . . Weil

ich in der Kirche an seiner Statt einen Esel gesehen habe. Und das hab ich wirklich!“ Seine Augen flammten. „Hast du keine Angst, hier zu sitzen, Bruder Semen? Ich hätte große Angst.“

„Ich vertraue auf Gott.“

„Hab ich das nicht getan?“ rief Issaaki mit hoher Stimme. „Vielleicht mehr als du. Ich hab die Mönchskutte angelegt, als du noch klein warst, hab ein härenes Hemd angezogen, ein Ziegenlamm kaufen, ihm das Fell abziehen lassen und es roh auf meinem Körper getrocknet. Hab in einer Zelle gesessen, die vier Ellen maß, und hab ohne Unterlaß geweint und zu Gott gebetet. Hab nur alle zwei Tage ein Hostienbrot gegessen und ganz wenig Wasser getrunken. Sieben Jahre ging das so. Ich hab mich nicht einmal hingelegt, sondern nur im Sitzen geschlafen.“

„Beruhige dich, Bruder Issaaki. Du hast mehr auf Gott vertraut als ich“, tröstete ich ihn.

„Wohl wahr, und was habe ich davon? Alle prügeln und jagen mich. Mein ganzer Körper ist voller blauer Flecke.“

„Weil du deine Zunge nicht hüten kannst, Issaaki.“

„Dafür lüge ich nie“, beharrte Issaaki mit Tränen in den Augen.

„Deshalb prügeln sie dich auch“, belehrte ich ihn. „Würdest du lügen, würden sie nur über dich lachen. Aber für die Wahrheit bezieht man Prügel.“

Er ging, ich aber kniete vor dem Heiligenbild nieder und sann vor mich hin. Jeden Tag kommt dieser Mann zu mir und klagt mir sein Leid. Ich kenne seine Geschichte bereits.

Ich sehe mich in meiner Zelle um. Nein, sie mißt mehr als vier Ellen. Ich kann darin umhergehen oder liegen, auch hungere ich nicht, nur die Luft ist stickig. Ich habe mich freiwillig hier einschließen lassen, nicht um gegen Fleischeslust oder Aufsässigkeit anzukämpfen, sondern um nachzudenken und zu schreiben. Ein seltsam Ding ist die Mannigfaltigkeit, doch gerade sie schafft wahre Gedanken. Wenn ich alles niedergeschrieben habe, was ich mir vorgenommen habe, verlasse ich

diesen armseligen Ort. Vielleicht nehme ich den Stock in die Hand wie Lasar und wandere in die weite Welt, um stets den hohen Himmel und die Sonne über mir zu spüren. Hier in der Dunkelheit fault mein Geist, so wie er einst in Issaaki, Afanassi oder Ioann gefault ist. Um aber über sie schreiben zu können, muß man sich selber in eine Höhle zurückziehen. Ich möchte für einige Zeit Issaaki, Afanassi oder Ioann sein, möchte das fühlen, was sie gefühlt haben. Wenn man etwas in sich bekämpfen will, muß man es gut kennen, meine ich und glaube, daß dies ein gottgefälliger Gedanke ist.

## 2

Tag und Nacht gingen hier ineinander über. Fröhligens kam der aufwartende Höhlenmönch und reichte einen Becher Wasser, ein Hostienbrot und eine Kerze herein. Issaaki verrichtete sein Gebet und starrte in das zitternde Flämmchen, das die trockenen Wände, das Stroh am Boden und die Kutte nur schwach beleuchtete. Issaaki hatte einen Spaten bei sich, um die Exkremeute zu vergraben, trotzdem stand ein scharfer Geruch in der Zelle. Waren Kerze oder Holzspan niedergebrannt, lag alles in Finsternis getaucht, es sei denn, jemand aus der Bruderschaft ging draußen mit einem Licht vorbei; dann schimmerte das Fensterchen gelb auf, und der Schein fiel für einen kurzen Moment auf die gegenüberliegende Wand. Abends brachte der Höhlenmönch frisches Wasser und einen neuen Span und berichtete über Neuigkeiten im Kloster. Issaaki hörte stumm zu.

Waren die Schritte des Mönchs verklungen, steckte der Klausner den Holzspan unter das Heiligenbild, kniete davor nieder und begann, unter Verbeugungen und mit lauter Stimme Psalmen zu singen. Bald glaubte er, auch die Stimmen der anderen Klausner ringsum zu hören, die seine Melodie aufnahmen. Die Flamme des Kienspans bebte unter seinem Atem, ließ gespenstisch Schatten an den Wänden tanzen, die

Dunkelheit aber schien in diesem Moment mit dünnen Fäden verknüpft: der Gesang einte die Klausner auf seltsame Weise, und ihnen wurde leichter ums Herz. Vielleicht weinte Issaaki auch deshalb; die Worte kamen nur abgehackt über die Lippen, bis er spürte, daß keiner mehr mitsang und er wieder allein mit sich war. Er fühlte sich müde und leer, löschte das Licht und verharrte schweigend auf seiner Bank. Als er so entspannten Geistes dasaß, erfüllte ihn leise Sehnsucht, und er gedachte der Zeit, da er ein wohlhabender erfolgreicher Kaufmann gewesen war. Von einer ähnlichen Sehnsucht getrieben, hatte er all sein Hab und Gut an Klöster und Verwandte verschenkt und war in die Höhle hinuntergestiegen in der Höffnung, Erlösung zu finden. Schon nach kurzer Zeit spürte er die gleiche Sehnsucht; sie kam wie ein Schmerz von innen heraus und nagte beständig an ihm. Er wußte nicht ein noch aus. Er war in der großen Welt gewesen und vor Sehnsucht beinahe vergangen; er hatte die Welt verlassen, und die Sehnsucht war wiedergekommen. Issaaki zündete den Kien-span an und begann erneut Psalmen zu singen, bis Lippen und Zunge hölzern und steif wurden. Die Augen brannten, und er fiel in einen kurzen, bleiernen Schlaf, aus dem ihn die leise schlurfenden Schritte des Höhlenmönchs weckten, der einen Becher Wasser, eine Kerze oder Holzspäne und alle zwei Tage ein Hostienbrot brachte.

Die Dunkelheit ringsum war zottig, bodenlos, jedes Rascheln überlaut zu hören, und jede Bewegung wirbelte die abgestandene Luft auf. Obwohl seine Augen daran gewöhnt waren, traf ihn die Finsternis, nachdem er den Span gelöscht hatte, jedesmal mit voller Wucht. Verzweiflung überkam ihn, und ein dumpfes Stöhnen entrang sich seiner Brust. Er ließ sich rücklings niederfallen und schlug mehrmals mit dem Kopf gegen die Wand. Dann schloß er die Augen, obwohl alles in Dunkel getaucht lag. Es war so still, daß er die Gewänder der anderen Klausner rascheln hörte. Manchmal rutschte irgendwo ein Erdwall ein, und noch lange rieselte Sand. Dann

zitterte er wie im Fieber, bewegte Arme, Beine und die Zunge, riß die Augen weit auf, um sich zu überzeugen, daß er noch am Leben sei. Er suchte mit der Hand nach dem Flint, um Feuer zu schlagen, und starrte im Licht der hellen Funken (er konnte das stundenlang tun) auf die Wände und seine Habseligkeiten. Wieder fiel er nieder, schlug die Stirn zu Boden und sagte laut und fest: „Gott, sieh mich an! Sieh meine Qualen, die ich um dich und um deiner Gnade willen erdulde. Erleuchte die Dunkelheit und führe mich ans Licht!“

Tränen rannen aus seinen Augen und brannten wie die Funken aus dem Feuerstein. Er raufte sich die Haare, wiegte sich hin und her und stöhnte leise vor sich hin.

Eines Abends, als die Stille besonders unheimlich und die Finsternis undurchdringlich war, erblickte Issaaki plötzlich Licht in einer Ecke der Zelle. Zuerst war es leuchtkäfergroß, wuchs und wuchs, ähnelte einer Öffnung zur Erdoberfläche, durch die grelle Sonne hereinflutete, so daß Issaaki geblendet die Hand vor die Augen legte. Aus diesem Licht traten zwei Jünglinge in silberdurchwirkten Gewändern, mit Gesichtern, die hell wie Sonnen strahlten, hervor.

„Issaaki, wir sind Engel“, sprachen sie wie aus einem Munde. „Und hier kommt der zu dir, vor dem du dich bis zur Erde verneigen mußt.“

Verblüfft über diese Erscheinung sprang Issaaki auf. Schmutzig, struppig, mit ausgemergeltem Gesicht und brennenden Augen stand er in der lichtdurchfluteten Zelle und lachte glücklich. Da beugte ihn eine unsichtbare Kraft zu Boden, und er weinte und küßte die Erde. Flinke Schatten huschten umher, klatschten in die Hände, bogen sich, jemand sang mit süßer Stimme, und ein Dutzend Stimmen sprach im Chor: „Unser bist du, Issaaki, unser!“

Er hob das Gesicht und erblickte einen Mann mit großen traurigen Augen. Neben ihm standen die Jünglinge mit Gesichtern, die hell wie Sonnen strahlten. Issaaki begann am ganzen Leibe zu zittern.



„Ich habe deine Stimme gehört“, sagte der, vor dem er sich verneigt hatte. „Ich habe von deinen Leiden gehört und mir erlaubt, dich zu trösten.“ Er wies mit der Hand um sich. „He, greift zu den Schalmeien, Guslis und Schellentrommeln! Issaaki soll für uns tanzen!“

Die Schalmeien tönnten, die Guslis klangen, und die Trommeln schellten, und es spielten Jünglinge mit goldenen Lokken. Ein schönes junges Mädchen trat tänzelnd zu Issaaki. Das dunkle Haar fiel in Wellen über die Schultern, die Augen blitzten, und der rote Mund war leicht geöffnet. Die Brüste waren straff und fest und hüpfen leise im Takt der Bewegungen, die Taille bog sich, und dunkel leuchtete das Dreieck ihres Schoßes. Sie reichte ihm die Hand, und er tanzte. Da drehten sich auch die anderen im Kreise, und ihre silber- und golddurchwirkten Gewänder glänzten. Ihm wurde heiß, denn dicht neben ihm bewegte sich der schöne junge Mädchenkörper. Die Schalmeienspieler bliesen die Wangen auf, die Trommler ließen die Schellen klingen, und ein Guslispieler sang ein Lied ohne Worte. Dutzende Füße stampften einmütig den Takt, und ab und zu schrien und juchzten die Tänzer auf.

Issaaki warf den ausgedörrten, müden Körper hin und her, und neue Kräfte schienen ihm zu wachsen. Er wähnte sich auf einer blumenübersäten Wiese, wo sich seine Stammesangehörigen, die Sewerjanen, zum Entführungsritual zusammengefunden hatten. Die Jungen rannten lachend hinter den Mädchen her, und diese flohen kreischend. Ein Flößchen rauschte, mehrere Paare liefen durch das flache, warme Wasser, und vor ihren Füßen jagten Fische erschreckt davon.

„Ich komme zu denen, die trauern“, sagte der, vor dem er sich verneigt hatte, „und nehme die Trauer von ihnen. Ich komme zu denen, die leiden, und nehme die Leiden von ihnen. Ich komme zu denen, die arm sind, und ich nehme die Armut von ihnen. Ihr sollt nicht die Welt hassen um meinetwillen, denn nicht um des Hasses willen bin ich gekommen. Ihr sollt nicht euren Leib töten, denn nicht um des Todes wil-

len bin ich gekommen. Leben ist meine Bestimmung, und die Welt hat Gott geschaffen, nicht der Teufel!“

Der Schweiß rann Issaaki in Strömen über Stirn und Augen, die noch immer von der ungewöhnlichen Helle geblendet waren, aber er tanzte und tanzte. Neben ihm drehte und wand sich das bezaubernde Mädchen und blitzte ihn mit ihren schwarzen Augen an, daß ihm der Kopf schwirrte.

„Herr“, sagte er, ohne innezuhalten. „Steht es mir an, mit diesem Mädchen zu tanzen?“

„Dieses Mädchen ist das Leben“, sagte der, vor dem er sich verneigt hatte. „Und das Leben ist meine Bestimmung. Vereinigst du dich mit ihm, gibst du der Erde Früchte, denn alle Menschen sollen Früchte tragen. Dadurch erneuert sich die Welt und wird immer fruchtbar sein. Darin besteht die hohe göttliche Vorsehung – seid fruchtbar und mehret euch!“

„Und was ist mit denen, die um deinetwillen der Welt entsagen, die sich um deinetwillen in der Finsternis verbergen und dir alles geben?“

„Die sind tot“, sagte der, vor dem er sich verneigt hatte. „Mir dient, wer Leben schafft, und nicht, wer ihm ausweicht. Wer vor ihm flieht, den brauchen die Welt und der Herrgott nicht.“

Issaaki tanzte. Es schien, als sei sämtlicher Schweiß aus ihm herausgeflossen und alles dörre in ihm aus.

„Warum zwingst du mich zu tanzen?“ keuchte er. „Es fällt mir schwer.“

„Dieser Tanz“, antwortete der, vor dem er sich verneigt hatte, mit klarer Stimme, „ist eine Prüfung für dich. Bestehest du sie, verläßt du die Stätte der Trauer und gelangst ans Licht und in die Welt. Denke daran: Nicht die Dunkelheit schafft Leben, sondern das Licht und die Welt!“

Issaaki tanzte. Die Knie waren ihm weich geworden, und Übelkeit stieg in ihm hoch. Alle Anwesenden umringten ihn, er aber tanzte und tanzte und ebenso unermüdlich neben ihm die Schöne.

„Du schickst mich in die Arme einer Frau“, flüsterte Issaaki. „Sie ist doch das Sinnbild der Unreinheit und der Sünde.“

„Das Sinnbild der Unreinheit und Sünde ist die sündige Seele“, erwiderte der, vor dem er sich verneigt hatte. „Die Frau ist vor allem Schöpferin des Lebens und von Gott gesegnet, wenn sie rein an Herz und Seele ist, wenn sie eine gute Mutter und ein tugendhaftes Eheweib ist. Kämpft gegen die sündige Seele in euch und nicht gegen die, welche Leben schaffen und erneuern.“

Issaaki fiel auf die Knie. Seine Brust hob und senkte sich rasch, auf den Lippen hatte sich Schaum gebildet, und seine Augen glänzten erschöpft und wie im Wahn.

Das Mädchen packte ihn unter den Achseln und versuchte, ihn hochzuheben.

„Gib nicht auf“, bat sie zärtlich, „Nur noch ein wenig.“

„Ich bin so müde, Herr!“ keuchte Issaaki und schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht mehr.“

„Du hast deinen Tanz nicht zu Ende getanzt“, sagte der, vor dem er sich verneigt hatte, mit trauriger Stimme. „Also hast du keine Kraft mehr für das große und wahre Leben.“

Da streckte Issaaki die Arme aus nach dem, der wie die Sonne leuchtete und dessen Lächeln hell wie der Tag war, und rief schluchzend: „Aber ich habe doch meine ganze Kraft dir geopfert, o Herr!“

„Einem blinden Wahn hast du deine Kraft geopfert“, sagte der, vor dem er sich verneigt hatte. „Aus Angst vor deiner sündigen Seele hast du dich hier einschließen lassen. Du hast gegen dich selbst gekämpft und in diesem Kampf nicht standgehalten.“

„Was soll ich denn jetzt tun, Herr?“ rief Issaaki händeringend.

„Leb dein Leben zu Ende, wie es sich fügt“, sagte der, dessen Lächeln hell wie der Tag war.

Und er sank ins Dunkel zurück. Erst schien ihm, als schwebe er, langsam kreisend, in blauer Dämmerung, und das Herz schmerzte ihm in der Brust. Dann fiel er in tiefe Finsternis. Nur ganz in der Ferne glomm die knisternde Flamme einer Kerze, und es zog ihn wie einen Nachtfalter zu diesem Licht. Ein rauher Schrei entrang sich seiner Brust und verhallte im undurchdringlichen Dunkel. Er griff mit den Händen um sich, suchte einen Halt, um dieses schreckliche, unabwendbare Fallen aufzuhalten. Alles in ihm war erstarrt. Er erwartete den harten, unbarmherzigen Aufprall. Aber er nahm ihn nicht wahr, wohl weil er das Bewußtsein verlor; nur durchschloß es ihn heiß, wie den Falter, wenn ihn plötzlich die Flamme der Kerze erfaßt.

Am nächsten Morgen trat wie gewöhnlich der aufwartende Mönch an das kleine Fenster.

„Gott segne dich, Vater Issaaki!“ sagte er demütig.

Hinter dem Fenster herrschte Stille.

„Vater Issaaki!“ rief der Mönch. „Lebst du noch?“

Stille.

„Nun, er ist wohl heimgegangen“, stellte der Aufwartemönch (es war damals Lawrenti) fest. „Marko!“ rief er. „Komm doch her!“

Aus dem Dunkel tauchte Marko der Totengräber auf. Er hielt einen Spaten in der Hand.

„Lauf ins Kloster und hol den Abt und die Bruderschaft“ bat Lawrenti. „Ich bete derweil für seine Seele.“

Marko stellte die Schaufel zur Seite und trottete zum Ausgang. Lawrenti indes kniete nieder. Lichte Trauer erfüllte seine Seele und sein Herz. Er flüsterte ein Gebet, nahm den Spaten und begann, den Eingang zu Issaakis Zelle freizuschaufeln.

Schon hallten Schritte durch den Gang. Die Bruderschaft und der Abt näherten sich. Lawrenti hielt inne und wischte

sich den Schweiß von der Stirn. Marko löste ihn ab, und nach einer Weile stieß die Schaufel ins Leere.

Den Kopf auf die Brust gesenkt, die Kleider zerfetzt, kauerte Issaaki zusammengekrümmt in seiner Höhle. Marko nahm ihn unter den Achseln, Lawrenti an den Beinen, und so trugen sie ihn ins Freie. Indessen sah sich der Abt aufmerksam in der Zelle um.

„Es war zu eng hier“, sagte Agapit, und sie gingen langsam zum Höhlenausgang.

„Issaaki lebt!“ rief Marko ihnen entgegen.

Der Mönch lag auf der mit gelbem Laub bedeckten Erde. Sein Gesicht war bleich, die fest zusammengepreßten Lider waren bläulich verfärbt. Es roch nach herbstlicher Fäulnis. Ein scharfer kalter Wind fuhr durch die Bärte und Mäntel der Mönche und versetzte alle in einen seltsamen Zustand der Unruhe.

„Hier muß der Teufel am Werk gewesen sein“, meinte der Abt und blickte unwillkürlich zu den zottigen grauen Wolken auf, die am Himmel dahinjagten. Ihn quälte bohrender Zahnschmerz; er hatte daher schlechte Laune. Der Wind fegte unerwartet eine Woge flammenden Laubes vom Baum. Die Blätter umtanzten die Mönche in munterem Reigen. Einige waren auf Issaakis Brust geflattert, und alle sahen, wie sie sich sichtbar hob und senkte.

„Legt ihn ins Bett“, ordnete der Abt an, sog am kranken Zahn und spürte, wie nun auch vom Windzug der Kopf zu schmerzen begann.

Marko und Lawrenti hoben Issaaki auf. Unter lautem Gekröse traten die Mönche auseinander, und als sie unter den Bäumen davongingen, schwebten gelbe und rote Blätter auf ihre Köpfe.

Zwei Wochen lang konnte er weder sitzen noch stehen, näßte unter sich, und Würmer sammelten sich unter ihm. Er nahm auch kein Brot, kein Wasser oder Gemüse zu sich, sprach kein einziges Wort, war taub und stumm. Erst in der dritten Woche bewegten sich seine Lippen.

„Wo bin ich?“ fragte er kaum hörbar.

„In Agapits Zelle“, antwortete der Arzt. „Hörst du mich, Bruder Issaaki?“

„Ja“, flüsterte Issaaki. „Warum bin ich nicht in meiner Höhle?“

„Wir hatten geglaubt, du seist gestorben, Bruder Issaaki.“ Agapit setzte sich zu ihm. „Da haben wir dich freigeschaut.“

„Ich will nicht mehr dorthin“, sagte Issaaki mit bebenden Lippen.

„Keiner wird dich dazu zwingen“, erwiderte Agapit.

Issaaki versuchte sich aufzurichten, doch Agapit hielt ihn zurück.

„Alles dreht sich vor meinen Augen“, klagte Issaaki.

„Weil du krank und schwach bist“, klärte ihn Agapit auf.

In diesem Moment dröhnte das Klopfen: es wurde zur Abendandacht gerufen.

„Willst du schon mit in die Kirche gehen, Bruder Issaaki?“

„Nein.“ Issaaki schüttelte den Kopf und starrte an die Decke.

Agapit ging. Issaaki blieb allein zurück und überlegte angestrengt, besser gesagt, versuchte sich zu erinnern. Wieder spürte er, wie ihm die Augen brannten. Er dachte an das große strahlende Licht, an das wundersame Gespräch und daran, wie er in die Finsternis gefallen war, versuchte, die damals gesprochenen Worte und das ganze Geschehen zu begreifen. Das Herz schmerzte ganz leise; er schloß die Augen und tauchte ins Nichts. Als er zu sich kam, sah er wiederum

das Licht und dachte wieder an die seltsamen Reden. Am Abend nahm er nur einen Heilkräutertrank aus Agapits Händen zu sich.

In der Nacht weinte er. Tränen rannen ihm über das Gesicht, und auf der Brust lag ein Stein.

„Warum weinst du, Bruder Issaaki?“ fragte Agapit, der aufgewacht war.

„Der Schlaf will nicht kommen“, flüsterte Issaaki.

„Deine Seele ist unruhig. Du mußt in die Kirche gehen.“

Der Wind heulte hinter den Fenstern, und sogar in der Zelle roch es nach welkem Laub. Die friedliche, herbstlich bunte, feuchte Erde stand Issaaki vor Augen; ihm schien es eine Ewigkeit her, seit er auf laubbedeckten Pfaden entlanggeschritten war. Die große Trauer des Welkens erfuhr Issaaki in jener Nacht und nicht geringere Freude darauf, daß er bald über diese Blätter laufen würde.

„Bruder Agapit!“ rief er leise.

Agapit schlief nicht.

„Was ist, Issaaki?“

„Sag mir aufrichtig: Woher wissen wir, daß wir an Gott glauben müssen, so wie wir es tun? Sag mir: Wer dient Gott mehr? Wer Gutes auf Erden sät oder wer gegen das eigene Fleisch kämpft? Warum muß man sich Gott zuliebe in schwarze Kleider hüllen und in eine Höhle kriechen? Ist es nicht besser, in seinem Namen Leben zu schaffen und es wohl zu gestalten?“

Agapit schwieg.

„Warum schweigst du, Bruder?“ fragte Issaaki leise.

„Das sind nicht deine Worte“, antwortete Agapit. „Was ist dort in der Zelle geschehen?“

Und Issaaki berichtete. Mit dumpfer, brüchiger Stimme, abgehackt und stockend, denn er war noch sehr schwach. Flüsternd sprach er die Worte, die er gehört hatte, und wieder sah er die Erde vor sich, bedeckt mit leichten Blättern, die ein trunkener, grimmiger Wind vor sich her trieb. Der gleiche

Wind raste auch gegen ihre Wände, und die beiden Mönche fühlten sich in diesem Moment wie in einem Boot, das in einen Sturm geraten ist und in den Wellen tobt.

Agapit lachte.

„Der Teufel hat an deiner Seele gerüttelt. Er wollte dir den Glauben austreiben, daher hat er Zweifel in dich gesät.“

„Kann denn der Teufel lächeln wie die Sonne?“ fragte Issaaki.

„Der Hochmut nagt an dir, Bruder. Wer bist du, daß dich der Herr Jesus Christus persönlich in deiner Höhle aufsuchen sollte? Er hat größere und wichtigere Dinge zu tun! Du bist ein Staubkörnchen, ein winziges Samenkörnchen auf Erden, das der Wind verweht, und der Herr hat keine Zeit, sich mit dir zu befassen. Er stellt die Gebote auf, und wir haben nichts anderes zu tun, als diese Gebote zu befolgen. So wird auch nie ein Fürst dich beachten oder aufsuchen, es sei denn, du übertrittst ein Gebot und er müßte dich bestrafen. Du willst sehr viel von unserem Herrn, Bruder. Dein Hochmut ist groß, und du mußt beten, um ihn abzulegen.“

„Wenn der Herr mich nicht aufsucht, warum soll es dann der Teufel tun?“ fragte Issaaki in jener windigen Herbstnacht. „Warum bin ich für den Teufel kein Samenkörnchen und kein Staubkörnchen, sondern nur für Gott?“

„Gott sieht uns insgesamt, nur die Sünder straft er einzeln“, sagte Agapit bedächtig. „Der Teufel aber möchte aus jedem von uns einen Sünder machen. Der Teufel versucht uns. Unser Leib ist der Teufel, die Seele aber ist Gott, und der Teufel möchte diese Seele für sich gewinnen. Daher bekämpfen und unterdrücken wir unseren Leib, weil der Teufel darin haust. Gott indes siebt unsere Seelen wie Mehl und hat keine Zeit für ein einzelnes Mehlstäubchen, wohl aber kümmert er sich um den Unrat im Mehl.“

Der Wind tobte gegen die Wände der Zelle, hämmerte gegen die Fenster, pfiff im Schornstein. Issaaki glaubte zu hören, wie das Laub von einem nahegelegenen Baum fiel.



„Und trotzdem, etwas stimmt hier nicht“, sagte Issaaki schließlich. „Viel traust du dem Teufel zu und wenig dem Herrgott. Sag mir, wer hat den Menschen verkündet und wann, daß man Gott so dienen muß, wie wir es tun?“

„Wir leben nach den Regeln des alten Studios-Klosters“, erwiderte Agapit, schon ungeduldig geworden. „Unser Leben ist eine Folge des Lebens unserer Vorgänger, und wir übernehmen ihre Erfahrungen im Dienste Gottes. So haben sie geglaubt, so tun wir es auch.“

„Und wer hat unseren Vorgängern gesagt, wie sie Gott dienen sollen?“

„Die Propheten, die Apostel und Christus selbst!“ erwiderte Agapit mit harter Stimme.

Und wieder lauschte Issaaki dem Wind, der gegen die Zelle stürmte, als wisse er um ein Geheimnis und wolle zu ihnen herein, um es mitzuteilen. In diesem Moment fiel mehr Laub zu Boden als sonst in der ganzen Nacht.

„Etwas stimmt hier nicht, Bruder“, beharrte Issaaki. „Nicht unser Körper ist das wichtigste auf Erden, sondern die Liebe. Es gibt nur ein ewiges, von Gott aufgestelltes Gebot: Alles, was der Liebe widerspricht, ist böse. Alles in der Welt muß an der Liebe gemessen werden. Der Mensch soll nicht gegen sich selbst, sondern gegen den Haß kämpfen. Der Herr hat Liebe verkündet! Durch Haß ist er gestorben. Der Tod der Lehre von der Liebe, so hat mir der Herr gesagt, ist sein Tod; daher sind sein Tod unsere Sünden. Wer aber Leben schafft, sät immerfort Liebe und wird gesegnet werden; wer dagegen Haß sät, gleich, ob er das Fürsten- oder Mönchsgewand trägt, ist des Teufels. Das hat er mir dort unten in der Höhle gesagt, und ich glaube ihm. Der Teufel kann keine Liebe lehren, damit würde er gegen sich selbst lehren.“

Agapit erhob sich. Der Mond schien in das kleine Fenster, und in dem gespenstischen Licht mutete die Gestalt des Mönchs fast bedrohlich an.

„Der Teufel ist zu allem fähig!“ rief er zornig. „Der Teufel

kann auch Liebe lehren, denn die Liebe, die er lehrt, nützt ihm. Sie kann schlimmer sein als Haß! Denn es gibt eine böse und eine gute Liebe!“

„An der Frucht erkennt man den Baum“, murmelte Issaaki und lauschte angespannt auf das Heulen des Windes. „Aber muß man lange warten, bis der Baum Früchte trägt?“

„Unsinn!“ warf Agapit ärgerlich hin. „Alles ist wie zu einem dichten Knäuel verstrickt. Wo die Liebe beginnt, hat sich auch schon Haß eingenistet, und wo ringsum Haß herrscht, keimt die Liebe unbemerkt empor. Nichts ist eindeutig und nur mit einem Maß zu messen.“

„Das ist es, was man den Kampf zwischen Gott und dem Teufel nennt“, wisperte Issaaki, so wie jener Baum hinter der Wand, durch den der Wind so dreist fuhr. „Und ich glaube noch etwas, Bruder Agapit. Sieht der Mensch zum klaren, seidigen blauen Himmel auf, zweifelt er nicht, sondern weiß, daß er klar und seidigblau ist!“

## 5

Am nächsten Tag kamen der Abt, Grigori der Wundertäter, Nikolai, der spätere Bischof von Tmutorokan, Nestor, der die Chronik schrieb, Jeremia, Swjatoscha, Feodor und sein Ratgeber Wassili, Feofil und sein Bruder, Onissifor und Lawrenti. Unter ihnen war auch Agapit der Arzt, und sie alle umstanden Issaakis Lager.

„Geh mit uns in die Kirche!“ forderte der Abt Issaaki auf. Issaaki lag da und starrte zur Decke hinauf.

Da schlug der Abt das Kreuz über ihn.

„Bruder Agapit hat uns berichtet, was für sündige Gedanken du hegst“, sagte er. „Der Teufel hat dort unten in der Höhle deine Seele heimgesucht. Wir wollen dir helfen. Steh auf und komm mit in die Kirche!“

„Ich bin noch zu schwach“, flüsterte Issaaki. „Laßt mich hier liegen.“

„Helft ihm hoch und führt ihn in die Kirche!“ befahl der Abt und ging aus der Zelle.

Mehrere Hände packten Issaaki. Er wehrte sich, aber man schleppte ihn hinaus. Issaaki schrie und biß in die Hände, die ihn hielten. Lawrenti, der Besessene zähmen konnte, ließ seine Peitsche auf Issaakis Rücken niedersausen. Issaaki brüllte auf und ließ sich nun willig führen. Als er stolperte und fiel, hoben sie ihn sofort hoch, und wieder sauste die Peitsche auf ihn herab. Darauf versuchte Issaaki zu laufen, denn er hatte Angst vor der Peitsche, die auf seinen Rücken niederfuhr und manchmal auch seine Schultern traf.

Über ihm wölbte sich ein sanfter, fahlblauer Himmel, an dem reglos eine triste Sonne hing, und in der Luft schwebten weiße Spinnenfäden. Die Bäume hatten scheinbar vergessen, ihre Blätter abzuwerfen, flammten gelb und rot, und das Laub, das schon am Boden lag, verglomm leise. So hing in der Luft ein eigenartiger Geruch von feinen modrigen Spinnenweben, von Pilzen und feuchter Frische. Die Fäden ließen sich auf die Menschen nieder, die da gingen und den Kranken schleiften, aber zu zart und dünn waren diese Netze.

„Der Teufel spricht aus ihm“, stellte Lawrenti gelassen fest. „Er will seinem Körper nicht entweichen.“

Vor der Kirche sträubte sich Issaaki wieder, wollte etwas sagen, und wieder fuhr die Peitsche auf ihn nieder und trieb ihn durchs Kirchenportal. Er fiel auf die Knie und begann, am ganzen Leibe zitternd, zu beten. Alle Brüder beteten mit, aber als sie sangen, sang Issaaki nicht mit – große Tränen rannten ihm übers Gesicht.

Sie brachten ihn in den Speisesaal und setzten ihn, getrennt von den anderen, an einen Tisch. Er saß da, ohne Brot und Wasser anzurühren und starrte, immer noch bebend, mit weitgeöffneten, tränennassen Augen vor sich hin. Da trat Agapit zu ihm, nahm ein Stück Brot, gab es ihm in die Hand, führte diese an des Kranken Mund, öffnete ihn, legte das Brot hinein und klappte den Unterkiefer mit einem leichten Schlag

zu. Darauf begann Issaaki krampfhaft zu kauen, und große Qual war seinem Gesicht abzulesen. Bruder Agapit nahm einen Becher mit Wasser, gab ihn ihm in die andere Hand, hob sie und schüttete das Wasser in Issaakis Mund. Issaaki schluckte, sein Blick wurde noch gequälter, und ab und zu rollte eine Träne übers Gesicht. Der Abt sah diesem Tun zu, und es mißfiel ihm sehr, daß sie sich so mit Issaaki abgaben.

„Legt das Brot vor ihn hin und führt es nicht mehr an seinen Mund!“ befahl er. „Er soll alleine essen.“

Issaaki rührte das Brot nicht an, sondern saß nur da und starrte zum Fenster hinauf. Es war hellblau, weil ein Stück klaren Himmels darin stand; nur am unteren Rand ragte, wie aus Ton geformt, ein Zweig mit einem Büschel roter Beeren und gelber Blätter empor. Blätter und Beeren flammten am blauen Himmel, und das beruhigte ihn ein wenig. Die Mönche bemühten sich, nicht zu ihm hinzusehen – soviel Schmerz und Tränen standen in diesem Blick zum Fenster. Alle taten so, als sei er gar nicht im Speisesaal; vielleicht war er es auch wirklich nicht.

Das ging ein paar Tage lang so. Issaaki nahm kein Brot zu sich und sprach mit niemandem.

Da sagte der Abt: „Wir müssen ihn wie einen Besessenen behandeln.“

„Ich werde ihn heilen!“ fiel Lawrenti bereitwillig ein.

Issaaki schlief indes nicht mehr bei Agapit, sondern in einem Holzschuppen, auf Stroh. Dort roch es nach Holz und welkem Laub, denn neben dem Schuppen wuchs eine riesige hundertjährige Linde, die einen goldenen Blätterteppich über die Erde breitete. Wenn der Wind um den Verschlag strich und leise in den Ritzen wimmerte, lauschte Issaaki stundenlang. Er hatte weder Licht noch einen Ofen und deckte sich nur mit seinem Mantel zu. Frühmorgens stand er auf, öffnete die Tür und blickte gedankenverloren in die gelb und rot gefärbte hügelige Landschaft hinaus. Von hier aus war auch ein Stück Fluß zu sehen, der abwechselnd silbern und blau funkelte.

Issaakis Gesicht war selbst inzwischen lang und gelb geworden wie ein Blatt – der Herbst hatte ihn ereilt. So fand ihn Lawrenti, als er ihn aufsuchte, um mit ihm zu reden. Mitten im goldenen Laubring stand der Holzschuppen, und in der Tür verharrte reglos der ausgemergelte, gelbgesichtige Mann.

„Gott segne dich, Vater Issaaki!“ sprach Lawrenti den üblichen Gruß, und seine Stimme klang liebevoll, ohne daß er es wollte.

Issaaki sah ihn an, und Lawrenti entdeckte, daß sogar seine Augen gelb waren wie die Blätter auf der Erde oder über ihm am Baum.

„Hast du die Worte des Abts vergessen, Issaaki?“ fragte Lawrenti freundlich und ließ sich auf einen Hauklotz am Schuppen nieder. „Er hat gesagt, du sollst wie ein Besessener behandelt werden. Weißt du, was das bedeutet?“

Issaaki blickte auf den silbrig glänzenden Flußstreifen in der Ferne, und eine silbrige Träne rann aus seinem Auge.

„Ich weiß es“, sagte er.

„Ich habe schon viele Besessene erlebt“, sprach Lawrenti weiter. „Du weißt, daß ich ihnen zugeteilt bin. Ich aber sage dir, Bruder: Du ähnelst keinem von ihnen. Deine Augen blicken vernünftig, Issaaki.“

Er schaute ebenfalls auf das silbrig glänzende Flußband und fühlte das gleiche wie Issaaki: den sanften, traurigen, ungewöhnlich milden Herbst.

„Ich habe den Verstand nicht verloren“, sagte Issaaki langsam. „Die Welt hat Sinn und Verstand für mich verloren.“

„Wunderliche Reden führst du, Issaaki“, erwiderte darauf Lawrenti lächelnd, ohne den Blick vom Strom zu wenden. „Vielleicht braucht die Welt diesen deinen Verstand gar nicht?“

„Ich kann nicht lügen“, gestand Issaaki. „Große Zweifel nagen an meiner Seele.“

„Der Zweifel ist der schlimmste aller Teufel“, fuhr Law-

renti mit gütiger Stimme fort. „Gott hat die Welt wie ein Netz eingerichtet: Masche an Masche, und es ist eine Sünde, dieses Netz zu zerreißen.“

„Aber die Menschen sind wie Fische, die sich im Netz verfangen“, sagte Issaaki leise, kaum hörbar. „Und wenn ein Fisch, der ins Netz geraten ist, sich befreien möchte? Es nicht zu zerreißen bedeutet für ihn Gefangenschaft, und es zu zerreißen – Sünde?“

„Jawohl, Sünde.“ Lawrenti lächelte fein. „Denn es kann keine Freiheit von Gott geben.“

Ein Windzug wirbelte welkes Laub vor seinen Füßen auf. Ein paar Blätter segelten wieder zu Boden, und es roch – ob nun vom Wind oder von den aufgewirbelten Blättern – stärker nach Moder.

„Nicht von Gott will der Mensch Erlösung.“ Den Blick immer noch auf das leuchtende Flußband geheftet, sprach Issaaki schon lauter. „Er will Erlösung im Namen der Liebe und um ihrer willen. Um des Herrgotts selber willen strebt er nach Erlösung. Aber da er unter anderen Menschen lebt, muß er sich, ob er will oder nicht, den weltlichen Gesetzen unterwerfen, und diese sind nicht immer wohlthätig.“

Lawrenti schwieg, nur sein schwerer Atem war zu hören.

„Weißt du, Bruder“, hub er schließlich an. „Ich will nicht gehört haben, was du gesagt hast. Vielleicht hast du einen großen Gedanken ausgesprochen, vielleicht auch einen sehr unvernünftigen. Aber mir scheint, wir sind in dieser Welt nicht die Fische, sondern das Netz selber. Das Netz, mit dem die Fische gefangen werden, die unnützen und schädlichen Gedanken. Wir nennen sie Einflüsterungen des Teufels, und vielleicht sind sie es auch. Issaaki, ich möchte dich nicht in Ketten legen und auspeitschen, was ich tun müßte. Du hast genug Verstand, um dich zu besinnen.“

Und Issaaki verschloß sich dort, an der Tür, löschte die laubbedeckte Welt und den schmalen Streifen funkelnden Wassers in sich aus.

„Weißt du, Lawrenti“, sagte er leise. „Der Mann mit dem Gesicht Christi, der mich in der Höhle aufgesucht hat, kann nicht der Teufel sein!“

„Vergiß das alles, Issaaki“, bat Lawrenti mit warmer Stimme. „Vergiß es für immer. Niemand wird dir glauben, daß der Herr selber dich aufgesucht hat, und es ist auch unmöglich. Dazu bist du zu gering, Issaaki. Es ist angebrachter zu bekennen, daß es der Teufel in Gottesgestalt war. Und wenn du das tust, werden alle Anteilnahme zeigen. Ein von Gott Auserwählter, wenn er nicht Zar ist, ruft nur Zorn hervor, ein vom Teufel Heimgesuchter dagegen genießt Nachsicht. So ist es nun mal in unserer Welt.“

„Aber was soll ich dann von mir selbst denken?“ fragte Issaaki.

„Gar nichts sollst du von dir denken, Issaaki. Denk lieber an deine Mitmenschen und daran, daß du unter ihnen leben mußt.“

Er nahm ein Blatt, rieb es zwischen den Händen und roch daran.

„Und denk auch daran“, fuhr er fort, „was die Menschen von dir halten: ob du ihre Achtung verdienst, oder ob sie dich mit Verachtung strafen müssen.“

„Und die Wahrheit Gottes?“ fragte Issaaki scharf.

„Sie ist in den Mündern der Menschen, genauer gesagt, in den Mündern der Mächtigen dieser Erde. Daher lehrt Gott auch, daß man sich beugen soll. Du hast keine Wahl mehr. Entweder du kommst in den Speisesaal und nimmst dein Brot selber, oder du wirst angekettet und bekommst bitteres Brot.“

Sie schwiegen. Am klaren Himmel tauchte eine kleine Wolke auf und verdeckte für einen Moment die Sonne. Das eben noch silbrig glänzende Flußband nahm die Farbe von flüssigem Blei an. Lawrenti schneuzte die Nase mit den Fingern und sog die frische reine Luft ein.

„Und noch eins“, sagte er. „Wenn du dort im Speisesaal das

Brot nimmst, sagst du die Worte: ,Teufel, du hast mich schon einmal verwirrt, als ich dort unten saß. Jetzt verstecke ich mich nicht mehr in einer Höhle, sondern besiege dich, frei umhergehend.‘ Wirst du das sagen?“

Issaaki schwieg, blickte auf die Bäume in der Ferne und entdeckte plötzlich, daß sie schon ganz kahl waren.

6

Diese ganze Geschichte hat mir Issaaki erzählt, als ich unten in der Höhle in Klausur saß und an meinem Werk schrieb. Er stand an meinem Fensterchen, war schon sehr alt und dem Sterben nahe. Eins bemerkte ich an ihm: er hatte nicht vergessen, was hier unten in der Höhle geschehen war, und obwohl er laut behauptete, das sei Teufelswerk gewesen, nagte immer noch der Zweifel an ihm.

„Du hättest diese Stätte verlassen sollen, Vater“, sagte ich ihm geradezu.

„Nein, Bruder“, flüsterte Issaaki, und sein Gesicht verdüsterte sich. „Mir ist die Finsternis beschert. In ihr muß ich leben. Das ist mein Schicksal und meine Bestimmung, und ich habe mich gefügt.“

„Aber warum, Bruder Issaaki?“

„Um mich nicht von ihm und seiner Liebe loszusagen“, antwortete der greise Mönch. „Denn er hat mir ausdrücklich gesagt, ich hätte nicht genügend Kraft für das Leben.“

Das waren die letzten Worte, die er an mich richtete. Den Rest der Geschichte erzählte mir Marko der Totengräber, der mir das Essen sowie Kienspäne und Kerzen brachte und oft an meinem Fensterchen stand – ich hatte mir ja kein Schweigegeübde auferlegt.

In einer Sommernacht schlüpfte Issaaki in den Speicher, in dem die Klostertuche aufbewahrt wurden, nahm sich davon, schloß sich in seine Zelle ein und hantierte dort lange herum, ging nur in die Kirche und in den Speisesaal – da er alt war,



brauchte er keine Klosterarbeiten mehr zu verrichten. Bald darauf wanderte er in die Stadt, zog von Haus zu Haus und knüpfte Gespräche mit Kindern an. In angeregter und gehobener Stimmung kehrte er von dort zurück, hinter sich eine große Kinderschar. Zum nicht geringen Erstaunen der Bruderschaft führte er sie in seine Zelle und ließ sie Mönchskutten anziehen. Den Kindern gefiel der Spaß natürlich; sie jagten einander, stolperten über die langen Gewänder, fielen hin, lachten, kreischten. Und mitten unter ihnen lachte und kreischte Issaaki. Er spielte mit ihnen allerlei Spiele, und für kurze Zeit war das Kloster von kindlichem Geschrei und Gelächter erfüllt. Die Bruderschaft versammelte sich um den Abt und zog geschlossen zu Issaaki, der den Mönchen entgegenrief: „Die Ruchlosen gehen gegen die an Herz und Seele Reinen vor!“

Der Abt packte ihn am Bart und schlug mit dem Stock auf ihn ein. Die Mönche stürzten sich auf die Kinder, um ihnen die Gewänder vom Leibe zu reißen, doch die Kinder konnten fliehen. Issaaki beugte sich gehorsam vor dem Abt und schrie nicht einmal, als der Stock auf seinem Rücken tanzte. Schließlich ächzte er auf und sank zu Boden, und der Abt versetzte dem bereits Bewußtlosen noch einen Fußtritt. Issaakis Gesicht aber leuchtete glücklich, so als hätte er keine Schläge empfangen, sondern große Zärtlichkeit. Als der Abt dieses Gesicht sah, bezähmte er seine Wut und befahl, den Bewußtlosen mit Wasser zu übergießen. Der Mönch öffnete die Augen, und auf seinem nassen Gesicht spielte ein seliges Lächeln. Er erhob sich schwerfällig, als er aber den Abt und die Bruderschaft erblickte, warf er sich vor ihnen auf die Knie.

„Ich danke euch, Brüder! Ich danke euch für die große Zärtlichkeit!“

Die Mönche standen hilflos und verlegen da. Der Abt spie aus und ging. Auch die Menge verlief sich, als flüchtete sie vor etwas Schandbarem, Schlechtem, Issaaki aber lag auf den Knien und sah den Mönchen mit demselben Blick nach, den

er hatte, als er das Klosterbrot nicht in den Mund nehmen wollte. Nur Lawrenti drehte sich um und drohte Issaaki stumm mit dem Finger.

Es war ein Sommer voller Gewitter. Stürme fuhren auf die Erde herab und knickten im Kloster mehrere Bäume um. Oft hagelte es, und manche Körner waren groß wie Hühnereier. Der Himmel riß auseinander, Blitze zuckten, und die Donnerschläge ertönten so nahe, daß die Wände zitterten. Issaaki flüchtete nicht vor dem Regen. Sobald ein Windstoß kam, der ein Gewitter ankündigte, trat er aus der Zelle, streifte die Kapuze ab, und sein Kopf leuchtete silbrig. Gemessenen Schrittes ging er zur Kirche, hob zuweilen das Gesicht: der Regen peitschte es, und der Hagel brannte es. Dabei bewegten sich seine Lippen, als spräche er mit sich selber oder als bete er. Nach solch einem heftigen Gewitter, als im Kloster einige Bäume umgestürzt waren und das Wasser brodelnd die Hänge hinunterströmte, kam Issaaki zum Abt und bat, ihn wieder in eine Höhlenzelle einzuschließen.

„Obwohl ich dort unten die Versuchung durch den Teufel erfahren habe“, sagte er. „Aber nur deswegen, weil ich sie nicht kannte. Jetzt sind der Herr Jesus Christus und der Herrgott bei mir, sowie das Gebet meines Vaters Feodossi, ich vertraue auf Christus und werde den Sieg über den Teufel erringen.“

„Du bist einfältig und schwach im Geist“, warnte der Abt. „Ich rate dir, dich nicht wieder einschließen zu lassen.“

„Ich möchte noch einmal meine Kraft messen“, beharrte Issaaki. „Ich habe die Stimme des Donners gehört, die mich das geheißen hat. Und auch Ihr werdet mehr Ruhe haben, wenn ich ins Dunkel der Höhle zurückkehre.“

„Jetzt sprichst du wie ein vernünftiger Mensch“, stellte der Abt fest. „Es mag so sein, wie du es wünschst.“

Damals kam Issaaki an mein Fensterchen, um, wie gesagt, jenes letzte Mal mit mir zu reden. Er war traurig wie nie zuvor, und als er Marko den Totengräber rief, damit er ihm den

Zelleneingang zuschauete, klang Schluchzen aus seiner Stimme.

7

Und wider saß er in der Finsternis, zündete den Kienspan nur zum Beten an. Er weinte viel, und der Schlaf schloß nur selten seine Lider. So hockte er auf seinem Lager, schlotternd und mit sich selbst Reden führend, die Marko der Totengräber in seiner Einfalt nicht verstand. Das einzige, was Marko begriff, war, daß Issaaki irgendeine Sünde sehr bereute, wobei er Lawrentis Namen nannte und sich vorwarf, auf ihn gehört zu haben. Später erlebte er Visionen.

Eines Nachts hörte er Lärm. Der Höhlengang füllte sich mit Menschen. Jeder von ihnen hielt eine Kerze, Picke und Spaten in den Händen. Sie schrien durcheinander und fuchtelten wütend mit den Geräten.

„Wo ist er? Wo ist er? Kommt, wir legen die Höhle frei und graben ihn lebend ein.“

Kalter Schweiß brach Issaaki aus allen Poren. Er lugte durch das kleine Fenster auf die Menschen, die draußen standen, und zitterte am ganzen Leibe.

„Was wollt ihr von mir, Leute?“ flüsterte er.

„Hast du nicht gehört?“ schrien die Fremden. „Wir wollen dich hier verscharren.“

„Ich weiß, ihr seid die Finsternis!“ sagte Issaaki, trat vom Fenster weg und ließ sich auf sein Lager niederfallen. „In der Finsternis bewegt ihr euch, Finsternis atmet ihr. Ihr wollt mich zu euch holen, aber ich bin schon mitten unter euch.“

Und wieder erlebte er, wie er in der Dunkelheit schwebte, wie er langsam kreisend immer tiefer ging; und je länger er flog, desto mehr entwich aus ihm das Licht wie aus einer Lampe, die erlischt. Er schwebte in blauer Dämmerung, und das Herz schmerzte ihn leise. Er streckte die Arme aus und betete inbrünstig.

„Du, der du mich in die Finsternis geworfen hast, du, der du mich verdammt hast – du hast mir wenigstens Verstand gegeben. Ich segne dich, denn ich habe meinen großen Irrtum erkannt. Wir schließen uns hier nur aus Angst vor unserer sündigen Seele ein. Wir, die wir uns deine Diener nennen, werfen uns dem Teufel vor und stellen unseren Dienst als Lehre und Vorbild für unsere Nachkommen dar. Wir, die wir Liebe predigen, hegen nichts als Haß im Herzen, und Liebe flammt in uns nur gelegentlich auf. Gott und Satan wohnen in uns und führen einen tödlichen Kampf miteinander. Wir haben schon zu unterscheiden verlernt, wo Gott und wo Satan ist. Sende uns dein großes, dein feuriges Licht herab, Gott, und erleuchte endlich uns Unwissende und Dumme!“

Während er diese wunderlichen Worte sprach, weinte er, und die Gestalten, die gekommen waren, ihn in der Erde zu verscharren, die in der Finsternis wandeln und die Finsternis selbst sind, lösten sich plötzlich in Nichts auf, nur der Duft von ausgelöschten Wachskerzen blieb hinter ihnen zurück.

Er entzündete einen Holzspan und starrte so lange in die Flamme, bis er heruntergebrannt war.

Manchmal erschien auch ein Bär an seinem Fenster, steckte die Tatze herein und brüllte laut. Dann hielt sich Issaaki die Ohren zu und rief in seiner Verwirrung: „Weiche von mir, du Kind der Finsternis! Weiche von mir!“

Und wenn der Bär nicht gehen wollte, schrie Issaaki so laut, daß Marko der Totengräber erschreckt herbeieilte.

„Was hast du, Bruder?“ fragte er.

„Hier ist eine Schlange“, antwortete Issaaki verstört. „Bring mir eine Kerze oder ein Lämpchen, Marko.“

Der Mönch reichte ihm eine Kerze herein, aber Issaaki suchte gar nicht, sondern hockte nur da und starrte in die Flamme. Marko ging, und Issaaki blickte immer noch in die Flamme, bis die Kerze heruntergebrannt war und erlosch.

Eines Tages, als allen Klausnern in ihren Höhlen und auch Marko und Lawrenti, den aufwartenden Mönchen, die Kno-

chen wehtaten, als die Luft so stickig war, daß das Atmen schwerfiel, bat Issaaki, man möge den Abt holen. Außer ihm versammelten sich Lawrenti, Jeremia, Feofil, Swjatoscha, Grigori der Wundertäter und Marko der Totengräber vor dem Fensterchen des Klausners.

„Es ist soweit“, verkündete Issaaki. „Ist dort oben Sommer oder Herbst?“

„Herbst, Vater Issaaki“, sagte der Abt.

„Tragt mich aus der Höhle und legt mich in die Sonne“, bat Issaaki.

Marko und Lawrenti gruben die Höhle frei, und die Mönche erblickten eine lebende Mumie: nur die Augen brannten riesig in dem Gesicht, und sie waren gelb.

Marko der Totengräber trug Issaaki wie ein Kind aus der Höhle. Oben schien aber die Sonne so hell, daß er sofort erblindete – so dachten zumindest die Mönche: seine Augen weiteten sich ins Unermeßliche und erloschen dann. Issaaki fand noch die Kraft, die Hand zum Himmel zu erheben, als wolle er etwas zeigen oder sagen.

Sie legten ihn unter einen breitästigen Baum auf das gelb leuchtende Laub. Über ihm wölbte sich ein liches Zelt in den weiten blauen Himmel. Er sah mit seinen blinden Augen hinauf, und seine Lippen bewegten sich, als bete er zur Sonne, ihrer Kraft und Allmacht. Er trank den Himmel und die Sonne mit offenem zahnlosen Mund, mit dem ganzen Gesicht ein, das sich nun nie mehr satt trinken würde. Nach und nach nahm das Gesicht jenen gütigen, klaren Ausdruck an, den der Abt einst an ihm wahrgenommen hatte, als er den Greis mit dem Stock geschlagen hatte. Vielleicht wandte er sich auch deshalb ab und mit ihm etliche andere Mönche – sie hatten nicht die Kraft, ihm ins Gesicht zu sehen. Issaaki lag auf dem weichen gelben Laubteppich und leuchtete allmählich genauso wie jene Blätter. Er selber war ein vergängliches Blatt, hatte seine Zeit gelebt, und nun war es soweit: dahinzusinken, wie alles Flüchtige und Vergängliche dahinsinkt. Noch

leuchtet und flammt es, aber schon geht ein leiser Modergeruch von ihm aus; und diesen Modergeruch spürten mit einemmal alle, die um Issaaki herumstanden. Etwas wie Bedauern überkam sie, obwohl nicht alle ein weiches Herz hatten.

Issaaki sog den Geruch von welkem Laub und trockenem Sonnenstaub ein, aus den blinden Augen rollten Tränen, und die Finger tasteten über den Boden, als suchten sie Halt. Aber sie fanden nur ein Blatt, erst die eine, dann die andere Hand krampfte sich um die Blätter und öffnete sich wieder.

VII. KAPITEL  
in welchem von Feofil erzählt wird,  
der jeden Tag  
den Tod erwartete

---

1



wjatoscha saß wie gewöhnlich am Tor und flocht Körbe, als Feofil, vom Abt in klösterlichen Angelegenheiten entsandt, von seiner Reise zurückkehrte und an die Pforte klopfte.

„Gott segne dich, Vater Nikolai!“ grüßte er, als er durch das Tor trat.

„Gott segne dich, Bruder Feofil“, erwiderte Swjatoscha. „Ich muß dich mit einer bösen Nachricht empfangen.“

Feofil erbleichte, blieb stehen und sah Swjatoscha, der sich demütig vor ihm verneigte, erschrocken an.

„Dein Bruder hat das Zeitliche gesegnet“, verkündete der mit sanfter Stimme.

„Wie das?“ rief Feofil aus. „Als ich das Kloster verließ, war er noch gesund und munter.“

„Es wird Gott so gefallen haben.“ Swjatoscha neigte sich noch tiefer. „Wir wissen nicht, was uns für den morgigen Tag beschieden ist. Dein Bruder ist plötzlich erkrankt und in die Ewigkeit eingegangen.“

„Ach, was für ein Unglück!“ schrie Feofil und eilte zu der Zelle, die er mit seinem Bruder teilte. Er riß die Tür auf und blieb auf der Schwelle stehen.

„Stepan!“ rief er in den leeren Raum. „Antworte, Stepan! Hinter ihm stand schon Jeremia und schüttelte den Kopf.

„Stepan ist nicht mehr, Bruder Feofil“, sagte er.

Da ballte Feofil die Fäuste, hieb sie an den Türpfosten und preßte sein Gesicht dagegen.

„Er hat sich nicht lange quälen müssen“, tröstete ihn Jeremia. „Er hat nur immer nach dir gefragt, Bruder Feofil, und bedauert, daß er nicht von dir Abschied nehmen konnte.“

Das geschah im Winter. Es war ein stiller, warmer Tag. Der Schnee sank in sich zusammen, wurde grau und unansehnlich. Als sich Feofil zu Jeremia umdrehte, war sein Gesicht ebenso grau.

„Das habe ich nicht erwartet“, sagte er leise. „Komm herein, Jeremia, und laß uns um den Seelenfrieden meines Bruders beten.“

Jeremia trat in die Zelle. Sie war feucht und kalt, denn sie war seit einer Woche nicht beheizt worden. Feofil ließ sich auf die Knie nieder und hob das Gesicht zum Heiligenbild. Jeremia kniete sich neben ihn, und sie sprachen ein geziemendes Gebet.

„Wo habt ihr ihn begraben?“ fragte Feofil dann, schon etwas gefaßter.

„An der Stelle, die Marko für euch vorgesehen hat“, antwortete Jeremia. „Sei nicht traurig, Bruder. Stepan erwartet die ewige Seligkeit, denn er war ein Heiliger.“

„Große Liebe vereinte uns“, klagte Feofil. „Wir hatten die gleichen, Gott zugewandten Wünsche und Gedanken.“

Er saß trübsinnig da. Jeremia wollte gehen.

„Bleib noch, Vater“, bat Feofil. „Ich möchte meinen Bruder noch einmal sehen. Bitte laß uns zusammen die Grabstätte aufsuchen.“

Sie traten ins Freie. In der Ferne leuchtete der vereiste, schneebedeckte Dnepr. Die ganze Flußniederung war in bläulichen Dunst gehüllt.

Sie stiegen den ausgetretenen Pfad zu den Höhlen hinunter; unterwegs gesellte ich, der Verfasser dieser Zeilen, mich dazu.

„Ein Vorgefühl hatte ich schon“, bekannte Feofil und



setzte behutsam einen Fuß vor den anderen, um nicht zu stolpern. „Eines Nachts hatte ich einen seltsamen Traum, Brüder. Eine riesige Spinne kroch auf mich zu und zog mich in ihr Netz. Auf einmal war es nicht ich, der im Netz saß, sondern mein Bruder, obwohl ich alles, was die Spinne tat, ganz deutlich an mir spürte.“

Jeremia glitt aus und wäre beinahe gestürzt, hätte ich ihn nicht gerade noch aufgefangen.

Unten, vor den Höhlen, dunkelte ein frischer Erdhaufen im Schnee.

„Marko erinnert an einen Maulwurf“, stellte ich lächelnd fest.

„Er tut ein gottgefälliges Werk“, entgegnete Jeremia ernst.

Da trat der Totengräber mit einem Sack auf dem Rücken aus der kleinen Holzkirche am Höhleneingang. Von oben wirkte der Mönch wie ein schwarzer Käfer. Er nahm den Sack von der Schulter und schüttete Erde aus.

Die Äste der Bäume ringsum waren mit pappigem Schnee bedeckt, und wenn wir zufällig gegen einen Zweig stießen, fielen uns ganze Batzen auf die Schultern.

Marko hob das graue, erdverschmierte Gesicht und erblickte uns.

Wie er so dastand, erinnerte er wirklich an einen Maulwurf, bereit zur Flucht oder zum Angriff, die blinde Schnauze gereckt. Die Finsternis dort unten war seine Welt. Er grub von morgens bis abends, mitunter auch nachts. Über den Augen wuchsen buschige Brauen, um das Kinn wucherte ein grauer Bart, und die Zähne waren dunkel, wie geteert. Neugierig sah er uns entgegen. Brachten die drei, die den Pfad herunterstiegen, neue Todesnachricht? Mich überkam auf einmal großes Mitleid mit diesem Maulwurfsmenschen, denn seine Augen waren nicht blind, sondern schauten klug und verständig drein. Stets empfinde ich leises Bedauern beim Anblick solcher von aller Welt vergessenen Wesen. Ich begriff plötzlich, warum derjenige, der uns erlösen wollte, sich so den Bedürf-

tigen und vom Schicksal Vernachlässigten zuwandte – er sah in ihnen die gütige Seele, obwohl sie nicht immer eine solche besaßen. Es ist nicht schwer, dachte ich, die Schönen und Reichen zu lieben, es ist schwer, die Verjagten und Verstoßenen zu lieben, wissend, daß man keinen Dank für diese Liebe erwarten darf.

„Gott segne dich, Vater Marko“, grüßten wir ihn, ein jeder für sich.

Marko verschränkte die Hände vor der Brust und neigte sich tief zu Boden.

„Gott segne euch“, erwiderte er mit dumpfer Stimme.

„Ich möchte meinen Bruder sehen“, bat Feofil und streifte einen Schneeklumpen von seinen Schultern.

Marko hob seine buschigen Brauen zu ihm auf.

„Ich habe ihn in die Höhle gelegt, die ich für euch beide vorbereiten sollte.“

„Hier hast du ein Entgelt für deine Arbeit“, sagte Feofil und gab ihm ein paar Münzen.

Marko ließ sie unbesehen in die Tasche gleiten. Dann schüttete er den Rest des Sackes aus und trottete (vom ständigen Graben war sein Rücken ganz krumm) durch die offene Tür der kleinen Kapelle.

## 2

„Hier ist es“, sagte Marko, als wir vor einer kleinen Höhle standen. „Wie abgesprochen: eine Nische oben, die andere darunter.“

Auf dem oberen Platz lag auf einer Sackleinwand der Tote. Wir bekreuzigten uns und flüsterten ein Gebet. Feofil betete nicht.

„Vater Marko“, sagte er plötzlich mit eisiger Stimme. „Du müßtest doch wissen, daß ich der ältere Bruder bin und die höhere Nische mir gebührt. Warum hast du ihn dorthin gelegt?“

Marko drehte sich um, und ich sah seine Augen kurz aufblitzen. Dann verneigte sich der Totengräber tief vor Feofil und krächzte: „Verzeih mir, Bruder, ich habe vor dir gesündigt.“

„Er muß umgelegt werden“, sagte Feofil mit gereizter Stimme. „Tu das, dies ist mein Platz.“

Der Totengräber sah Feofil mit schwerem Blick an, und in seinen Augen glomm ein rötliches Licht, obwohl das natürlich der Widerschein unserer Kerzen sein mochte.

„Willst du seine Ruhe stören?“ fragte er langsam.

„Seine Ruhe wird durch nichts mehr gestört“, entgegnete Feofil im gleichen gereizten Ton. „Ich möchte die Sünde von dir nehmen.“

„Nun gut“, erwiderte Marko mit drohender Stimme. Wir starrten ihn verblüfft an: der Totengräber schien zu wachsen, seine Schultern dehnten sich, seine Augen brannten in rotem Feuer, und seine Stimme dröhnte durch die Höhle.

„Bruder!“ rief Marko. „Erhebe dich, gib den Platz frei und lege dich in die untere Nische!“

Das, was nun geschah, ließ uns die Haare zu Berge stehen. Ich spürte, wie mir die Knie weich wurden, und kam mir klein und nichtig gegenüber Marko vor. Etwas knarrte wie Holz, der Tote richtete sich langsam auf, und zwar mit dem ganzen Körper, so als hebe ihn eine unsichtbare Kraft auf. Sekundenlang sahen wir das erstarrte Gesicht mit den fest geschlossenen Augen, Kopf- und Barthaare standen hoch. Unverwandt blickte Marko den Toten an, als wolle er ihn mit seinem Blick halten. Schon stand der Tote in voller Größe aufgerichtet, da schrie Feofil plötzlich auf und warf sich entsetzt zu Boden. Derweil glitt der Tote auf den unteren Platz, zuckte auf und lag schließlich still. Langsam glätteten sich auch die Haare wieder.

In meinem Leben habe ich wenige Wunder gesehen und glaube auch nicht allen Berichten darüber. Aber hier war etwas mir Unbegreifliches geschehen. Marko stand wieder

klein und demütig da, und ich dachte so bei mir: Vielleicht hält ihn das Gefühl der Macht über die Dahingeschiedenen hier unten? Später, als ich erfuhr, woher Markos wundertätige Kräfte kamen, konnte ich mir das Geschehen einfach und verständlich erklären, in jenem Moment aber nistete sich der Aberglaube in mir ein, und in nächtlichen Träumen erschien mir noch oft der aufgerichtete Tote mit seinen zu Berge stehenden Haaren.

Feofil lag indessen zu Markos Füßen.

„Vater Marko“, ächzte er. „Ich habe gesündigt, als ich meinen Bruder von seinem Platz verjagt habe. Ich flehe dich an: Laß ihn auf seinen alten Platz zurückkehren.“

Ich sah zu Marko: vor uns stand wieder der Maulwurfs-mensch, reckte das blinde Gesicht und fletschte die teers-schwarzen Zähne.

„Gott hat den Streit zwischen uns geschlichtet“, preßte er hervor. „Du warst unzufrieden, und warum sollten wir miteinander streiten? Du hast selbst gesehen: ein entseelter Leib hat dir seine Liebe gezeigt, hat auch im Tode den Respekt gegenüber dem Älteren gewahrt.“

Feofil jammerte und benetzte Markos Füße mit Tränen.

„Zuerst“, fuhr der Totengräber mit heiserer Stimme fort, „wollte ich, daß du gleich hier unten bleibst und den Vorteil des älteren Bruders genießt. Aber du bist noch nicht zum Sterben bereit. So geh denn hin und Sorge für dein Seelenheil. In ein paar Tagen wird man dich hierherbringen. Ich habe keine Kraft mehr, um deinem Bruder zu sagen: Erhebe dich und lege dich in die obere Nische! Vielleicht kannst du das als älterer Bruder.“ Markos Stimme gewann an Stärke. „Gebiete du es ihm, vielleicht hört er auf dich.“

Bedrückt verließen wir die Höhlen. Marko begleitete uns ein Stück, als habe er Mitleid mit uns. Erst als wir aus der kleinen Holzkirche traten, drehte ich mich, wie von einem Zwang getrieben, um: am Höhleneingang stand Marko, blickte uns nach, und ein ironisches Lächeln spielte um seinen

Mund. Es erlosch, als er meinem Blick begegnete, dafür zwinkerte er mir verschwörerisch zu.

„Später, als ich selber in eine Höhle zog und Marko öfter an mein Fensterchen kam, um ein paar Worte mit mir zu wechseln, fragte ich ihn nach Feofil. Markos Miene verdüsterte sich.

„Wir sind Sünder unter der Sonne“, sagte er seufzend. „Auch ich. Weißt du, Bruder, ich habe mich damals ein wenig geärgert. Er hat mir zuwenig für meine Arbeit gegeben.“

### 3

In jenem Winter schneite es viel, aber es gab keine großen Fröste, und so schmolz der Schnee oft hinweg, und die Füße versanken im Schlamm und Matsch der aufgeweichten Pfade. Zu dieser Zeit suchte Feofil nacheinander alle Mönche in ihren Zellen auf. Wenn er über die Schwelle schritt, troffen die Mantelschöße vor nassem Schmutz, und in den Schuhen gluckste das Wasser. Groß und hager, mit zottigem schwarzem Bart und Tränen in den unnatürlich geweiteten dunklen Augen stand er in der Tür und trat unentschlossen von einem Bein aufs andere.

„Bruder“, bat er heiser. „Verzeih mir meine Sünden, Bruder!“

Tränen rannen über sein Gesicht, und er senkte den Kopf.

„Gott verzeiht dir“, antworteten die Mönche dann. Er aber fuhr mit der Hand in die Tasche und holte ein paar Münzen hervor.

„Bete für meine sündige Seele, Bruder!“ bat er, drehte sich um und ging. Wieder versank er bis zu den Knöcheln im Schneematsch und wankte daher wie ein Betrunkener.

Kniete er in seiner Zelle, weinte er unaufhörlich, und wenn ihn jemand besuchte, schluchzte er noch heftiger, so daß all seine Tücher und Kleider naß wurden. Er hatte nicht einmal Kraft zum Beten – er weinte und weinte.

„Hör mal, Bruder“, sagte Issaaki schließlich zu ihm. „Dieser elende Erdenwurm hat sich einen Spaß mit dir erlaubt. Du vergießt ganz umsonst deine Tränen.“

„Ich warte auf meine Todesstunde“, erwiderte Feofil, immer noch schluchzend.

„Wann ist sie denn da, deine Todesstunde?“ erkundigte sich Issaaki.

„Marko hat gesagt, morgen oder übermorgen. Ich dachte schon, daß ich dort unten in den Höhlen tot umfalle. Bruder, du hättest sehen sollen, was für schreckliche rote Augen er hatte.“

„Weil er kein Tageslicht sieht“, erklärte Issaaki. „Er ist blind wie ein Maulwurf.“

„Sage nichts Schlechtes über ihn. Er hat ein Wunder vollbracht! Ach, und ich will auch nichts mehr. Ich habe mein ganzes Hab und Gut vergeben, nur Mantel und Kutte und Schuhe sind mir geblieben.“

Unerwartet ernst geworden, tadelte Issaaki: „Du tust kein gottgefälliges Werk. Es ist nicht gut, dem Willen des Herrn vorzugreifen.“

Feofil sah Issaaki verständnislos an; der lachte plötzlich auf und fuhr fort: „Aber es gibt einen Weg zu deiner Erlösung, Bruder. Du läßt deine Tränen unnötig verkommen.“

„Wie meinst du das?“ Feofil hob die verweinten Augen.

„Ich rate dir, sammle die Tränen, Bruder! Nimm ein Gefäß und laß sie dort hineinrinnen. Laß es vollaufen, und wenn du stirbst, soll man diese Tränen über dich gießen. So wird dein Körper unverweslich, Bruder.“

Er schnipste mit den Fingern und lachte wieder.

„Das schaffe ich nicht“, meinte Feofil verlegen. „Marko hat mir vorausgesagt, ich würde in einigen Tagen sterben.“

„Und ich sage dir ein langes Leben voraus!“ rief Issaaki mit hoher, durchdringender Stimme. „Höre auf mich, den Narren, den Niedrigsten der Niedrigen, dem der Teufel oder der Herr Jesus Christus persönlich erschienen ist!“

„Vielleicht war es wirklich der Herr?“ fragte Feofil mit erhobenen Brauen.

„Wer weiß?“ gab Issaaki zurück. „Also lebe und weine, Bruder! Weine einen ganzen Topf voll Tränen.“

Er zog eine Grimasse, doch Feofil bemerkte sie nicht. Vom Dach rutschte gerade laut eine Ladung Schnee, und er hatte den Blick zum Fenster gewandt.

„Ich glaube, du machst dich lustig über mich“, klagte er dann. „Das wäre nicht schön, denn ich habe den Gevatter Tod wirklich gesehen. Er steht auch jetzt hinter dir und mir. Und hinter allen anderen. Schau nur näher hin, und du wirst ihn sehen. Ich bin auch deshalb Mönch geworden, weil ich schreckliche Angst vor ihm hatte. Und nun muß so etwas passieren! Ich weiß nicht mehr, was ich tun und lassen soll.“

Issaaki betrachtete den Mann, der vor ihm auf den Knien lag, und sein Blick verdüsterte sich.

„Weine du nur“, sagte er fast ernst. „Dir geht es ja doch nicht um das Gute in der Welt, du hast nur Angst um dich selbst.“

„Was soll mir das Gute in der Welt, wenn dieser Körper und diese Hände“, er streckte Issaaki die Hände entgegen, „bald zu Staub werden? Was soll mir alles in der Welt, wenn ich mich auflöse und verwese, so wie ein Vogel- oder Hundekadaver verwest?“

„Ich wandle genauso wie du in der Finsternis“, sagte Issaaki, drehte sich jäh um und ging aus der Zelle.

Es war warm. Dicke Schneeflocken fielen vom Himmel und tauten sofort. Von den Dächern tropfte es leise und eintönig wie eine Uhr. Issaaki hielt die Hände auf und sah traurig zu, wie sich weiche Flocken darauf setzten und sofort zergingen.

„Ihr Leben ist wie ein Hauch“, flüsterte er. „Aber alle schweben im Winter gemeinsam zur Erde nieder.“

Zwei Tage waren herum, aber Feofil lebte noch. Von da an wartete er ständig auf den Tod, und keiner konnte seinen bitteren Tränen Einhalt gebieten. Ganze Bäche von Tränen vergoß er täglich, und sie schwollen immer mehr an. Er trug nun immer einen Krug bei sich, und wenn die Tränen zu rinnen begannen, besonders während des Betens, stellte er ihn vor sich hin und weinte hinein. Versiegt den Tränen für eine Weile, tat er einen Deckel auf den Krug. Häufig wachte er, in kalten Schweiß gebadet, mitten in der Nacht auf, zerkratzte mit den Fingern die Wände und stöhnte leise vor sich hin: die Vorahnung seines nahen Endes zerriß ihm gleichsam die Brust. Das Herz klopfte heftig, und die Augäpfel quollen aus ihren Höhlen. Immer wieder sah er seinen Bruder vor sich, wie er sich von seinem Totenbett erhob, sah die hochstehenden Haare, das wächserne Gesicht – und er schrie schrecklich, aber sein Schrei verhallte im Leeren. Mit schlotternden Gliedern sprang er vom Bett auf, schlug immer von neuem mit der Stirn gegen den Boden, und wieder flossen die Tränen, die er im Krug auffing. Es vergingen etliche Jahre, inzwischen war so mancher Bruder gestorben, und Feofil glaubte, daß der Krug zur Hälfte gefüllt sei. Wachte er morgens auf, hatte er nur einen Gedanken im Kopf: Ob ich heute abend noch leben werde? Schreckte er nachts aus dem Schlaf hoch, fragte er sich: Werde ich den Morgen noch erleben? Manchmal schien ihm, als sei er bereits ein Skelett, das unten in den Höhlen läge. Erdgeruch verschlug ihm den Atem, er knirschte mit den Zähnen, spürte, daß sie Sand mahlten. Das ging Tag für Tag so, und er hatte keinen anderen Gedanken und keine andere Pein. Er aß, ohne zu schmecken, was er aß, und keiner konnte ihn dazu bringen, etwas Schmackhaftes zu probieren: Süßes schien ihm bitter, und Bitteres blieb bitter.

„Lieber Gott“, betete er jeden Tag. „Gib mir Zeit zur Buße, verlängere mein Leben ein wenig! Lieber Gott!“ schrie



er, wenn er in der Zelle allein mit sich war. „Bin ich deiner Barmherzigkeit nicht würdig? Laß mich nicht krepieren wie einen Hund oder einen elenden Vogel. Meine Seele stöhnt, und die Angst nagt an mir, daß ich ins Nichts eingehe wie ein Falter oder eine Mücke. Es gab so viele, die morgens gesund aufstanden und den Abend nicht mehr erlebten, oder die sich abends niederlegten und den Morgen nicht mehr begrüßen konnten.“

Und er weinte bitterlich und sammelte die Tränen für die Todesstunde, weil er fest an Issaakis Scherz glaubte, daß er, von den eigenen Tränen benetzt, nicht verwesen würde.

Er war nur noch ein Schatten seiner selbst. Eine hohe ausgemergelte Gestalt mit dem Krug unter der Kutte, das hagere, knochige Gesicht, in dem die vom Weinen geröteten Augen glommen, dürre, fast mumienschwärze Hände und Füße (er trug nun sommers wie winters keine Schuhe), so wankte er über die Erde, schien sie kaum zu berühren, obwohl es ihn unglaubliche Anstrengung kostete, sich so fortzubewegen. In der Kirche fiel er auf die Knie nieder, weinte, den Krug vor sich, und wankte zurück in seine Zelle.

Einmal im Jahr stieg er zu den Höhlen hinab, weinte an der Leiche seines Bruders und bat Marko den Totengräber, ihm zu verzeihen. Das tat Marko jedesmal, und Feofil kehrte, für einen Moment getröstet, in seine Zelle zurück, um zu beten und zu weinen. Sein Kopf wackelte, aber die Hand hielt den Krug mit den Tränen fest an die Brust gepreßt.

Ich betrachtete den Dulder mit dem gleichen Bedauern, mit dem ich einst Marko den Totengräber betrachtet hatte, als wir den Pfad zu den Höhlen hinuntergegangen waren. Wenn ich nun Feofil sah, mußte ich an Bäume denken, die nicht zum Blühen gelangen, weil sie unvermittelt an der Wurzel verdorrt sind, an Gras, durch das Feuer züngelt, und an Blüten, die vertrocknen, ohne Früchte zu tragen. Ich mußte daran denken, daß Feofil's Schmerz der Schmerz von Tausenden von Lebenden ist, die sich ihrer selbst bewußt sind, denen es aber

beschieden ist, zu Gras oder Laub zu werden. Diese übergroße Angst war seine Sünde, und das war das gleiche, als wenn sich eine Schlange in den eigenen Schwanz bisse. Die Mönche lachten ihn wegen des Kruges aus, den er unter der Kutte trug – eine eitle Hoffnung. Ich konnte nicht lachen. Nie habe ich je über vom Schicksal Benachteiligte, über bucklige, krummgewachsene oder schieläugige Menschen gelacht, stets erfüllt Mitleid mein Herz. Ich will nicht etwa behaupten, daß nur diesen Menschen Redlichkeit innewohnt – alle werden mehr oder weniger von den gleichen Leidenschaften geplagt –, aber sie ist dort auch zu finden. So sage ich laut: Wer sich bückt, um einen Stein aufzuheben, möge darüber nachdenken, ob er ihn nicht auf sich selber wirft. Wer im Zorn auf einen vor ihm gebeugten Rücken den Stock niedersausen lassen will, möge darüber nachdenken, ob er ihn nicht auf sich selber lenkt. Nicht verurteilen, sondern verstehen möchte ich die Menschen, die vor der Welt geflüchtet sind. Nur wer sich von ungerechtem Zorn befreit, spürt den hohen, klaren Himmel – Gottes wachsames Auge – in seinem Herzen. Der Himmel kann grau, blau, fahl, dunkel oder schwarz sein, aber immer ist er grenzenlos. Meine Seele dürstet nach diesem Licht, und diesen Durst habe ich, eingeschlossen in meiner dunklen Höhle, immer besonders heftig gespürt.

## 5

„Geh, Feofil“, sagte ich. „Marko möchte dich sehen.“

Feofil hob das knochige graue Gesicht. Aus seinen Augen rannen Tränen.

„Wer ist da?“ fragte er.

„Ich bin es, Semen, dein Klosterbruder.“

„Ich kann dich nicht sehen, Bruder“, klagte Feofil. „Als ich aufwachte, konnte ich nichts sehen. Ist draußen Tag oder Nacht?“

„Es ist hellichter Tag, Bruder Feofil.“

„Hellichter Tag, sagst du?“ Feofil sprang auf und fuhr sich über die Augen. „Was ist mit meinen Augen?“

„Du hast sie ausgeweint, Bruder“, sprach ich traurig.

„Komm näher“, bat Feofil erschreckt. „Nein, ich sehe dich nicht. Vielleicht bist du nur eine höhere Stimme und gar nicht Bruder Semen?“

„Doch, ich bin dein Klosterbruder Semen“, bestätigte ich. „Du hast deine Augen ausgeweint.“

Es war Frühling. Der Himmel war klar und strahlend blau. Ringsum zwitscherten Kohlmeisen. Die Wege waren aufgeweicht und glänzten in der Sonne wie Glas.

Feofil aber weinte. Er vergaß sogar, seinen Krug vor sich hinzustellen.

„Ist denn die Welt für mich ganz erloschen, Bruder Semen?“ jammerte er.

Die Welt ist für dich doch schon viel früher erloschen, dachte ich bei mir. Vor mir saß ein ausgedörrter Mann, starrte mit blicklosen Pupillen ins Leere, und Tränen rannen daraus hervor.

„Du sammelst deine Tränen gar nicht mehr, Feofil?“ fragte ich betrübt.

„Ich weine nur noch für mich“, erwiderte der Arme.

Ich saß neben der Tür und blickte verstohlen zu dem lichtblauen Himmel, der das Rechteck des geöffneten Fensters ausfüllte. Nie mehr würde Feofil diese Bläue erleben! Ich betrachtete eine silbrig glänzende Wolke, die in diesem hellen Meer schwamm. Nie mehr würde Feofil so eine Wolke sehen!

„Was will Bruder Marko von mir?“ fragte Feofil ängstlich.

„Er nimmt Abschied von allen Brüdern“, erklärte ich und spürte jene tiefe Trauer, die die Seele läutert.

„Ist er etwa krank?“

„Er liegt im Sterben und beichtet seine Sünden.“

„Dieser Mann hat keine Sünden“, widersprach Feofil. „Dieser Mann ist selig.“

Feofil hatte aufgehört zu weinen. Bei der Erwähnung von

Markos Namen leuchtete sein Gesicht auf, sogar etwas wie Liebe spiegelte sich in seinen Zügen. Das verwunderte mich sehr, denn Marko war doch der Grund für Feofil's Leiden.

„Hegst du keinen Groll gegen Marko, Bruder?“ forschte ich behutsam.

„Wie kann ich Groll gegen ihn hegen?“ gab Feofil friedlich zurück. „Er hat mir gezeigt, wie vergänglich diese Welt ist. Er hat mich vor bitteren menschlichen Irrtümern bewahrt.“

Ich sah Feofil verblüfft an. Mit einemmal begriff ich, daß die Qualen, die er litt, ihm Trost spendeten. Der eine findet Erleichterung im Lachen, der andere im Weinen. Leise Angst stieg in mir hoch. Was für bodenlose Tiefen doch die menschliche Seele birgt!

Dort unten, fern von der lichten Welt, starb in einer Zelle Marko, der Herr über die Toten. Er zählte seine Sünden auf, und eine davon war die, durch welche Feofil qualvolle Freude erfahren hatte. Ich selber hatte gerade meine Klausur in der Höhle hinter mir, denn jedes Jahr begeben sich für ein, zwei Monate in diese freiwillige Gefangenschaft, um zu schreiben. Als ich so in meiner Zelle lebte, hatte ich Marko besser kennengelernt. Er war oft an mein Fensterchen gekommen, und wir hatten uns unterhalten. Ich wußte, wozu Marko Geld brauchte: ab und zu ging er in die Stadt und kehrte von dort mit einem Fäßchen Met zurück. Damit verkroch er sich in den hintersten, dunkelsten Winkel der Höhlen, und wenn er genug getrunken hatte, spürte er das Bedürfnis, mit jemandem zu reden. So mancher Klausner, besonders solche Eiferer, die sich für das ganze Leben hatten einschließen lassen, jagte ihn fort, doch die meisten unterhielten sich mit ihm. Damals erzählte mir Marko, wie er unter der Fürstenfahne marschiert war und was für ein geschickter Krieger er gewesen sei. Er verriet mir, daß er selber für die Drushina, die Kriegsschar des Großfürsten, Sturmgeräte gebaut habe, mit deren Hilfe sie griechische Festungen eingenommen hätten. Das Gesicht an die Fensteröffnung gepreßt,

berichtete er flüsternd und voller Begeisterung von bedeutenden Kämpfen und fürstlichen Gelagen.

„Warum bist du denn Mönch geworden?“ fragte ich ihn.

„Eine schwere Sünde liegt auf mir“, gestand Marko, und seine roten Augen glühten in der Dunkelheit. „Ich habe meinen Blutsbruder ungewollt im Kampf getötet.“

Sein Gesicht verdüsterte sich, und er trollte sich in seinen Winkel, der nicht weit von meiner Zelle lag. Bald darauf vernahm ich deutlich das Gluckern von Flüssigkeit. Später murmelte er abwechselnd Gebete und Verwünschungen vor sich hin.

„Bruder Semen.“ Feofil's Anruf schreckte mich aus meinen Grübeleien. „Ich bin bereit, zum Seligen zu gehen.“

„Bezeichne niemanden als selig, solange er nicht seine Sünden gebeichtet hat“, warnte ich.

„Ich glaube aber, daß er selig ist“, beeilte sich Feofil zu sagen. „Ich möchte, daß er mir gewogen ist und mich von der Blindheit befreit.“

„Das wird er nicht tun“, versetzte ich traurig.

„Rede keinen Unsinn, Bruder Semen“, fuhr Feofil auf. „Du hast selbst erlebt, über welche Kräfte Bruder Marko verfügt. Führe mich so schnell wie möglich zu ihm, und du wirst ein großes Wunder schauen.“

Das hätte ich nur zu gerne, denn was ich zusammen mit Jeremia und Feofil gesehen hatte, war längst kein Wunder mehr für mich – es war ein Scherz, den sich der angetrunkene Totengräber damals erlaubt hatte, um seine Einsamkeit zu lindern. Und dem ehemaligen Baumeister von Sturmgeräten fiel es gewiß nicht schwer, so ein „Wunder“ geschehen zu lassen.

Ich führte den Blinden hinaus. Die Sonne strahlte uns entgegen. Feofil reckte sein Gesicht zum Licht; unter den Lidern quollen Tränen hervor.

„Die Sonne scheint“, hauchte er gerührt. „Sie wärmt mein Gesicht. Mein Gott!“ rief er. „Sollte ich wirklich morgen nicht mehr deine Wärme spüren, o Sonne?“

Wir bewegten uns nur mühselig auf dem schmalen Weg fort, denn der Lehm schmatzte die ganze Zeit unter unseren Füßen. Feofil war noch nicht an seine Blindheit gewöhnt, und so rutschten wir mehr, als daß wir gingen – es war nicht einfach, ihn zu führen. Unterwegs redete er unentwegt davon, daß Marko ihn bestimmt heilen würde.

„Denk doch nur!“ rief er. „Ein Mensch ist Herr über die Toten! Da muß es doch eine Kleinigkeit für ihn sein, jemandem das Augenlicht wiederzugeben! Er braucht nur zu wollen, nicht wahr, Bruder Semen?“

Ich schwieg, ich wollte den Bruder nicht enttäuschen. Außerdem konnte ich ihm in diesem Moment nicht die Wahrheit sagen: er war durch seine Blindheit ängstlich und nervös.

An einer Stelle wären wir beide fast ausgeglichen. Ich konnte gerade noch einen Baum umklammern und packte mit der anderen Hand Feofil's Ledergürtel. Ganz in der Nähe zwitscherte eine Kohlmeise; es roch nach frischer, aufgebrochener Erde, und man konnte sehen, wie über den schäumenden Dnepr ein großes Floß schwamm: Baumstämme für die Errichtung von Städten an der Südgrenze.

Ich entzündete eine Kerze und führte Feofil in die Höhlen. Der Blinde hielt sich an meinem Gürtel fest. Ich spürte, wie seine Hand zitterte.

Wir fanden Marko auf seiner Liegestatt im entferntesten Winkel der Höhlen. An der Wand lehnten Schaufeln, Spaten und Spitzhacken, lagen Säcke, in denen Marko Erde befördert hatte, und ein paar leere Metzfäßchen.

„Friede sei mit dir, Bruder Marko“, grüßte ich. „Ich habe Feofil mitgebracht, aber er ist blind geworden vom unablässigen Weinen.“

Feofil schluchzte auf. Marko warf sich auf seinem Lager aus Lumpen und Stroh hin und her.

„Bruder Feofil“, keuchte er. „Verzeih mir, daß ich dich für

Jahre in Trauer und Leid gestürzt habe. Nun gehe ich von dieser Welt – bete für mich! Wenn ich der Gnade Gottes teilhaftig werden sollte, werde ich dich nicht vergessen.“

Feofil kniete nieder und faltete die Hände zum Gebet. Tränen flossen über sein Gesicht, und die Kerze warf einen rötlichen Schein darauf.

„Ich weiß, Vater“, barmte er, „daß ich für meine Sünden hier tot vor dir hätte umfallen müssen, als du den Leichnam anhobst; aber durch deine heiligen Gebete hat der Herrgott mir das Leben verlängert und erwartet meine Reue. Jetzt, da du vor dem Angesicht Gottes stehst und noch größere Kraft hast, bitte ich dich um eins: Nimm mich mit zu Gott oder gib mir das Augenlicht wieder.“

Marko atmete schwer.

„Ich bin ein sündiger und schlechter Mensch“, ächzte er. „Diese Kraft besitze ich nicht.“

Feofil kroch zu Markos Lager und tastete mit den Händen umher. Schließlich fand er Markos Kreuz, griff danach und preßte seine Lippen darauf.

„Du hast die Kraft, Vater, du hast sie! Ich weiß, daß du mir meinen Wunsch erfüllen kannst. Was kostet es dich, mir das Augenlicht wiederzugeben, wenn du einen Toten von seinem Platz erheben kannst? Ich möchte so gerne die Sonne, die Blumen, die Gesichter der Menschen wiedersehen. Erst jetzt, da ich blind bin, beginne ich zu begreifen, was für eine Freude es ist, die Welt zu sehen. Vollbringe das Wunder, Vater Marko, ich bitte dich! Mein Leben lang werde ich für dich beten, mein Leben lang werde ich deiner als Wohltäter gedenken, denn was ist das für ein Leben – in der Finsternis?“

„Du grämst dich um vergängliche Augen, Bruder“, brachte Marko mühsam hervor. „Du bist um des Herrgotts willen erblindet, also erwirb geistige Augen. Ich, Bruder, bin schuld daran, daß du erblindet bist, denn ich habe dir den Tod prophezeit, ohne die Kraft zu besitzen, ihn dir zu geben. Ich wollte deiner Seele Gewinn bringen und deinen Hochmut in

Demut verwandeln, denn das Herz eines Gefallenen und Demütigen weist Gott nicht zurück.“

„Gib mir das Augenlicht wieder, Vater!“ beharrte Feofil und netzte Markos Hand mit Tränen. „Du kannst es, du kannst es!“

Da nahm Marko all seine Kraft zusammen und stieß Feofil von sich.

„Was willst du in dieser Welt noch sehen?“ preßte er zornig hervor. „Bete lieber zu Gott, daß er dich seine ganze Herrlichkeit schauen läßt und wünsche dir nicht den Tod: der kommt von selber zu dir.“

Feofil war ganz in sich zusammengesunken und weinte leise vor sich hin.

„Aber nicht deswegen habe ich dich rufen lassen“, murmelte Marko. „Ich habe dich hergebeten, damit du eine Sünde von mir nimmst, damit du mir verzeihst und mich segnest.“

Aus dem Häuflein Unglück am Boden glommen plötzlich zwei glühende Kohlen auf: Feofil's blinde Augen.

„Ich verzeihe dir nicht!“ rief er mit harter Stimme. „Wenn du mir nicht das Augenlicht wiedergibst, verfluche ich dich.“

Marko faßte sich ans Herz.

„Im Angesicht des Todes bitte ich dich: Verzeih mir!“ keuchte er.

„Im Angesicht des Todes bitte ich dich: Gib mir das Augenlicht wieder!“

Marko wollte sich aufrichten, seine Augen quollen vor Anstrengung fast aus den Höhlen. Er griff sich erneut an die Brust und sank auf sein Lager zurück.

„Gib mir das Augenlicht wieder!“ kreischte Feofil.

Ich nahm den Blinden bei der Hand.

„Erhebe dich, Bruder“, bat ich leise. „Marko ist schon in die Ewigkeit eingegangen.“

Da heulte Feofil auf und krallte die Finger in meinen Arm.

„Was soll ich denn jetzt tun? Was bloß? Wer gibt mir das Augenlicht wieder?“



„Wozu brauchst du es, Bruder, wenn du, als du es besaßest, die Welt gar nicht gesehen hast?“ erwiderte ich nicht ohne Bitterkeit. In diesem Augenblick taten mir beide leid: der Mann, der um Vergebung gebeten und sie nicht erlangt hatte, und der Mann, der ein Wunder erhofft und es ebenfalls nicht bekommen hatte.

7

Von da an verdoppelten sich Feofil's Tränenbäche. Er weinte während des Betens und während der Gottesdienste, weinte, wenn er sein Brot verzehrte, weinte, wo er ging und stand. Sogar wenn er schlief, rannen Tränen aus seinen Augen, und es betrübte ihn, daß er sie nicht im Krug auffangen konnte, den er wieder ständig bei sich trug. Allen, die ihn ansprachen, zeigte er den Topf und bat sie nachzuschauen, ob er noch nicht voll sei, denn die Hand wagte er nicht hineinzustecken, um das heilige Wasser nicht zu besudeln, wie er meinte. Keiner wagte ihm zu sagen, daß der Krug leer sei, denn die darin gesammelten Tränen waren längst verdunstet. Jeder versicherte dem Armen, der Krug würde bald überlaufen. Da lachte Feofil glücklich auf, und die Tränen rannen noch reichlicher aus seinen blinden Augen.

„Ich habe mich damit abgefunden, daß der Tod unvermeidlich ist“, sagte er einmal. „Ich gebiete euch, Brüder, meine Tränen über mich zu gießen, damit mein Körper nicht verwest.“

„Was hast du davon, Bruder Feofil?“ konnte ich mich eines Tages nicht enthalten, ihn zu fragen.

„Wie denn, Bruder Semen?“ antwortete er erstaunt. „Dann löse ich mich nicht auf und werde nicht zu Erde.“

„Warum hast du solche Angst, zu Erde zu werden, Feofil?“ wandte ich ein. „Erde und toter Körper sind doch eins. Und Erde kann wieder lebendig werden: aus ihr wachsen Weiden und Kiefern! Was aber soll auf deinem toten, verdorrten Leib wachsen?“

„Nichts“, stimmte Feofil zu. „Aber er ist wenigstens da, Bruder Semen!“

Ich begriff eine große, unvergängliche Wahrheit: Feofil's Angst vor dem Tode war auch seine Angst vor dem Leben. Alle, die vor dem Leben davonlaufen, handeln Gott zuwider, denn er hat sie geschaffen und ihnen geboten zu leben. Er hat sie in den riesigen, unermesslichen Wabenbau der Natur gesetzt, und jeder sollte seine Zelle mit Honig füllen. Der Honig – das sind unsere guten Taten, während der Haß, das Böse in dieser Welt, die Fäulnis ist, die die Waben befällt. Ein erbitterter, allgegenwärtiger, täglicher und stündlicher Kampf geht in der Welt vor sich. Aber er bringt auch jene Kraft hervor, die die Welt immer wieder erneuert – das wird ewig so sein. Alles ist von Kampf gezeichnet, doch dort, wo Kampf stattfindet, ist auch Bewegung. Bewegung erzeugt Wärme, wer läuft, friert nicht. Die Wärme treibt Saft in die Waben des Weltbaus, und die faulen Zellen sterben ab. So gleichen Tod und Leben einander aus, denn es gibt kein Leben ohne Tod, obwohl es Tod ohne Leben gibt. Unsere Hoffnung aber ist die Schönheit in dieser Welt, die Schönheit in der Natur und in unseren guten Taten. Alles muß existieren und sich behaupten und sich dadurch verändern und auflösen. Unsere Erde ist eine der Scheiben, die sich im Weltall drehen. Wer die Welt fürchtet und sie flieht, gelangt in die allmähliche Umklammerung des Todes. Wer nicht leben will, ist bereits des Todes. Wer also nicht die Sonne sehen will, erblindet und findet keine Rettung – der Tod hat ihn schon in seinen Fängen.

Auch ich gehörte einst zu denen, die die Welt fliehen wollten, aber im Gegensatz zu anderen habe ich sie lieb gewonnen. Ich kann meiner Erregung nicht Herr werden, wenn ich die Knospen an den Bäumen schwellen sehe, wenn ich ihren Duft spüre, weil die jungen Frühjahrssäfte sie durchströmen. Manchmal kommen junge Burschen aus der Stadt mit ihren Mädchen bis zur Klosterumfriedung gewandert; dann rührt

mich stets ihre Schönheit, entflammt durch ihrer beider Liebe. Die höchste Schönheit, so meine ich, ist die Liebe. Die Welt krankt an Begierden und Leidenschaften, doch in ihr sprießen auch die zarten Blumen der Liebe, wodurch sie immer wieder neu ersteht. Sie wird bestehen, solange diese Blumen wachsen, andernfalls wird die Welt untergehen. Diese Stunde ist in der Heiligen Schrift vorausgesagt – das sollte die menschlichen Herzen aufrütteln.

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich in Feofil's Zelle saß und ihn unaufhörlich weinen sah. Ich heizte den Ofen, denn es war nachts noch kalt, und blickte stumm in das flackernde Feuer. Gegen Abend kam Frost, der Boden bedeckte sich mit Reif: unter den Füßen knirschte es, wenn jemand draußen vorüberschritt. Ich genoß die Wärme des Feuers, und sanfte Trauer zog nach und nach in mich ein. Eine Kerze brannte, und in der Ecke kniete Feofil weinend vor seinem Krug.

„Heute habe ich ganz deutlich ein Wunder geschaut“, brach Feofil das Schweigen. „Ich weiß nicht, ob ich geschlafen habe, jedenfalls ist mir ein schöner Jüngling erschienen.“

Ich schloß die Augen: ich wollte den schönen Jüngling vor mir sehen, dessen Gesicht Wärme und Freundlichkeit ausstrahlte.

„Du betest so schön“, sagte er zu mir. „Aber warum betrübt es dich, daß deine Tränen umsonst vergossen werden?“

Tränen werden nie umsonst vergossen, dachte ich bei mir. Allerdings nur solche, die die Seele vom Schmutz läutern, denn es gibt auch Tränen, die Schmutz in die Seele tragen.

„Der Jüngling hatte einen größeren Krug als ich“, fuhr Feofil fort. „Und aus ihm duftete es köstlich.“

Ich sah den Jüngling vor meinem inneren Auge. Er stand da und hielt einen großen goldenen Krug in der Hand.

„Das sind deine Tränen, Feofil“, sagte er. „Vergossen reinen Herzens im Gebet zu Gott; Tränen, die du mit der Hand oder dem Tuch fortgewischt hast, und Tränen, die auf die Erde gefallen sind.“

Feofil's Stimme klang gedämpft und warm, als vertraue er mir ein großes Geheimnis an. Sein blindes Gesicht war von gelbem Kerzenschein überstrahlt. Ich lauschte auf das Knacken der brennenden Holzscheite.

„All diese Tränen habe ich auf Gottes Gebot hin gesammelt und in diesem Krug aufbewahrt“, sagte der schöne Jüngling zu Feofil. „Sie werden über deinen Körper gegossen, wenn deine letzte Stunde geschlagen hat. Aus den aufrichtig vergossenen werden duftende Blumen erblühen, aus den unehrlich vergossenen aber wird Unkraut wachsen.“

Ich stellte mir eine blumenübersäte Wiese vor, auf der Unkraut wucherte. Wer würde es jäten wollen?

„Und dann verschwand er“, schloß Feofil. „Du bist weise, Bruder Semen, deute mir die Worte des Jünglings.“

Ich blickte ins Feuer. Draußen ging jemand vorbei und hüstelte. Reif knirschte unter seinen Füßen, und der Atem ging pfeifend. Die Nacht ist ruhig und still, dachte ich. Und voll frühlingshafter Frische.

„Es gibt Tränen, die vergolten werden, und Tränen, die wertlos sind“, sprach ich langsam. „Tränen, die aus echtem Kummer vergossen werden, sind gesegnet und spenden Trost. Tränen, die aus Barmherzigkeit und Mitgefühl vergossen werden, sind noch gesegneter, denn sie werden aus Liebe vergossen.“ Meine Stimme festigte sich: ich spürte mit einmal ein Gefühl der Erhebung. „Tränen aber, die aus Mitleid mit sich selber vergossen werden, Tränen der Wut und Tränen, zum Schein vergossen, sind wertlos und erzeugen daher nur wertloses Unkraut.“

Ich betrachtete das im Kerzenschein erstarrte Gesicht Feofil's. „Wunderliche Dinge sprichst du“, stieß er mit heiserer Stimme hervor.

Mein Hochgefühl steigerte sich.

„Du hast Marko gebeten, dir das Augenlicht wiederzugeben, Bruder Feofil. Ich glaube, ich weiß, wie du wieder sehen lernst.“

„Wie?“ Er wandte sich so heftig zu mir um, daß seine Halswirbel knirschten.

„Du hast bisher Tränen nur um dich selbst vergossen. Weine, und wenn es nur eine Träne ist, einmal aus Liebe zu deinem Nächsten.“

Feofil lachte krächzend.

„Ich bin alt, gebrechlich und blind. Der Teufel hat dich geschickt, um mich in Versuchung zu führen und mich zu quälen. Ich habe kein Gold mehr zum Verschenken, weil ich alles längst weggegeben habe. Ich habe kein Haus, um Heimatlose aufzunehmen. Allein die Tränen sind mir geblieben, und wer braucht die schon, außer Gott?“

Wir verstanden einander nicht. An jenem stillen, frühlinghaften Abend sprach jeder eine andere Sprache.

„Dann leb dein Leben zu Ende, wie es sich fügt“, wiederholte ich unwillkürlich die Worte, die der Mann mit dem Lächeln, hell wie der Tag, an Issaaki gerichtet hatte.

Feofil atmete schwer.

„Du redest von der Liebe zum Nächsten“, keuchte er. „Aber selbst vergiftest du meine Seele. Habe ich etwa“, er hielt mir seinen Krug hin, „mein Leben lang geweint, damit daraus Unkraut wächst?“

Ich fühlte mich mit einemmal schrecklich einsam in dem kleinen Raum, der von der Kerze und dem bereits erlöschenden Feuer im Ofen nur schwach erhellt war. Feofil hatte die Wahrheit gesagt: meine Worte hatten Gift in seine Seele geschüttet.

„Nicht an mir ist es, zu urteilen und zu entscheiden“, erwiderte ich.

„Dann rede hier nicht so große Worte“, schnitt Feofil kurz ab. „Geh lieber zum Abt und sag ihm, daß ich schwach bin und nicht zu ihm kommen kann, um ihm selbst von meiner wunderbaren Vision zu erzählen. Sag ihm, daß mir ein Engel erschienen ist und mich vielleicht bald zu sich rufen wird. Sag ihm, daß ich ein gottgefälliges Werk getan habe.“

Ich habe mein Leben lang geweint und möchte dafür belohnt werden.“

Ich ging zur Tür hinaus und hielt plötzlich inne. Ein Hauch des Frühlings, jenes mächtigen, ungezügelten, immer wieder neu gebärenden Frühlings hatte mich gestreift. Frische, würzige Luft umhüllte mich. Ich spürte ein schmerzhaftes Ziehen in der Brust. Klein und hilflos stand ich unter dem hohen, sternenbedeckten Himmel. Ich war ein Nichts in dieser Welt und gehörte wohl auch zu denen, die vor ihren Weiten furchtsam das Gesicht in den Händen bergen.

# welches von Agapit dem Arzt und von dem Armentier berichtet

## 1



Als das Stundeneisen zur Nachtruhe geschlagen wurde, erhob sich Agapit vom Abendgebet und blies die Kerze aus. Er blieb reglos auf seiner Liegestatt sitzen, bis die Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Oft half ihm dabei der Mond, der, in einer weichen Dunstglocke ruhend, sein mattweißes Licht zu ihm hereinschickte. Agapit stand auf, öffnete die Tür und blickte nach allen Seiten. Das Kloster schief, mit Ausnahme von Jeremia, der gerne heimlich aus seiner Zelle schlich, sich in den Schatten der nahe gelegenen großen Eiche setzte und dort verharrte. Eines Nachts hatte er Agapits Tür knarren hören und gesehen, wie der Klosterbruder hinauslugte, die Zelle aber nicht verließ. Jeremia wartete, und seine Geduld wurde belohnt: nach einer Weile knarrte die Tür erneut, und der Mönch erschien mit einem Sack auf dem Rücken, sah sich vorsichtig nach allen Seiten um und eilte fast im Laufschrift zu der Stelle, wo die Höhlenmönche gewöhnlich die Erde hinschütteten. Lautlos wie ein Schatten, behende und geschmeidig glitt er hin und wieder zurück. Dann schloß sich die Tür wieder, und Jeremia erlaubte sich, ein wenig einzudösen: er war sicher, daß das Geräusch der aufgehenden Tür ihn wecken würde.

Jeremia wachte auf, weil er das Knarren der Tür vermißte. Er erhob sich, ging zu Agapits Zelle, legte sein Ohr an einen Spalt und lauschte. In der Zelle war es still. Er drückte behut-

sam gegen die Tür, so daß sie sich fast ohne Laut öffnete. Agapit war nicht da, statt dessen befand sich an der Stelle, wo sonst eine Truhe stand, eine Grube. Jeremia sah hinein, wagte aber nicht, hinabzusteigen.

Später, auf dem Totenbett, sollte Agapit sein Geheimnis preisgeben. Erfahren haben es Jeremia, der Abt, Polikarp und ich, der Knecht Gottes Samen. Jeremia hat es mir erzählt – aus einer Vorliebe zu mir, wie er sagte, und unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit.

Agapit trug in jener Nacht nur einen Sack Erde hinaus. Als er einen zweiten füllen wollte, durchbrach der Spaten die Mauer, und die restliche Erde schaffte Agapit bereits jenseits der Klosterumgrenzung hinaus. Spaten und Sack ließ er im Durchbruch und strebte eilig an den der Klosterpforte gegenüberliegenden Häuschen vorbei dem nahen Wald zu.

Er schritt schnell aus. Der Schweiß rann ihm über die Stirn, er wischte ihn mit dem Ärmel ab. Dunkel rauschte der Wald über ihm, ab und zu schrie in der Nähe eine Eule; dann blieb Agapit jedesmal stehen und bekreuzigte sich. Tannenreisig knackte unter seinen Füßen, und von allen Seiten streckten sich Tannenzweige nach ihm aus wie Arme, die nach ihm griffen. Immer wieder blickte Agapit sich um: er fürchtete, jemand verfolge ihn. Endlich hatte er eine Lichtung mit einer kleinen Blockhütte darauf erreicht.

Vor der Tür saß eine dunkle Gestalt. Als sie Schritte hörte, rührte sie sich.

„Wer kommt dort mitten in der Nacht?“ ertönte die brüchige Stimme eines alten Mannes.

„Ich bin's, Vater“, antwortete Agapit. „So, wie ich es versprochen hatte.“

Die Gestalt erhob sich geräuschvoll.

„Den Göttern sei Dank“, sagte sie. „Sie haben mich also erhört und dich zu mir geschickt.“

„Meine Liebe zu Euch hat mich hergetrieben“, erwiderte Agapit demütig.



„Und was hat dich von hier vertrieben?“ hielt ihm der Vater entgegen. „Was hat dich hinter diese grauen Mauern gezogen?“

„Genug davon, Vater“, bat Agapit weich. „Es ist nun einmal so und mußte so sein.“

„Komm herein, mein Sohn“, forderte der Vater ihn auf.

In der Hütte flackerte ein Öllämpchen, der Docht schwamm im Fett und verbreitete nur schwaches gelbliches Licht, das düstere Schatten im Raum tanzen ließ. Der Vater brachte Brot, ein Stück gebratenes Fleisch und ein paar Pirogen auf den Tisch.

„Setz dich und iß. Du bist ja schon ganz durchsichtig von der Klosterkost. Den Göttern sei Dank, die Menschen vergessen mich nicht und bringen mir für die Hilfe, die ich ihnen leiste, alles, was ich zum Leben brauche. Würden wir beide hier wohnen, würden wir keine Not kennen.“

Agapit setzte sich, brach vom Brot ab, nahm vom Fleisch und begann hastig zu essen.

„Ha, wie satt er ist!“ spottete der Vater und sah den Sohn traurig an. „Und ich zerbreche mir hier in meiner Einsamkeit den Kopf: Was hat ihn nur hinter diese grauen Mauern getrieben? Warum hat er die Freiheit aufgegeben, um in die Unfreiheit zu gehen?“

„Ich hatte Angst vor der Einöde, in der wir lebten, Vater“, bekannte Agapit ruhig, immer noch kauend. „Ich wollte unter Menschen.“

„Dann hättest du in die Stadt gehen sollen.“

„Was hätte ich dort machen sollen? Mich interessieren weder Kaufmannsgewerbe noch Handwerk noch Soldatendienst. Mich interessieren gelehrte Bücher, und die kann ich nur im Kloster lesen.“

„Hättest ja Schreiber beim Fürsten werden können“, wandte der Vater ein.

„Schreiber beim Fürsten zu sein ist nicht sehr ruhmvoll“, wehrte Agapit ab. „Ihr wißt selbst, wieviel wundersame Be-

richte umgehen über die Mönche, über die Wunder, die sie vollbringen, und über die wundertätigen Kräfte, die sie besitzen.“

„Glaubst du daran?“ fragte der Vater mit harter Stimme. „Ich glaube, daß die alten Götter den Menschen nützlicher waren. Das weiß ich durch die Kräuter. Jedes Pflänzchen, jeder Baum, jedes Kraut birgt in sich göttliche Eigenschaften: gute und schlechte, heilende und todbringende. Ein Kraut belebt, das andere tötet, und der Mensch kann sich das Wissen darum aneignen. Dieser neue Gott aber, den die Fürsten eingesetzt haben, liegt den Menschen nicht: man kann ihn nicht hören und sehen.“

„Aber er herrscht doch in der Welt!“

„Ja, weil die, die ihn eingesetzt haben, selber herrschen. Wozu brauchten die Fürsten unsere guten alten Götter? Sie flößen keine Furcht ein und sind zu alltäglich. Sie helfen nicht, menschliches Blut zu vergießen. Zuerst wollten die Fürsten Perun zum höchsten Gott erklären, obwohl er nicht stärker ist als Swarog oder Lada; doch er war ihnen zu schwach: man konnte ihn sehen und hören. Sie aber brauchten einen Gott der Furcht, und sie fanden ihn: einen, den man weder sehen noch hören kann!“

„Ich will nicht mit Euch streiten, Vater“, lenkte Agapit ein. „Die Gedanken eines einsamen alten weisen Mannes sind eine Sache, eine andere ist das brodelnde Leben ringsum. Und da sieht es so aus: Die einen steigen auf, die anderen fallen, die einen erringen unsterblichen Ruhm, die anderen bilden den Dünger für neue Generationen. Was nützt mir meine Weisheit, Vater, wenn ich mich hier im Wald verkrieche? Was für Ruhm hätte ich erworben, wenn ich mich zu den alten Göttern bekannt hätte? In dieser Einöde wäre ich verloren gewesen. Dort hinter den grauen Mauern aber werden Bücher geschrieben und Chroniken für die Nachwelt verfaßt, wird die Weisheit dieser Welt gesammelt. Dort haben sich die Klügsten unserer Erde zusammengefunden und nicht Unwissende und

Abergläubische. Weder Feodossi noch Nikon beziehungsweise Ilarion waren unwissend, Vater. Sie haben die Fackel der Weisheit getragen, und so mancher Fürst hat auf ihr Wort gehört. Ilarion hat sich in eine Höhle in Berestowo zurückgezogen, aber nur, um später das „Wort über Gesetz und Gnade“ zu schreiben. Und es sind immerhin Mönche, die Kinder aus der Stadt zu sich ins Kloster holen, um sie lesen und schreiben zu lehren. Nicht umsonst sind die Fürsten uns wohlgesinnt. Sie erhalten von uns Erleuchtung und Weisheit, suchen nicht nur Ruhm im Krieg, sondern eignen sich auch weltliches Wissen an. Ein kluger Fürst scharft gelehrte Mönche um sich, fördert sie und lernt von ihnen. Von den Gelehrten hängt der Ruf eines Fürsten für die Nachwelt ab: ob sie ihn rühmt oder schmäht. Der Name Nestors und seinesgleichen ist für immer im Buch der Geschichte unserer Erde festgehalten, und nirgendwo anders als hinter diesen Mauern hätte Nestor sein großes Werk vollenden können. Überdies gibt es unter uns Männer wie dich, die der Mutter Natur vieles ablauschen und sich deshalb in die Einsamkeit zurückziehen, trotzdem sind sie nicht von den Menschen und der Welt ausgeschlossen. Sie halten Bienen und pflanzen Bäume, und ihr Name ist genauso in das Buch des Ruhms eingegangen, wie die Namen der Bücherweisen es sind.“

„Und du möchtest auch in diesem Buch stehen!“ warf der Vater ironisch ein.

„Natürlich, Vater, denn es ist schrecklich, an das Nichts des Vergessens zu denken, in das wir mit dem Tode eingehen. Wir alle sind nur Gäste in dieser Welt.“

„Ja, da hast du recht. Aber was wird dereinst unser Preis sein, wenn wir, statt sie zu erkennen, vor ihr fliehen? Wenn wir, statt nach irdischen Gütern nach ewigen Gütern streben?“

„Irdische Güter verderben die menschliche Seele“, entgegnete Agapit.

„Ja, wenn man sie nur benutzt und nicht selber schafft.“

Gesättigt lehnte sich Agapit auf seinem Stuhl zurück.

„Eine gewaltige Kraft steckt in Euren Worten, Vater. Auch dort hinter den grauen Mauern, wie Ihr sagt, sehne ich mich sehr nach Eurem prophetischen Wort.“

„In unseren Tagen“, fuhr der Alte fort, „sterben auch die großen Zauberer und Weisen aus. Statt die Erde, Flüsse und Pflanzen zu erkennen, ergehen sie sich in leeren Prophezeiungen, machen sich selber und der Welt etwas vor, prophezeien Dinge, die der Mensch zu erkennen nicht imstande ist, und vergessen dabei ganz seine Erdgebundenheit. Wie erklärst du dir, mein gelehrter Sohn, daß diese oder jene Pflanze Krankheiten von Lebewesen heilt, und dabei jede Pflanze eine andere Krankheit? Was ist der Mensch ohne Pflanzen, Wasser und Feuer, die von Himmel und Erde erzeugt werden? Die große Kunst der Weissagung wird heute als Scharlatanerie abgetan und bleibt den Bettlern überlassen. Daher sage ich dir: Die alten Götter sterben aus, die neuen aber kann man weder hören noch sehen. Sie existieren nur in den Köpfen der Menschen.“

„Ich weiß, Vater, Ihr seid der letzte große Weise und Zauberer der poljanischen Erde. Ich selbst wollte in Eure Fußstapfen treten und Eure Kunst erlernen. Aber ich besitze nicht die mächtige Kraft, die Euch innewohnt, und nicht Euren Verstand. Daher habe ich auch den Wald verlassen und bin zu den Menschen gegangen. Ich möchte auf leichtere Art zu Ruhm gelangen.“

„Und wie willst du das tun?“ fragte der Vater kühl.

„Ich habe lange unsere Bruderschaft dort hinter den grauen Mauern beobachtet, habe das Leben derer studiert, die schon im Diesseits gerühmt werden. Und wißt ihr, was ich gesehen habe, Vater? Jeder schafft sich seinen Ruhm selber, sorgfältig bemüht zu verbergen, wie er das macht. Man muß nur die Menschen in Erstaunen versetzen, doch so, daß sie nicht wissen, wie man es gemacht hat. Dann sprechen sie von einem Wunder. Wer aber Wunder tut, gehört nicht mehr zur Masse.“

„Solche Gedanken sind mir fremd“, erwiderte der Vater frostig. „Diese Eiferei und Scharlatanerie sind mir fremd.“

„Mir nicht“, gab Agapit zurück. „Und ich sähe es gerne, wenn Ihr mich in Eurer Kunst unterwieset.“

„Fügt das auch niemandem Böses zu?“

„Aber nein!“ meinte Agapit lächelnd. „Was soll böse daran sein, wenn ich als Heilkundiger Ruhm erlangen möchte! Aber das kann ich nur mit Eurer Hilfe.“

Der Vater betrachtete seinen Sohn eine Weile stumm. Agapit hielt dem Blick stand. Dann lief ein Schatten über das Gesicht des alten Mannes. Agapit sah ihn, weil der Vater nahe beim Lämpchen saß.

„Helft Ihr mir, Vater?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Ich sehe, daß du nicht heuchelst“, sagte der Vater schließlich. „Ruhm bedeutet mir nichts, aber wenn du in dieser Welt Gutes tun willst... Ja“, schloß er. „Gutes muß man tun!“

## 2

Zu dieser Zeit erkrankte Swjatoscha, der frühere Fürst von Tschernigow. Als der Großfürst davon erfuhr, sandte er einen sehr kundigen Arzt, einen Armenier, zu ihm. Swjatoscha hatte hohes Fieber und war ohne Bewußtsein. Als der Arzt eintraf, begaben sich die Mönche zusammen mit dem Abt in Swjatoschas Zelle, unter ihnen auch Agapit.

Der Armenier trat an das Lager des Kranken, legte das Ohr an seine Brust, nahm seine Hand und hob die Augen zur Decke. Das alles geschah unter großem Schweigen. An den Wänden standen die Mönche und sahen dem Treiben des Armeniers spöttisch zu, denn die beste Hilfe bei Krankheiten, so glaubten sie fest, sei immer noch das Gebet. Es war ein kühler Sommermorgen, der Regen trommelte gegen das mit Ochsenblase bespannte Fensterchen. Die Tür stand wegen der stickigen Luft in der Zelle leicht offen, und naßkalte Windschübe drangen durch den Spalt.

„Er hat nicht mehr lange zu leben“, konstatierte der Armenier. „In einer Woche wird er sterben.“

„So verabreichst du ihm kein Heilmittel?“ fragte Agapit.

„Er braucht keine Heilmittel mehr“, warf der Arzt ein und fuhr zusammen, als er Agapits glühenden Blick bemerkte.

„Und ich sage euch“, verkündete Agapit laut, „daß er wieder genesen wird. Wenn Ihr es erlaubt, Vater Abt, bleibe ich bei dem Kranken und werde ihn pflegen.“

„Womit willst du ihn heilen?“ fragte der Armenier herablassend. „Die Kunst, die ich erlernt habe, weiß kein Heilmittel für diesen Mann.“

„Und die Kunst, die ich erlernt habe, weiß ein Heilmittel für diesen Mann“, trotzte Agapit.

„Und welches?“ Der Armenier hob die Brauen.

„Das Gebet zu Gott“, antwortete Agapit, und die Mönche murmelten zustimmend.

Unter diesen Mönchen war auch ich, der demütige Semen, damals ein junger Mann. Ich kannte Agapits Geheimnis noch nicht und wunderte mich, ebenso wie die gesamte Bruderschaft, darüber, daß Agapit dem berühmten Arzt die Stirn zu bieten wagte. Bislang hatte ihn niemand als Heilkundigen gekannt, aber seine Sicherheit verfehlte ihre Wirkung auch auf den Abt nicht, und er erlaubte Agapit, Swjatoscha zu pflegen.

„Ich werde glücklich sein, wenn du ihn heilst“, sagte der Armenier. „Aber ich habe mich noch nie in der Vorhersage der Todesstunde eines Kranken geirrt. Sollte er in einer Woche nicht gestorben sein, verbeuge ich mich vor dir.“

Er verneigte sich schon jetzt höflich, und um seine Mundwinkel spielte ein spöttisches Lächeln.

„So heilst du also!“ trumpfte Agapit auf, und seine Nasenflügel bebten vor Empörung. „Den Tod sagst du voraus, aber helfen kannst du nicht! Wenn du ein so kundiger Arzt bist, gib ihm das Leben wieder; wenn du das nicht kannst, geh deiner Wege.“

„Das tu ich auch“, brauste der Armenier auf. „Aber du

wirst es nicht zu Ruhm bringen. In einer Woche, gegen Abend, wird er sterben.“

„Und ich schwöre bei Gott, daß er leben wird!“ Agapit stieß die Hand in die Luft.

Große Bewegung entstand unter den Mönchen, denn damit hatte sich Agapit eine übergroße Bürde auferlegt.

Flammend vor Zorn standen sie einander gegenüber: der hochgewachsene, beleibte Arzt und der schwächliche Mönch. Neben ihnen lag schweratmend Swjatoscha, und draußen rauschte und plätscherte der Regen. Als erster wandte sich der Armenier ab, warf den Umhang über die Schultern und schritt durch die Tür davon in den Regen, der ihn aufnahm. Wir umringten Bruder Agapit und redeten auf ihn ein. Er habe sich eine zu große Last aufgebürdet, denn wenn er Swjatoscha nicht rette, würde er sich mit Schmach und Schande bedecken. Agapit aber stand mit erhabener und verklärter Miene unter uns. Als alle schwiegen, hörten wir seine feierliche Stimme.

„Meine Brüder!“ sagte er. „Ich spüre eine gewaltige Kraft in mir. Ein Engel ist mir erschienen und hat verkündet, ich solle mich dieses Kranken annehmen. Er hat mir kundgetan, daß unser Bruder Nikolai leben wird, daß seine Zeit noch nicht gekommen ist.“

Ich überlegte damals, ob es unter uns noch einen Heiligen gäbe, der diesen Engel auch gesehen hatte.

Da ließ sich Jeremia, der bekanntlich am häufigsten Erscheinungen hatte, vernehmen.

„Er sagt die Wahrheit, Brüder“, sprach er mit erhobener Stimme. „Ich habe selbst das Rauschen der Flügel gehört.“

„Gott wird dir helfen, Bruder“, sagte der Abt und segnete Agapit, der sich demütig verneigte und dem Vater die Hand küßte.

Einer nach dem anderen gingen wir in den Regen hinaus, und der Wind schleuderte uns Wassertropfen ins Gesicht. Die Naiven unter uns dachten an das Wunder, das alle erwar-

tete, während die Klugen wußten, daß Bruder Agapit sich einfach über die anderen erheben wollte. Ich gehörte damals zu den Naiven und schritt erregt durch den Regen, ohne ihn zu bemerken: meine Seele wünschte aufrichtig ein Wunder herbei. Der Wind riß grüne Blätter von den Bäumen und trieb sie mir ins Gesicht. Ich hob das Gesicht zum Himmel und ließ die Tropfen darüberriesen. Für einen Augenblick glaubte ich, in die grenzenlose Weite, die sich vor mir auftat, eingedrungen zu sein, und obwohl der Himmel voller Wolken war, schien er mir hell und klar.

Da trat Bruder Jeremia zu mir und legte die Hand auf meine Schulter.

„Na, wartest du auf ein Wunder?“ sagte er und lachte, wie mir damals schien, ohne zu wissen, warum.

### 3

Agapit hastete durch den Wald. Der Wind fegte durch die Baumkronen und trieb dem Läufer große Tropfen ins Gesicht. Hin und wieder trat er in tiefe Pfützen, doch er rannte weiter. Obwohl es kalt war, rann ihm Schweiß zusammen mit dem Regen in Strömen übers Gesicht. Ringsum stand dichte Finsternis, kein Mond schien. Anstelle des Himmels ballte sich über Agapit bedrohliche Schwärze; Angst stieg plötzlich in ihm hoch, er könne vom Pfad abkommen und sich in der Dunkelheit verirren. Er verlangsamte seine Schritte. Wie graue Gespenster ragten die Bäume auf, deren Zweige ein undurchdringliches Gewirr bildeten. Der Pfad wurde glitschig, in den Schuhen gluckste das Wasser, und die nassen Mantelschöße klebten an den Beinen. Ab und zu glitt ihm der Kapuzenüberwurf vom Kopf, und er suchte ihn auf allen vieren im regennassen Gras. Wenn die Tropfen auf den geschorenen Kopf prasselten, schien es ihm, als hacke ein schwarzer Vogel auf sein Gehirn ein. Er bekreuzigte sich hastig und rannte weiter. Mehrere Male rutschte er aus und fiel hin, sank in die



Wirrnis von Kräutern ringsum, nahm ihren Duft wahr, roch die feuchte Erde und spürte mit einemmal, wie alles um ihn herum lebte, atmete, sich bewegte, miteinander sprach. Dicker, vom Regen erneuerter Saft floß durch die gierig trinkenden Wurzelmünder in die Adern der Pflanzen. Die Blumen wiegten sich, blind vor Tränen, und ihr Weinen kündete von Geburt und Tod. Mücken setzten sich auf Agapits Gesicht, stachen ihn. Mitunter trat er auf eine schläfrige, fette Kröte, die unter seinen Sohlen wild aufquakte. Das verstärkte seine Angst, weil ihm war, als sei die Erde lebendig und er füge ihr mit seinen Schritten Schmerzen zu. Er mußte daran denken, daß sein Vater diese unsinnige abergläubische Furcht im Wald nicht kannte. Für ihn gab es keinen namenlosen Wirrwarr von Gräsern und Kräutern; jedes noch so kleine Pflänzchen war ihm bekannt und vertraut.

Während Agapit so durch die Dunkelheit stolperte, hatte er das Gefühl, als sei er in eine Grube gefallen, aus der er nicht wieder herausfinden würde. Schweratmend ließ er sich auf einem Baumstumpf nieder und wischte sich den Schweiß vom Gesicht. Für einen Moment kamen ihm all seine Pläne unwirklich und bedenklich vor. In einer Woche würde Swjatoscha sterben, und er wäre dem Gespött seiner Mitmenschen ausgeliefert. Er wäre nicht der erste, der ein Wunder erwirken wollte und ausgelacht wurde. Agapit knirschte mit den Zähnen, preßte die Lippen aufeinander, und seine Augen glühten.

Diese glühenden Pünktchen sah auch Jeremia, der Agapit gefolgt war. Er hielt sie für die Augen eines Wolfes oder Luchses und floh aus dem Wald, daß ihm fast das Herz in der Brust zersprang: Jeremia war nicht mehr jung an Jahren.

Agapit hatte derweil ein wenig Atem geschöpft und trottete nun langsam in die Richtung, in der seines Vaters Hütte stehen mußte. Vor der Tür jener Hütte aber saß der alte weißhaarige Mann und grübelte darüber nach, ob sein verlorener Sohn zu ihm zurückkehren würde.

Ich weiß nicht, was der Armenier dachte, als er Swjatoschas Zelle verließ, ich sah nur sein sarkastisches Lächeln, das er mit in den Regen nahm und das wohl auch sein Diener bemerkte, der ihn mit den Pferden am Tor erwartete.

„Die Mönche sind nicht ganz bei Sinnen“, mag der Armenier gesagt haben, und der Diener stimmte ihm zu, so wie alle Diener ihrem Herrn zustimmen. Und während er sich in den Sattel schwingt, überlegt der Armenier vielleicht, ob er dem Fürsten die traurige Nachricht von Swjatoschas nahem Tod überbringen (der Fürst hatte ihn hergeschickt) oder klugerweise sein Todesurteil über Swjatoscha verschweigen solle – schließlich hatte sich jemand gefunden, der es wagte, seine Heilkünste anzuzweifeln.

Nach Hause zurückgekehrt, steht der Armenier vielleicht am Fenster – das nicht mit einer Ochsenblase bespannt, sondern mit einer Glasscheibe versehen ist – und starrt in den Regen hinaus, der gegen die Scheiben prasselt. Abwechselnd verengen und weiten sich seine Pupillen, denn er kann Agapits brennenden und dreisten Blick nicht vergessen.

Er weiß etwas! mag sich der Armenier sagen, und dieser Gedanke läßt ihn die ganze folgende Woche nicht los, die er als Frist gesetzt hat.

Und während er so über den kleinen, unscheinbaren Mönch nachsinnt, spürt der Armenier vielleicht, wie durch die Scheibe das Kind des Regens – der Zweifel – zu ihm eindringt, und er denkt betrübt daran, daß er sein Vaterland deshalb verlassen hat, um hier Erster zu sein. Dort, auf heimatlichem Boden, gab es Kundigere und Klügere als er. Das hatte der Armenier hier, wo er seit Jahren führend in seiner Kunst war, mit der Zeit vergessen. Vielleicht verengen und weiten sich daher die Augen des Arztes so besorgt: er weiß, daß in einer Woche die Entscheidung fallen wird, ob er auf diesem Boden der Unübertroffene ist oder nicht. Eigentlich

hat er das immer befürchtet. Einmal hat er sogar geträumt, daß sich jemand findet, der ihn in den Schatten stellt.

Dieser Mönch weiß etwas! denkt er und trommelt mit den Fingern auf das Fensterbrett. Sonst würde er nicht so entschlossen handeln!

Möglicherweise ruft der Armenier auch seinen Diener zu sich, denselben, der am Tor mit den Pferden auf ihn gewartet hat, der vor dem Regen in die Zelle des Pförtners geflüchtet ist und sich mit diesem unterhalten hat. Das bringt der Dienst mit sich: mit allen schwatzen und alles wissen. Der Diener ist ebenfalls Armenier, ein mittelloser Verwandter, und sie können miteinander reden, auch wenn die Wände Ohren hätten: wer versteht schon ihre Sprache? So fragt der Arzt, in den Regen blickend, der gegen das Fenster peitscht, den Diener vielleicht, ob er etwas über diesen dreisten Mönch gehört habe.

„Er ist in die Zelle des Fürsten gezogen“, berichtet der Diener. „Weicht keinen Schritt von ihm, betet viel, richtet den Kranken auf, bettet ihn um, wenn notwendig, gibt ihm zu trinken, schafft bei ihm Ordnung.“

„Seltsam“, sagt der Arzt vielleicht und knackt nervös mit den Fingern. „Gibt er ihm irgendeine Medizin?“

„Er flößt ihm zu trinken ein“, erwidert der Diener. „Vielleicht mischt er ein Heilmittel in den Trank.“

„Dann frage ich anders: Verläßt er das Kloster?“ unterbricht ihn der Arzt schroff. „Geht er in den Wald und sammelt Kräuter?“

„Er verläßt das Kloster nicht“, antwortet der Diener und senkt schuldbewußt den Blick, weil er nicht erkunden konnte, was sein älterer Verwandter und Herr gerne gewußt hätte.

„In ein paar Tagen gehst du ins Kloster und bringst in Erfahrung, ob der Fürst schon tot ist“, ordnet der Arzt an, blickt auf die nassen Scheiben, lauscht dem Rauschen hinter dem Fenster und vernimmt mit einemmal die hohen Stimmen von Frauen, die die Totenklage anheben. So weinten die

Frauen, als sein Vater, ebenfalls ein großer Arzt, der seine Erfahrungen und Geheimnisse an den Sohn weitergegeben hatte, gestorben war. Eine Stimme steigt jäh hinauf, wird dünner und dünner, wie eine goldene Saite, und schwingt voll Trauer und Schmerz – stets hört der Armenier diesen Ton, wenn Trauer ihn überfällt, stets hört er diese klagende Stimme. Wieder steht Agapits flammender Blick vor seinem inneren Auge, und er grübelt. So ist das Leben nun. Die Menschen laufen ständig miteinander um die Wette. Wer siegt, wird bejubelt, wer zurückbleibt, mißachtet.

Und er sieht die vielen Menschen und Völker vor sich, die unsere Erde bewohnen. Die Völker laufen in großen Scharen miteinander um die Wette, und im eigenen Volk laufen einzelne Menschen vornweg. Und der Armenier hört vielleicht das Trappeln von vielen Füßen, gleichförmig, unablässig, so als sei die Erde eine weite Steppe und die Völker Pferdeherden.

Vielleicht schließt der armenische Arzt am Fenster die Augen, und der armenische Diener verläßt in diesem Moment den Raum, stöhnt heiser auf, schüttelt den Kopf, beißt sich auf die Lippen und knirscht mit den Zähnen.

## 5

Eine Woche später, gegen Abend, strömten die Mönche zu Swjatoschas Zelle: an der Spitze der Abt, hinter ihm Polikarp, dann die anderen Brüder. Sie kamen nur langsam voran, denn mit dem leichten Nieselregen blies ihnen scharfer, durchdringender Wind entgegen. Die Mönche hielten die Gesichter gesenkt, und ihre nassen Münder flüsterten hastig Gebete. Sie baten wohl um besseres Wetter.

Auf der Schwelle von Swjatoschas Zelle stand schon Agapit, und die Mönche hielten überrascht inne, als sie das seltsam veränderte Gesicht ihres Klosterbruders sahen. Agapit war ziemlich unscheinbar, aber wie er so breitbeinig vor der

Tür stand, ging eine große Kraft von ihm aus. Und obwohl alles ringsum grau und verhangen war, strahlte sein Gesicht wie die Sonne. Das verblüffte die Brüder, und sie verneigten sich vor dem leuchtenden Gesicht und der Kraft dieser – so schien es jedem – großen Gestalt.

„Wie steht es um unseren Bruder Nikolai?“ fragte der Abt der Form halber, denn die Antwort wußten bereits alle.

„Bruder Nikolai geht es besser. Er hat heute schon gesprochen und ist gerade zum erstenmal aufgestanden, um zu beten.“

Er sprach die Worte nicht, er sang sie geradezu. Sein unverhohlener Triumph war mir fast peinlich, und ich wandte mich ab. Da entdeckte ich ganz in der Nähe, im Schutze einer Eiche, den Diener des Armeniers, der den Hals neugierig reckte.

„Stören wir den Bruder Nikolai auch nicht beim Beten?“ fragte der Abt.

„Nein“, sagte Agapit. „Er hat noch nicht angefangen.“

Er drehte sich um, trat in die Zelle zurück, und die Brüder folgten ihm.

Swjatoscha lag auf den Knien und schlug ein um das andere Mal die Stirn zu Boden. Die Mönche stellten sich entlang der Wände auf und warteten geduldig.

Dann versuchte Swjatoscha sich zu erheben. Agapit und ich eilten ihm zu Hilfe.

„Geht es dir gut, Bruder Nikolai?“ fragte der Abt.

„Wenn ich zu Gott beten kann, geht es mir gut.“

„Spürst du nicht deine Todesstunde nahen?“ forschte der Abt.

„Ich spüre, daß die Kräfte zu mir zurückkehren“, entgegnete Swjatoscha.

Er war allerdings noch sehr schwach und hing schwer in unseren Armen.

„Etwas Großes hat sich in unserem Kloster ereignet, Brüder“, verkündete der Abt, und Polikarp nickte zustimmend.

„Unser Bruder Agapit hat ein Wunder vollbracht, und das wird ihm für alle Zeiten angerechnet werden.“

Ein Raunen ging durch die Gruppe der Mönche, die Kutten raschelten. Agapit stand mit bescheiden gesenktem Blick.

„Nicht meine Kraft hat das bewirkt, sondern Gottes Kraft“, sprach er feierlich. „Hätte Gott mir nicht geholfen, wäre unser geliebter Bruder schon tot. Die Kraft meines Gebetes hat ihn wieder auf die Beine gebracht, Brüder!“

„Ruft den Diener des Armeniers“, befahl der Abt, und ich als Jüngster lief, den Auftrag auszuführen. Es regnete bereits in Strömen, und ich sah den Diener nur noch wie durch eine Nebelwand. Kopf, Gesicht und Schultern dem Wirbel von kleinen Tropfen aussetzend, ging ich entschlossen auf die verschwommene Gestalt zu.

Der Diener war fast völlig durchnäßt. Sein schwarzes Gewand glänzte im trüben Licht des Tages, seine Miene drückte Besorgnis aus.

„Ist der Fürst tot?“ hauchte er.

„Zum Glück nicht“, erwiderte ich voller Freude. „Komm mit, der Abt läßt dich rufen.“

Er schien zu zögern, blickte hinter sich auf die düstere graue Klosterwand. Dann aber setzte er sich so rasch in Bewegung, daß ich kaum durch das nasse Gras folgen konnte.

Inzwischen hatte man Swjatoscha wieder zu Bett gebracht, doch er saß aufrecht.

„Bist du der Diener des armenischen Arztes?“ fragte der Abt mit feierlicher Stimme.

Der Diener nickte stumm.

„Geh zu deinem Herrn und richte ihm aus, daß er in seine Heimat zurückkehren soll. Wir haben einen besseren, weiseren Heilkundigen als ihn.“

Agapit hob die Augen: sie glänzten, und um seinen Mund spielte ein Lächeln.

„Sag ihm, daß er nicht voraussagen, sondern heilen soll“, fügte er mit lauter Stimme hinzu.

„Wundertätige Kräfte stecken in den Pflanzen“, sagte Agapit nachdenklich zu seinem Vater, der mit ihm vor der Tür saß. „Wie vielen Menschen habe ich damit schon das Leben gerettet. Sogar einen Tausendschaftsführer brachten sie zu mir. Der Armenier hatte ihm nur noch acht Tage gegeben. Ich habe ihm eins von Euren Kräutern gereicht, und er wurde gesund.“

„Die Großen der Welt kommen nicht mehr zu mir“, sinnierte der Vater laut. „Nur noch die Ärmsten. Aber so gefällt es mir besser.“

Der Regen hatte aufgehört, und der Mond schien hell. Feucht glänzten Erde und Blätter ringsum.

„Einst hattet Ihr versucht, mich Eure Kunst zu lehren. Ich konnte sie nicht begreifen.“

„Weil du kein gutes, der Welt zugewandtes Herz hattest“, erwiderte der Greis. „Pflanzen wachsen, wie der Mensch, zum Guten und zum Bösen. Eine Pflanze vergiftet, die andere nimmt das Gift fort; eine gibt Leben, die andere tötet es. Die Kunst besteht nicht darin, die Pflanzen zu kennen, sondern sie auf richtige Weise zu mischen.“

„Aber es dauert lange, bis man diese Kunst beherrscht“, meinte Agapit gedankenvoll. „Wie lange braucht man mindestens dazu, Vater?“

„Ein ganzes Leben, mein Sohn.“

„Dann schaffe ich es nicht.“ Agapit winkte lächelnd ab. „Und gibt es wirklich Pflanzen, die Gift auflösen?“

„Nicht einzelne Pflanzen, sondern die Mischung macht es“, belehrte ihn der Vater. „Schön klingt ein Lied, wenn ein Mensch es singt, noch schöner, wenn ein ganzer Chor es singt.“

Alles lag in gleißendes Mondlicht getaucht. Die Bäume ringsum waren zu dunklen Riesen erstarrt, und im Gras funkelte dichter Tau.

„Nie kommst du am Tage zu mir“, sagte der Vater. „Als ob du hinter jenen grauen Mauern das Licht fürchtest.“

„Ich habe Angst, daß mir jemand folgt“, bekannte Agapit. „So schleiche ich mich nachts aus dem Kloster.“

„Du lebst also mit der Lüge?“

„Ihr wißt selber, daß die Lüge zwei Seiten hat, so wie Eure Pflanzen sie haben. Die eine ist zum Bösen, die andere zum Guten. Ich tue niemandem Böses, ich möchte nur Belohnung für meine gute Tat.“

„Ist der Seelenfriede keine Belohnung?“

„Menschlicher Ruhm ist Belohnung. Dieser Ruhm gebührt allerdings Euch, nicht mir. Würdet Ihr ihn annehmen, Vater? Ihr solltet den neuen Gott anerkennen und zusammen mit mir im Kloster leben. Ihr könntet gehen, wann immer Ihr wollt, um Eure Kräuter zu sammeln, so wie es Prochor getan hat, der aus Melde Brot buk.“

Reglos saß der Vater da. Der Mond beschien sein bleiches bärtiges Gesicht, und die Augen glänzten dunkel.

„Mein Glaube gibt Freiheit, Söhnchen“, sprach er weich. „Deiner nimmt sie. Außerdem...“

Er zögerte.

„Was, außerdem?“ ermutigte ihn Agapit.

„Ach, nichts... Ich wollte nur sagen, daß mir der Seelenfriede genug ist.“

„Das ist auch Lüge, Vater.“

„Aber wiederum nichts Böses“, meinte der Vater lächelnd. „Das einzige, was ich mir früher gewünscht habe, ist, daß du bei mir wärst. Jetzt kommst du wieder zu mir, und mehr will ich nicht.“

„Weil ich jetzt ohne Euch nicht auskomme“, stellte Agapit mit einem bitteren Lächeln fest. „Alle nennen mich den Heilkundigen.“

Während der ganzen Unterhaltung hatte seine Stimme traurig und nachdenklich geklungen. Bewirkten es der Mond am Himmel oder der Regen, der gerade niedergegangen war,



daß er sich wieder in den kleinen Jungen verwandelte, der neben dem einsamen, überaus weisen alten Mann aufgewachsen war? Für ihn, den Jungen, war er eher Großvater als Vater gewesen, und stets hatte Agapit gewußt, daß er nie so groß und weise werden würde. Stets hatte er voller Ehrfurcht, Angst und Selbstanklage zu diesem uneinnehmbaren Berg aufgeblickt, stets war er sich klein und nichtig vorgekommen. So sah er auch jetzt aus einem Augenwinkel auf das klare, ruhige und unendlich weise Gesicht und spürte: Sogar wenn er sein Leben dafür hergeben würde, um wenigstens etwas von dem zu erhalten, was dieser im Mondlicht silbrig leuchtende Kopf wußte – er würde nichts erreichen! Und wieder überkam ihn, wie damals als kleinen Jungen, eine fast schwindelerregende Furcht vor dem abgründtiefen Verstand des Vaters. Darum war er auch vor ihm geflohen und hatte die Mönchskutte angelegt, aber immer spürte er die Gegenwart des Vaters. Mitunter schien ihm, als hasse er seinen Vater mehr, als daß er ihn liebe, obwohl er, wenn er ihn lange nicht sah, sich nach ihm sehnte – daher hatte er auch heimlich den Gang gegraben, um zu ihm zu gelangen. Ich bin immer noch der kleine Junge, dachte Agapit, und unterdrückte ein plötzliches Würgen in der Kehle. Aber wie schön ist es doch, sich hin und wieder als kleiner Junge zu fühlen!

Und doch wollte er gerade jetzt, da ihn der menschliche Ruhm berührte, daran glauben, daß er vielleicht genauso werden würde wie sein Vater. Er betrachtete ihn verstohlen: ein weißhaariger uralter Mann saß neben ihm. Agapit erschrak. Und wenn der Vater nicht mehr lange zu leben hatte? Was sollte werden, wenn er, der andere heilte, nicht wußte, wie er sich selber zu heilen hatte? Kalter Schweiß brach ihm aus, er hätte sich am liebsten dem Greis vor die Füße geworfen. Wenn der Vater jetzt nur wieder die Augen aufmachte!

„Menschlicher Ruhm“, sagte der Alte und öffnete die Augen, „ist wie gegorener Honig. Heute erhebt er dich, und morgen erfüllt er dich mit Bitterkeit. Heute heilt er, und

schon morgen kann er töten. Wer heute noch vor dir auf den Knien liegt, kann morgen schon dein ärgster Feind sein. Die Ruhmreichen dieser Welt schreiten auf des Messers Schneide – arm sind sie dieserhalb! Sie sind von Unruhe und Rastlosigkeit geplagt, denn sie können sich nicht von ihren Geschäften lösen und werden von diesen aufgefressen. Daher finden sie keinen inneren Frieden. Ich habe Angst um dich, mein Sohn.“

Aber Agapit hatte seine trübe Stimmung schon überwunden. Eine Szene stand deutlich vor seinen Augen: Regen hüllt die Erde ein, und durch den grauen Schleier trottet demütig eine schwarze Reihe von Mönchen. Er steht vor der Zelentür, und sie bleiben stehen und starren ihn verzückt an.

„Die Ruhmreichen dieser Welt müssen immer etwas vor-täuschen“, sagte Agapit. „Es ist wie ein Spiel von Gauklern, und wie im Gauklerspiel kann die Handlung ganz einfach sein. Ruhm zu erwerben ist einfacher, als die Weisheit zu erlangen, die Ihr besitzt, Vater. Sie führt von den Menschen weg.“

Der Greis seufzte schwer auf. Irgendwo im Wald schrie eine Eule, und wie ein Echo raschelte das naßglänzende Laub.

„Wer dem Ruhm nachjagt, ist ein Sklave, mein Sohn!“ flüsterte der alte Mann.

Er erhob sich, trat ins Haus und kam mit einem irdenen Töpfchen wieder, das mit einem Tuch zugebunden war. Stumm reichte er es dem Sohn, dann wandte er jäh das Gesicht dem rauschenden Wald zu.

7

Zur gleichen Zeit stand vielleicht der Armenier am Fenster und betrachtete in der Glasscheibe sein Spiegelbild. Er sah einen nicht mehr jungen Mann mit Falten im Gesicht, sah das Licht der drei Kerzen, die hinter ihm auf dem Tisch standen, und hing traurigen Gedanken nach, die der Regen herbeige-

weht hatte. Was bedeutete in dieser Welt jemand, der seinen guten Ruf verloren hatte? Immer weniger Menschen kamen zu ihm, sie zogen statt dessen ins Kloster zu diesem unscheinbaren Frechling, der irgendein ärztliches Geheimnis kennen mußte. Er wußte bereits, daß Agapit mit Pflanzen heilte und daß in diesen Pflanzen seine Stärke lag.

Bemüht, geräuschlos zu hantieren, stellte der Diener Wein, Fleisch und Hirsebrei auf den Tisch, während der armenische Arzt, wie immer in solchen Fällen, in seiner Muttersprache laut dachte.

„Bisher sind alle Kranken, die er behandelt hat, gesund geworden, sogar solche, von denen ich sicher war, daß sie sterben würden. Warst du beim Stadtältesten?“

„Ja, er ist bereit, dir einen zum Tode Verurteilten zu überlassen“, antwortete der Diener.

„Ich muß erreichen, daß einer von seinen Kranken stirbt“, sann der armenische Arzt weiter. „Der Ruhm, den er verbreitet, schadet mir. Ich glaube nicht an seine Heilkünste.“

„Aber die Kranken werden wirklich wieder gesund“, wandte der Diener ein.

„Weil er um ein Geheimnis weiß. Irgendeine Pflanze ist den Ärzten bisher unbekannt. Wenn aber ein Mensch tot vor ihm umfällt, sehen alle, daß er doch nicht allmächtig ist.“

„Nach der Geschichte mit dem Tausendschaftsführer wenden sich auch die Reichsten der Stadt an ihn. Wir werden bald unser Bündel packen müssen.“

„Das werden wir nicht tun“, fuhr der Arzt auf. „Obwohl uns hier wohl tatsächlich ein harter Kampf bevorsteht. Ich muß es schaffen, daß jemand an den Heilkünsten des Mönchs stirbt.“

Er drehte sich wieder zum Fenster um und erblickte plötzlich in der Glasscheibe den kleinen schwächlichen Mann mit dem brennenden Blick. Trauer brodelte in ihm auf, und eine graue Schlange ringelte sich um sein Herz. Draußen war der Mond aufgegangen, in seinem Licht blinkten die nassen Dä-

cher, und in den Pfützen spiegelten sich so viele Monde, wie es Pfützen gab. Da sah der Armenier, wie Krieger den Todgeweihten herbeiführten, einen hochgewachsenen Mann mit wehmütig gesenktem Blick, der wußte, daß er ein letztes Mal diese Monde in den Pfützen zählen würde. Es war ein Mörder – er hatte die Hand gegen einen reichen Herrn erhoben.

Der Armenier wandte sich vom Fenster ab, ging zum Feuer, das der Diener entfacht hatte, und stellte einen kupfernen Becher mit Gift davor, um es zu erwärmen.

„Dieses Getränk tötet in zwei Tagen“, sagte er zu seinem Diener. „Danach hilft keine noch so wundertätige Pflanze dem Mörder mehr.“

Er verschränkte die Finger, knackte mit den Gelenken, als wolle er sie brechen, und blickte zur Tür, durch die bereits der Todgeweihte in Begleitung dreier finster dreinblickender Männer trat.

„Man hat mir gesagt, du möchtest noch ein paar Tage leben?“ fragte ihn der Arzt.

„Ich möchte Abbitte tun für meine Sünden“, antwortete der Mann und ließ seine Augen zwischen dem Arzt und seinem Diener hin und her huschen.

„Das kannst du haben“, erwiderte der Arzt. „Nimm diesen Kräutertrank zu dir.“

Der Todgeweihte streckte furchtsam die Hand nach dem Becher aus.

„Was ist das?“ fragte er mit heiserer Stimme.

„Gift, das dich ohne Qualen in zwei Tagen getötet haben wird.“

Da weiteten sich die Augen des Mannes, und er stürzte zum Fenster, um hinauszuspringen. Aber schon hatten die drei starken Begleiter ihn eingeholt und drehten ihm die Arme herum.

„Wendet das Gesicht nach oben“, befahl der armenische Arzt.

Die Begleiter überwältigten den Mann, hielten ihn an

Armen und Beinen fest. Der Diener des Armeniers sprang herbei, drückte ihm den Mund mit einem Messer auseinander, und der Arzt schüttete eilig den Trank hinein.

„Und jetzt bringt ihn ins Kloster, dort kann er beten!“ ordnete er an und hielt die Hände über die Schüssel, damit der Diener ihm Wasser darübergieße.

8

Er lag, die Arme ausgebreitet, auf den Steinfliesen der Kirche und weinte. Und mit ihm weinte der Himmel: es regnete schon den ganzen Tag. Durch das geöffnete Portal drang Rauschen und Prasseln, und als die Mönche zur Andacht hereintraten, erhob sich der Todeskandidat auf die Knie und schlug immer wieder die Stirn zu Boden.

„Was grämst du dich so, Mann?“ Agapit beugte sich über ihn.

„Ich bin ein Missetäter, Vater. Man hat mich zum Tode verurteilt, und ich habe bereits den Giftbecher getrunken.“

„Wann ist denn deine Frist abgelaufen?“

„Morgen“, sagte der Mann. „Ich kann dieses Warten nicht länger ertragen. Kein Gebet fällt mir ein. Alles schreit und weint in mir.“

„Wer hat dir das Gift gegeben?“

„Der armenische Arzt.“

Ringsum standen die anderen Mönche und lauschten.

„Wofür bist du bestraft worden?“ erkundigte sich Agapit weiter.

„Ich bin unschuldig. Man behauptet, ich hätte einen reichen Herrn erschlagen, weil er sich an meiner Frau vergriffen hat. Dabei hat er sich selbst umgebracht.“

„Und was ist mit deiner Frau?“

„Er hat auch meine Frau umgebracht“, sagte der Todgeweihte schluchzend. „Soviel Unglück ist über mich Unschuldigen hereingebrochen!“

Ich sah mir den Mann näher an. Er hatte ein böses, raubtierhaftes Gesicht, und seine Tränen schienen mir nicht echt. Agapit aber bemerkte es nicht.

„Ich wende mich an euch, Brüder“, rief er feierlich. „Dieser Mann steht an der Schwelle der Reue.“

„Ich stehe an der Schwelle des Todes, Vater“, sagte der Gefangene weinend.

„Du brauchst den Tod nicht zu fürchten“, ließ sich Jeremia aus der Tiefe der Kirche vernehmen. „Der Tod ist eine Erlösung für den Menschen.“

Agapit wandte sich heftig zum Abt um. Seine Augen flammten.

„Erlaubt Ihr, Vater Abt, daß ich diesen Mann rette?“ bat er.

„Der Mann hat den Giftbecher geleert“, wandte der Abt ein.

„Das weiß ich“, bestätigte Agapit hastig. „Erlaubt Ihr trotzdem, daß ich ihn rette? Wir behalten ihn als Klosterknecht hier. Steh auf, Mann! Willst du sterben oder willst du Klosterknecht werden?“

Der Todgeweihte fiel Agapit zu Füßen.

„Ich will Knecht werden, Vater. Rette mich, Vater, ich bitte dich! Rette mich um Gottes willen, denn in mir brennt schon das tödliche Feuer.“

„Komm mit mir“, befahl Agapit, wandte sich jäh um und ging zum Ausgang.

Der Missetäter lief hinter ihm her. Es war ein seltsamer Anblick. Vornweg ging der kleine schwarze Mönch mit langen Schritten und stolz erhobenem Kopf, hinter ihm trippelte der große Kerl, gebeugten Rückens, um kleiner zu erscheinen, und mit dem Ausdruck eines Hundes, der um Futter bettelt. Ihnen folgten eilig die anderen Mönche, die ein neues Wunder erwarteten, und zum Schluß ich, weil mir das Ganze schon damals nicht recht gefiel. Ich war sicher, daß der Mann schuldig, daß das Blut an seinen Händen noch nicht einmal ge-

trocknet war. Nun würde er Knecht werden, und wenn ihn jemand schlug, war es das gleiche, als schläge man Vieh.

Ich ging hinter der Prozession, auf die der Regen nieder-  
rauschte, und meine Kleider wurden naß. Führt Agapit Gutes  
oder Böses im Schilde? fragte ich mich. Befindet sich jener  
Missetäter wirklich auf dem Wege der Rettung, oder zieht er  
nur Vorteile aus der sich bietenden Gelegenheit? Aber auch er  
ist ein Mensch, dachte ich. Auch er möchte den Himmel, die  
Sonne, die Erde sehen, möchte nicht zum letztenmal solchen  
Regen auf dem Gesicht spüren. So kämpften Mitleid und  
Mißtrauen in mir, denn jeder läuft gerne mit nackten Füßen  
durchs Gras. Da sind sie, die Freuden am gewöhnlichen  
menschlichen Dasein! dachte ich. Und auch der kann sie spü-  
ren, der einen anderen dieser Freuden beraubt. Wie schön ist  
doch, trotz des strömenden Regens, unsere Welt: der Hof  
voller Pfützen, das nasse, biegsame Gras, das schon Samen  
treibt, das Wasser, das sich vom Himmel ergießt und alles er-  
frischt und verjüngt! Wer weiß, dachte ich, vielleicht nagt es  
ganz umsonst an meiner Seele, vielleicht ist das, was hier ge-  
schieht, tatsächlich rühmenswert, denn Menschen, Tiere, In-  
sekten, Vögel und Bäume, Pflanzen und Gewässer sind eines  
Ursprungs und münden in einen Körper, dessen Name Mut-  
ter Natur ist, die man auch Gott nennen kann. Wenn es so ist,  
sind wir in ihm und Teil von ihm. In dieser Welt ist alles auf  
vielfältige Weise miteinander verflochten. Daß es Todge-  
weihte und Agapits und auch diese schwarzgekleideten Män-  
ner gibt, muß vielleicht so sein; es sind alles Zellen eines riesi-  
gen Wabenbaus, der wiederum Gott ist. Wir wissen so wenig  
über diese Welt, kann man sie da verurteilen oder preisen?  
Klugheit und Dummheit, Barmherzigkeit und Grausamkeit –  
das sind Zellen eines Geistes.

Ich zweifelte. Ich begriff nicht endgültig die Ursache mei-  
nes Zweifels, denn da war etwas, was meinem Herzen wi-  
dersprach. Etwas bedrückte mich, und ich konnte in jenem  
Augenblick keine guten Worte in mir finden. Obendrein war

ich jung und wußte zuwenig von menschlicher Heuchelei, denn sowohl Agapit als auch der Missetäter, der gehorsam wie ein Hund hinter ihm hertrattete, heuchelten. Ich wußte damals noch nicht, daß der Mensch Gott und Bestie in einem ist, daß heute das eine, morgen das andere überwiegt, daß der Mensch, sobald er Gott in sich vernichtet, zur Bestie wird, und zu existieren aufhört, sobald er die Bestie in sich vernichtet.

Agapit war indessen vor seiner Zelle angelangt und ging hinein. Der Todgeweihte blieb an der Schwelle stehen, auch wir verharrten draußen. Der Regen rann auf uns nieder, wir bemerkten ihn nicht. Gleich darauf erschien Agapit wieder in der Tür, in der Hand einen Becher, den er in den Regen hielt.

„Hier, trink das!“ befahl er dem Mann. „Es wird das Gift aus deinem Körper spülen!“

Mit bebenden Händen nahm der Missetäter den Becher und trank gierig. Regentropfen flossen über sein Gesicht, und der große Adamsapfel hüpfte auf und ab.

Agapits Gesicht leuchtete auf, so wie damals, als er Swjatoscha gerettet hatte.

„Ich wende mich an euch, Brüder“, rief er laut. „Der heilige Regen hat ihn vom Gift befreit, und ich schenke ihn euch.“

Er hob den Kopf, seine Augen funkelten siegesgewiß, während mich mit einemmal Trauer überkam. Da waren sie, die irdischen Freuden! Der eine reckt stolz das Kinn, und der andere krümmt vor ihm den Rücken. Möge Leid über die Sieger kommen! dachte ich damals. Ein wildes Tier wächst in ihnen!

Ich bemerkte aber auch etwas anderes: Der Missetäter kniete seitlich von mir, und ich sah, daß er, durch die an ihm verübte Barmherzigkeit zu Boden geworfen, keine Freudentränen vergoß. Der vom Schicksal Vernachlässigte blickte auf zu dem Glücklichen, dem Erleuchteten, zu seinem Retter, schaute ihn durchdringend an, bis der glückliche Sieger diesen messerscharfen Blick, in dem das gelbe Feuer des Hasses



brannte, spürte. Agapit fuhr zusammen und wandte den Blick als erster ab: er hatte das wilde Tier gesehen, das er soeben aus dem Käfig gelassen hatte und das schon den ersten Schritt tat, um seinen im Käfig gezüchteten Hunger zu stillen. Im Innersten erschreckt, schlug der Retter ein Kreuz in die Weite mit ihrem Regen, ihren Menschen und dem grauen Dunstschleier.

welches von dem überaus duldsamen  
Klausner Joann berichtet,  
der mit der Fleischeslust kämpfte

## 1



ch denke oft und viel über die menschlichen Leidenschaften nach. Die Welt ist von ihnen durchwoben, und der Mensch ist ihr ewiger Gefangener. Schon wo zwei Menschen zusammenkommen, treten Leidenschaften zutage. Nicht immer sind sie eindeutig, doch werden unsere Taten auf die Waagschale gelegt, und nicht immer errät man, wohin sich die Schale neigt. Das eine hassend, lieben wir zärtlich das andere – ein ständiger Kampf tobt in uns. Einige wissen darum, aber die meisten sind ahnungslos; die Leidenschaften sprudeln in ihnen wie Wasser, das sich, blau und schwarz, miteinander vermengt – so entsteht das Meer des Lebens, auf dem die Boote unserer Schicksale treiben. Es gibt in der Welt keine wahrhaft Heiligen, ebensowenig wie es wahrhaft Sündige gibt. Es gibt in der Welt keine reine Bosheit und keine reine Liebe – Tierisches und Göttliches bestimmen unser Sein. Die darum wissen, sind nicht besser als die, die nicht daran denken – das Gleichgewicht der Schalen wird dadurch nicht gestört.

Hier im Kloster habe ich nicht wenige erlebt, die die Mönchskutte nur deshalb angelegt haben, weil sie Angst haben, diesen Wettstreit nicht durchzustehen. Der erste von ihnen bin ich. Ich konnte in der Welt keinen Platz finden, zu sehr schmerzten mich die irdischen Leiden, zu sehr war ich von ihnen durchdrungen. Ich betrieb vielerlei weltliche Dinge, aber an nichts blieb meine Seele haften. Mein Ich war

voller Weh und Tränen. Im Kloster traf ich nun Menschen meinesgleichen, und wir trauerten und weinten gemeinsam. Aber diese Tränen läutern nicht, sondern quälen, denn diejenigen, die vor den Leidenschaften fliehen, fliehen gleichsam vor ihrem eigenen Schatten. Der Schatten aber folgt uns, schwarz und unerbittlich, und soviel man ihn auch mit den Füßen treten mag, er geht immer hinter, manchmal auch vor uns her. Der Schatten ist der ewige Begleiter des Lichts – eine einfache Wahrheit! Manch einer, der Angst vor seinem eigenen Schatten hatte, versuchte auch das Licht zu zerstören und ist dabei in den düstersten Schatten gefallen, denn die Leidenschaften sind gleich geblieben seit Menschengedenken. Daher sage ich: In seinem Hochmut versucht der Mensch, sich über Gott zu erheben, obwohl er doch zu Asche wird. Statt gute Taten auf Erden zu vollbringen, kämpft er gegen seinen Körper und somit gegen Gott, der dem Menschen den Körper gegeben hat. Statt in Harmonie mit seiner Natur zu leben, gibt sich der Mensch großem Leiden hin, denn er hat gewaltige Furcht vor dem Tode. Wer seine Leidenschaften bekämpft, verfällt in noch größere Leidenschaften, wer gegen seine eigene Natur angeht, frevelt gegen Gott – weil er nämlich an der Macht der göttlichen Vorsehung zweifelt.

Daher erkühne ich mich, diese Lehre zu erteilen: Hinterlaßt gute Taten auf Erden, und sie werden das Böse aufwiegen, das ihr willentlich oder unwillentlich begeht, denn spricht man von Gott, so sind Liebe und gute Taten sein Name. Liebt ihr eure Frau, eure Kinder und euren Nächsten, so seid ihr in Gott, entbrennt ihr aber in Haß, so verschlingt euch die Bestie in euch. Ihr sollt euren Körper weder lieben noch hassen – laßt ihn um seiner Natur willen leben; ihr erfüllt damit die göttliche Vorsehung.

Wenn ich daran denke, treten mir die Tränen in die Augen: Wie wenige Menschen beherzigen das! In wie vielen Menschen brennt doch das Feuer des Hasses, des Neides und der Gleichgültigkeit – und das sind gerade die, die von der göttli-

chen Vorsehung sprechen! Und so kann ich mich auch nicht enthalten, auf diesem Blatt Pergament zu verkünden: Hütet euch vor Lüge und Heuchelei! Der Schlimmste unter uns ist der, dessen Lippen von Güte und Liebe reden, während seine Hände schmutzig sind. Wer ein Messer unterm Gewand birgt, kann nicht lieben, auch wenn in ihm göttliches Feuer brennt. Lernt, Gott und die Bestie in euch im Gleichgewicht zu halten, sonst wird euch die eigene Natur verschlingen!

## 2

All diese Dinge gingen mir durch den Kopf, als ich an die Geschichte vom Klausner Ioann dachte, die mir der inzwischen verstorbene Issaaki durch das kleine Fensterchen seiner Zelle erzählt hatte. Ich selber habe Ioann nicht mehr kennengelernt, denn er zog sich in eine Höhle zurück, als ich noch ein junger Mann war, und ging dort unten von dieser Welt, als ich gerade die Mönchsweihe empfangen hatte. Dort unten ist er auch geblieben, und sein Fensterchen wurde zugemauert wegen der schlechten Luft, die der Zelle entstieg.

Ioann war von jeher schüchtern gewesen und hatte sich keinem Mädchen, keiner Frau zu nähern gewagt. Jedesmal loderte eine Flamme in ihm auf, er bebte am ganzen Leibe und war wie gelähmt. Ioann schämte und grämte sich sehr wegen dieser Schwäche. Wenn er sie spürte, rannte er vor die Stadt, warf sich ins Gras und weinte lange, das Gesicht an den Boden gepreßt, wie ein Kind. Aber der Geruch der Erde erinnerte ihn ebenfalls an den Körper einer Frau, er sprang auf und floh. Doch wohin soll ein Sterblicher vor der Erde fliehen, wenn er ihr selber entstammt?

Dieses Feuer in ihm brannte besonders stark an einem Spätnachmittag, als der Westen ganz in Flammen stand, als die goldenen Strahlen der Sonne im Wasser spielten und es in Brand setzten. Am Fluß sah er eine blumenübersäte grüne Wiese und auf ihr vier Mädchen aus seiner Nachbarschaft.

Die Mädchen pflückten Blumen, schwenkten die Sträuße, verschlangen die Arme ineinander und drehten sich langsam im Kreise. Unter ihnen entdeckte er auch die hübsche Nastka, deren Anblick ihn stets in zitternde Erregung versetzte. Sie trug ein weißes Kleid, und als sie ihren Kopf mit dem schweren Zopf in die Richtung drehte, wo er sich versteckt hielt, und er ihren lachenden Mund mit den perlmuttglänzenden Zähnen sah, durchfuhr ihn ein Schmerz, scharf wie ein Pfeil, und er verlor das Bewußtsein. Ioann kam wieder zu sich, als das rotglühende Feuer auf dem Wasser erloschen war und der Fluß eine graublaue Färbung angenommen hatte. Die dunkel gewordene Wiese hatte sich geleert, nur in der Luft lag ein zarter Duft, und er begriff, daß es der Duft der Mädchen war. Seine Nasenflügel bebten, und süße Schwere überkam ihn, als er durch den abendlichen Tau zu der Stelle ging, wo er den Mädchenreigen beobachtet hatte. Und ihm schien, als sähe er die Halme, von denen die Mädchenhände die Blumen gerissen hatten, und sie quollen immer noch über vor Saft. Ihm schien, er sähe im Gras die nackten Mädchenfüße und spüre den Duft ihrer Sohlen. Alles duftete so sehr nach Mädchenkörpern, daß er einen Halm abriß, ihn zerrieb und daran roch, um diesen Duft zu zerstreuen. Dann ging er zu der Stelle am Fluß, an der die Mädchen mit den Beinen im Wasser geplantscht hatten; er hatte diese Beine gesehen, während er halbohnmächtig in seinem Versteck saß: sie leuchteten seidigweiß. Im Sand erblickte er die Abdrücke ihrer kleinen Füße, und jede Vertiefung war gleichsam mit duftendem Öl übergossen. Er warf sich zu Boden und sog den betäubenden Duft ein. Eine seltsame Glut durchfuhr ihn; er legte sein Gesicht in den Sand und wälzte sich hin und her. Dabei rannen ihm Tränen über die Wangen, und er spürte, wie die ganze Abenddämmerung von dem Duft der Mädchen durchdrungen war: Erde, Wasser, Tau und Sand. Voller Angst und Erregung eilte er nach Hause, um sich einzuschließen und zu verstecken. Aber er schlief die ganze Nacht nicht. Schloß er die Augen,

sah er den wie mit Gold übergossenen Fluß vor sich, die grüne Wiese und die weißgekleideten Mädchen und vor allem Nastka, die wußte, daß er sich im Gebüsch versteckt hielt. Die ganze Nacht hörte er ihr helles Lachen, sah den Mädchenkopf, der, durch die Schwere des Zopfes zurückgeworfen, ein Lachen in seine Richtung sandte, und Furcht bemächtigte sich seiner. Er schlug die Augen auf: in seinem Zimmer war es stockdunkel, trotzdem erblickte er ganz hinten in der Ecke dieselbe Schar Mädchen, nur diesmal nackt. Sie hielten sich bei den Händen und wiegten sich im Kreis, langsam, weich, geschmeidig; ihre festen Brüste leuchteten vor seinem geweiteten Blick, und er sah die schlanken, festen Beine. Auf einmal wurde ihm die Luft knapp, er riß sich das Hemd über der Brust auf, fiel vielleicht auch in Ohnmacht, tauchte wie ein Boot in aufgewühlte goldene Wellen, glaubte, sein Körper verflüssige sich und ergieße sich in die Nacht, so wie Milch aus einem Topf schwappt. Dann durchbohrte ihn ein scharfer Schmerz, ähnlich dem, den er am Flußufer erfahren hatte. Es schüttelte ihn. Mit einemmal war das verführerische Bild verschwunden, war die süße Schwere in seinem Leibe fort. Er fiel in graue trübe Leere, deren übler Geschmack ihn fast erbrechen ließ.

Am Morgen erwachte er mit schwerem Kopf, blaß und übernächtigt, und die erste Frau, die er vom Hof aus erblickte, rief Entsetzen in ihm hervor, und mit einer Grimasse des Ekels wandte er sich ab.

Mein Gott! dachte er. Warum versuchst du mich so?

Er erhielt keine Antwort und ahnte, daß er verloren war, wenn ihm keine Erlösung zuteil wurde.

### 3

Er ging in die Kirche, in der sein Onkel Pope war, und beichtete ihm seine Sorgen. Der Gottesdienst war gerade zu Ende, sie standen vor der Kirche und schauten zu, wie

orange-blaue Schatten auf die Erde fielen. Über ihnen flammten die ersten Sterne auf, und der Jüngling war voller Unrast.

„Ich fühle mich vollkommen überflüssig auf Erden“, klagte er dem Onkel.

„Du nimmst dir zuviel zu Herzen, Jakiw“ (so hieß er vor seiner Mönchwerdung), beschwichtigte ihn der alte Priester und sah auf das im Mondlicht gleißende Flößchen Potschaina. „Du bist einfach eine empfindsame Natur, du brauchst ein heißblütiges Weib.“

„Ein Weib?“ Jakiw schreckte zurück. „Meint Ihr das im Ernst?“

„Aber ja!“ Der Pope lachte, und sein Lachen klang weich und nachsichtig in der Dämmerung.

Da berichtete Jakiw dem Onkel alles ganz ausführlich, schilderte das Entsetzen, das er spürte, wenn er sich Frauen näherte, beschrieb, wie sein Herz rasend klopfte und der Körper so schwer werde.

„Ohoo!“ rief der Onkel und lachte dröhnend. „Du bist ja selber ein ganz Heißblütiger, mein Lieber!“

Da erzählte er noch weiter, sprach auch von dem Ekel, der ihn nachts packte, und davon, daß er am Tag darauf keine Frau ansehen mochte.

„Such dir ein Mädchen!“ empfahl der Alte gutmütig und ging durch die erste Dunkelheit, die der orange-blauen Dämmerung folgte, davon. Jakiw aber stand mit offenem Mund da. Er glaubte, der Onkel mache sich über ihn lustig, denn wo stand geschrieben, daß er einfach über die verbotene Mauer springen durfte, die ihn von diesen wunderlichen Geschöpfen in den langen Röcken trennte? Ihm schien, das alles würde ihn in wilde Qualen stürzen und er würde eher sterben, als das wahrzumachen, was sein Onkel ihm riet. Dann dachte er über Nastka nach, die bemerkt hatte, daß er sich im Gebüsch versteckt hielt und ihren Tanz beobachtete. Später waren sie einander ein paarmal begegnet, ihre Blicke hatten sich getroffen, und jedesmal durchfuhr es ihn wie Messerstiche.

Er erstarrte in jener ersten Dunkelheit, die in wenigen Minuten zu einer gewöhnlichen, friedlichen Nacht gerinnen würde. Und er dachte daran, wie Nastka sich aus dem Dunkel lösen, ganz dicht an ihn herantreten und in sein Herz einziehen würde wie in ein Zuhause. So stand er auf dem Hügel neben der Kirche, bis seine Gestalt mit der kühlen Dämmerung verschmolz. Eine dunkle Woge überrollte ihn, und er wäre am liebsten vor diesem Mädchen geflohen, das ihm so kühn ihre Brüste darboten und in ihn einziehen wollte, wie ins eigene Haus. Dann sah er das Mädchen lächeln, aber ihm schien es ein verächtliches oder herablassendes Lächeln zu sein.

Der Onkel war längst fort, als Jakiw sich besann und ihm nachlaufen wollte, um ihm noch einmal seine Geschichte zu erzählen und zu ergänzen, daß die Mädchen, die er nachts erblickt hatte, ganz nackt gewesen seien.

Er hatte keine Schwestern, nur Brüder. Seine Mutter war alt und ausgedörrt und für ihn keine Frau, außerdem: wie konnte er auch die eigene Mutter als Frau ansehen? Frauen füllten die Nachbarhäuser und Straßen, sie schauten aus Fenstern und hinter Flechtzäunen hervor, sie schritten ihm unerwartet mit leeren Eimern entgegen, sie hatten seltsame Augen und durchbohrten den Jungen mit ihren Blicken. Jedesmal erbleichte er, das Blut gerann gleichsam in seinen Adern, er konnte kaum ein Bein vors andere setzen, die Arme hingen schlaff herab – schwach und hilflos machten ihn diese Blicke. Nachts peinigte ihn das Fleisch. Er träumte von einem Krug Milch, und die Milch schwappte über in schwarze Leere. Danach erbebt der Körper wieder unter Kälteschauern, und er weinte, denn ringsum bogen sich nackte, junge Mädchenkörper, er aber hatte kein Auge mehr für sie. Er zitterte vor heftiger Kälte, die seinen Körper umklammert hielt, und erwachte schweißgebadet. Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich seiner Brust: er war nicht auf jener grünen Wiese, und keine Menschenseele war um ihn!

Das ging Monate so, und nach solch einer allzu stürmi-



schen Nacht stand er auf, weiß wie die Wand, zog sich mit bebenden Händen an, wollte sich waschen, aber das Wasser schien ihm trocken wie Sand. So trat er auf die Straße, sah keine von denen an, die ihm mit leeren Eimern entgegenkamen, aus dem Fenster schauten oder über den Zaun lugten, auch nicht Nastka, die vor Schreck die Hand auf den Mund legte. Barhäuptig schritt er einher und blickte aus schmalen Augen auf die Welt ringsum. Sein Gesicht war grau geworden, und einen grauen Himmel sah er über sich, als er das Höhlenkloster erreicht und unwillkürlich einen Blick nach oben geworfen hatte. Laut und vernehmlich klopfte er an die Klosterpforte. Jeremia war damals Pförtner und hörte Jakiw als erster an.

„Der Teufel will dich in Versuchung führen“, sagte er bedeutsam. Er hatte gerade erst von Prochors Trank genossen und sah die Welt ganz in Schwarz. „Wenn du ihm nicht widerstehst, wird er dich zu Tode quälen und in die Hölle zerrén.“

„O Gott im Himmel!“ rief Jakiw erschrocken aus.

„Der Teufel wohnt vor allem im weiblichen Körper“, fuhr Jeremia fort. Er hatte ein wenig zuviel von Prochors Elixier getrunken und glaubte schon die Flammen aus der Hölle schlagen zu sehen. „Und durch das Weib quält er uns am meisten.“

„Was soll ich tun, Vater?“ Jakiw rang verzweifelt die Hände.

„Du mußt dich ganz Gott hingeben“, mahnte Jeremia und blickte zu Boden. „Mußt Tag und Nacht beten und ihn um Erbarmen anflehen.“

„Aber ich bete doch schon so viel“, beteuerte der Jüngling. „Und finde trotzdem keine Erleichterung.“

„Dann betest du nicht richtig“, erklärte Jeremia. „Merke es dir gut: Die Frau ist die Verkörperung des Bösen! Sie hat die erste Sünde begangen, und durch sie ist der Fluch über die Menschen gekommen.“

„Aber es gibt doch auch gute und tugendsame Frauen!“ wagte Jakiw zu widersprechen.

„Es gibt keine guten und tugendsamen Frauen!“ zischte Jeremia. „Voller Lüge sind sie, voller Heuchelei und Unreinheit. Hast du nicht gesagt, daß sie dich erschrecken?“

„Ja, Vater“, stimmte Jakiw zerknirscht zu.

„Dann mußt du sie fliehen“, murmelte Jeremia. Mit diesen Worten versuchte er sich vor der Trauer zu retten, die ihm Prochors Trank einflöste. „Fliehe die Welt, denn sie ist lügenerisch, heuchlerisch und unerträglich. Komm zu uns, du wirst die heilige Wahrheit erfahren und Erlösung finden.“

So stand er vor Jakiw, dem späteren Ioann: schwarz, gebeugt, düster funkelnden Blickes, und wies mit dem Finger zum Kloster. Und so, gerufen von diesem Finger, trat Jakiw ins Kloster ein, um der Welt und all ihren Freuden zu entsagen, um den eigenen Namen und seine unstillbare Leidenschaft zu vergessen. Zurück blieben die Straßen und Häuser voller langhaariger Geschöpfe in langen Röcken, mit Augen, die sein Herz zerfleischten, mit jener Anziehungskraft, der er nicht widerstehen konnte. Sie glichen der lockenden Flamme, an der sich die törichtten Falter versengen. Sie waren voller Reize, die seinen Körper lähmten; sie waren schön, aber ihre Schönheit war nur dazu da, um zu verführen und ihn ins Verderben zu stürzen. Mit diesen Gedanken trat Jakiw, der schon ein wenig Ioann geworden war, ins Kloster ein. Er glaubte, auf diese Weise Gott näher zu sein, entfernte sich aber in Wirklichkeit von ihm. Er vergaß, ebenso wie Jeremia, der ihn vom Wege abbrachte, daß das Weib ein von Gott geschaffenes Wesen ist, daß ein Weib Gottes Sohn geboren hatte, ebenso wie ihn, Jakiw, und auch Jeremia; daß das Weib das große Geheimnis der Geburt in sich trägt und somit das Leben auf Erden bewahrt. Sie vergaßen, daß Eva zwar die verbotene Frucht vom Baum gepflückt, aber Adam von ihr gekostet hatte, und daß diese Tat Gott gefällig war, weil so die menschliche Art die Erde besiedelte. Die Frau gleicht unserer

fruchtbaren und reichen Erde, und obwohl sie gesündigt hat, sündigt der Mann noch mehr – er mordet, vernichtet, zertrampelt. Gott hat die Liebe in die Frau eingepflanzt, und da die Liebe in ihr wohnt, ist sie nicht von Gott entfernt, sondern in ihm. Die bösen Leidenschaften, denen der Mensch verfällt, sind irdische Leidenschaften, und nicht das Weib muß dafür verurteilt werden, sondern die Welt. Daher wage ich, der unwürdige Knecht Gottes Samen, zu verkünden, daß alles, was in Haß geschieht, des Teufels ist. Gott und Teufel wohnen nebeneinander in der menschlichen Seele, unabhängig davon, ob es die Seele eines Weibes oder Mannes ist. Wer aber wider das Leben aufsteht, erhebt die Hand gegen Gott und wird bestraft werden, denn er richtet sich gegen die Gottesmutter. Daher sage ich: Nicht zu Gott ist jener Jüngling gegangen, der zur Hälfte Jakiw und zur anderen Hälfte Ioann war, sondern von Gott weg. Von Gott war ihm eine große Leidenschaft geschenkt worden, er aber weihte sich der Finsternis, statt ein vielköpfiges, fruchtbares Geschlecht auf Erden zu hinterlassen. Er vergaß die göttliche Lehre, die da lautet: Sorget nicht für euch selbst, sondern sät gute Taten auf Erden, dann werdet ihr gesegnet sein.

4

Es ist nicht verwunderlich, daß Ioann keine Erlösung im Kloster fand, obwohl er alles zu seiner Rettung tat. Er fastete mal zwei, mal drei Tage, mitunter sogar eine Woche lang, und großer Durst plagte ihn. Oder er trug schwere Ketten, verbrachte ganze Nächte ohne Schlaf, aus Angst vor wunderlichen Bildern, denn nachts war er nicht Herr über seine Träume. Schloß er die Augen, sah er wieder nackte Mädchenkörper auf grüner Wiese, und alles lag in helles Sonnenlicht getaucht. Jede Blume duftete und funkelte wie ein Edelstein, und die Leiber waren von vollkommener Schönheit. Manchmal liefen die Mädchen durch den goldenen Sand zum Fluß,

tauchten ins flimmernde blaue Wasser, planschten, und ihre nassen Leiber glänzten. Auch Nastka erschien ihm, und er hieß sie sich ausziehen. Ihr duftender Leib war ganz nahe, sie lächelte scheu mit glühenden Wangen, aber ihre Augen flammten voller Leidenschaft. Ihr Hals war lang und weiß und graziös geneigt, die prallen Brüste leuchteten wie Kerzen, und die Flammen dieser Kerzen brannten dunkelrot. Ihr Bauch glich einem weißen unbestellten Feld, die runden Hüften entfalteten sich wie eine große weiße Blume mit dunklen Staubfäden in der Mitte, von ihr gingen schlanke leuchtende Beine aus. Das Mädchen hob die Hand und winkte ihm zu. „Komm zurück!“ rief Nastka mit weicher Stimme. „Komm zurück, Liebster, denn ich bin die andere Hälfte deines Leibes, und es fällt mir schwer, ohne dich zu leben. Gott hat es so bestimmt, daß die Frau vom Fleische des Mannes stammt, und deine Qualen werden andauern, solange dein Leib allein über die Erde irrt. Komm, laß uns unsere Leiber vereinen, und du wirst sehen, alles in ihnen ist so eingerichtet, um miteinander zu verschmelzen. Süße Freude wirst du spüren, und dein Leben wird einfach und leicht.“

Völlig durchnäßt, als hätte jemand einen Krug Wasser über ihm ausgeschüttet, wachte Ioann auf. Er meinte, der Teufel habe ihn versucht, betete die ganze Nacht und schlug solange die Stirn zu Boden, bis sie rot wurde. Er hatte Angst, die Augen zu schließen, weil er wußte, daß diese Bilder wieder erscheinen und er diese verlockenden Worte wieder hören würde.

„Umsonst setzt du dich freiwilligen Qualen aus“, ertönte die liebliche Stimme. „Qualen muß auch ich erdulden, denn ich bin für dich bestimmt und werde ohne dich kein Glück finden. Ich bin dazu ausersehen, eins mit dir zu werden in dieser Welt, und werde mit einem anderen nicht glücklich sein. Mein Herz weint, Liebster, denn die Hälfte, der ich zu dienen und zu gehorchen habe, ist von mir gegangen. Die Welt ist leer neben mir, Liebster, und ich weiß, daß sie auch leer neben

dir ist. Deshalb rufe ich dich. Komm schnell, sonst muß ich ein fremdes Schicksal suchen.“

Er erwachte, und seine Augen waren naß von Tränen, aber er glaubte, der Teufel habe ihn versucht und wehrte sich gegen den Schlaf. Als dieser ihn doch wieder übermannte, stand Nastka angekleidet vor ihm, ein trauriges, nachsichtiges Lächeln auf den Lippen. Aber in dieser traurigen Gestalt war sie nicht minder schön, auch nicht, als ihre Kleider dunkel wurden, und sie wurden immer dunkel, wenn er sie zu verschrecken suchte.

So vergingen drei Jahre, Ioann aber fand keine Ruhe. Eines Tages schüttelte er sich, wie um Gespenster zu verschrecken und begab sich zu Jeremia, der ihn damals überredet hatte, ins Kloster einzutreten.

„Du hast mir Erlösung von meiner üblen Leidenschaft versprochen“, sagte er finster entschlossen, und die Augen unter den dichten Brauen wurden klein und stechend. „Aber ich habe sie nicht gefunden, sondern versinke immer tiefer in diesem Feuer.“

Jeremia hatte gerade ein Paar Züge aus Prochors Krug zu sich genommen, und die Welt stand für ihn voller Blumen. Daher lächelte er begütigend.

„Du betest zuwenig“, sagte er.

„Tag und Nacht – ist das zuwenig?“

„Alles hängt von dir ab, Ioann“, entgegnete darauf Jeremia. Er hatte keine Lust, sich in ein Gespräch einzulassen, denn die Welt ringsum war ein einziges Blütenmeer. Er wollte Ruhe und Einsamkeit, wollte einfach so unter einem Baum sitzen und die Blumen betrachten.

Aber dieser aufdringliche Jüngling klebte an ihm wie Pech, ließ ihn nicht in Frieden.

„Wie kann denn alles von mir abhängen?“

„Gib acht, daß nichts Schlimmeres geschieht“, antwortete Jeremia gereizt. „Daß du im Jenseits keinen Schaden erleidest.“

Da trat Ioann dicht an Jeremia heran, und sein Atem ging schwer und drohend.

„Mir scheint, du hast mich zum Narren halten wollen, Vater“, keuchte er. „Warum muß ich solche Qualen erdulden?“

Darauf welkten alle duftenden Blumen um Jeremia herum, und er wurde kalt wie Stein. Unter steinernen Lidern blickte die unerschütterliche, ewige Weisheit auf Ioann herab. Er hatte mit einemal das Gefühl, als starre ihn eine riesige alte Echse an.

„Um deine Geduld zu messen“, sagte Jeremia leise und hart, „hat Gott dir Buße auferlegt, damit du geläutert wirst wie Gold im Feuer. Der Herrgott unterzieht den Menschen keiner Prüfung, die seine Kräfte übersteigt, damit er nicht schwach wird; aber so wie ein Fürst den stärkeren Sklaven die schweren Arbeiten überträgt, so erlegt er dir auch die schwereren Prüfungen auf.“

„Ich habe schon alle Prüfungen durchgemacht“, sagte Ioann und trat von Jeremia weg. „Ich finde keine Erlösung.“

„Dann laß dich in eine Höhle einschließen“, empfahl Jeremia mit leiser, gütiger Stimme. „Zieh dich zurück, und du wirst meine Wahrheit erfahren: der Kampf hört auf, und der Herr wird dir mit seinen heiligen Gebeten helfen.“

Sie blickten einander an. In Ioanns Augen standen Schmerz und Hoffnung, in Jeremias die gewichtige, eherne Weisheit.

## 5

Ich hatte Jeremia bereits als Greis im Kloster kennengelernt. Den halben Tag saß er reglos neben dem Stundeneisen und erinnerte tatsächlich an eine Echse: seine Augen waren geschlossen, und kein Glied rührte sich. Aber jedem war klar, daß er nicht schlief, sondern auf der Hut war: er wußte über die Mönche mehr als der Abt und erzählte nicht alles, obwohl nie zu erraten war, was er von seinen Beobachtungen preisgeben würde und was nicht. Daher fürchtete man ihn mehr als

den Abt und ging ihm aus dem Wege. So war er sehr einsam und hatte in der Bruderschaft weder Freunde noch Gönner. Als er merkte, daß auch ich die Mönche beobachtete, schien er mich ins Herz zu schließen, rief mich oft zu sich, und ich mußte bei ihm sitzen und ihm zuhören. An stillen Sommer- oder noch warmen Herbstabenden, wenn Urfriede sich auf die Erde gesenkt hatte und alles Lebende bemüht war, diesen nicht zu stören, hoben sich Jeremias Echselnlider, und ich sah die klaren, vom Alter ungetrübten grünen Augen des Mönchs. Beim Erzählen blickte er in die Ferne, vielleicht auf das glänzende Band des Dneprs, vielleicht auf ein Boot, das lange brauchte, um den breiten Strom zu überqueren. Seine Rede floß leise und bedächtig dahin; der kühle grüne Blick und die greisenhaft brüchige Stimme paßten nicht recht zusammen. Daraus schloß ich, daß Jeremia ungemein weise war, aber fast nie so handelte, wie er dachte. Einige seiner Freunde hatte er beim Abt verraten, und seine Beflissenheit im Glauben war mehr geheuchelt als echt. Mitunter erlaubte er sich auch Späße mit den Menschen, und einer davon war die Geschichte mit Ioann. Nie hat Jeremia je sein Herz verschenkt, und ich, der ich zwar für vertrauenswürdig befunden wurde, mußte erkennen, daß nicht Liebe es war, die ihn zu mir zog, sondern Einsamkeit. Schlimm ist es für diejenigen, die Verborgenes mit sich herumtragen und sich nicht öffnen können. Sie sind wie hohle Bäume: beim nächsten Sturm brechen sie ab. Daher rascheln sie auch so ruhelos mit den Blättern in ihrem Versuch, auf dieser Welt zu verweilen, denn jederzeit kann ihre Schicksalsstunde schlagen. Aber obwohl Jeremia schon so alt ist, wird doch keiner unserer Klosterbrüder seine letzte Stunde erleben: er wird uns alle überdauern! Und sein Tod wird keinen sonderlich berühren, denn keiner hat je Wohltat durch ihn erfahren.

Doch schreibe ich hier nicht, um zu rechten und zu richten. Das alles kommt mir so ganz nebenbei in den Sinn; ich hatte ja auch Ioann verurteilt, und das ist meine große Sünde. Wer hat das Recht, das Leben eines Menschen zu messen, wer hat das

Recht zu entscheiden: der ist ein Heiliger, und der ist ein Sünder? Alles im Leben ist zu sehr miteinander verflochten, und unser blasser Verstand spürt nur den Schatten des Weltgebäudes, den Schatten der Dinge und Menschen; denn jedes Ding und jeder Mensch enthüllen nur einen Teil ihres Wesens, das übrige bleibt verborgen, und alles hängt davon ab, ob sich die Gelegenheit bietet, es preiszugeben. Aber man kann keine kalte Unparteilichkeit von mir verlangen, und ein weiser Ausspruch lautet ja: Jeder Mensch besteht aus Lüge, und von dieser Lüge kann er nicht alles wissen.

6

Von nun an lebte Ioann in der engen, traurigen Welt der Höhle. Aus der relativen Nacht hatte er sich in die absolute Nacht begeben, und gerade die Nächte beunruhigten ihn am meisten: sie wurden zu einer weiteren Versuchung für seinen Geist. Sogleich trat Nastka in seine Finsternis und beweinte ihn bitterlich. Zuerst erschien sie ganz in Schwarz, und ihre Tränen rannen unaufhörlich: sie hatte endlich begriffen, daß sich ihr Auserwählter immer weiter von ihr entfernte. Er nahm ihre Tränen ruhig auf, denn sie bestätigten ihn in seinem Recht; daher zeigte er eine steinerne Miene und einen eisigen Blick. Nastka wollte das Eis brechen und legte nach und nach hellere Kleider an. Eines Nachts erschien sie ihm wieder so, wie er sie auf der grünen Wiese erlebt hatte: rein, schön, in weißem Kleid, den schweren Zopf auf dem Rücken, schaute sie ihn mit großen, zärtlichen Augen und lieblich bezauberndem Lächeln an.

„Seltsam“, sagte er. „Als wir nebeneinander wohnten, habe ich dich gar nicht beachtet. Erst nach dem Tanz auf der Wiese hast du mich verhext. Warum kommst du zu mir?“

Sie antwortete nicht, trat an ihn, den Schmutzigen, Struppigen, heran, betrachtete ihn mit flammendem, schwerem Blick und zog seinen Kopf an ihren Schoß.



„Laß mich los“, flüsterte er und wandte den Kopf ab. „Was willst du von mir? Verschwinde! Hinweg, Satan!“

Da sprudelte sie hell wie eine silberne Quelle hervor: „Ich bin nicht der Satan, Liebster, ich bin deine andere Hälfte auf Erden. Du wurdest mir bestimmt, und ich will dich retten.“

Aus seinen Augen rannen große, fast schwarze Tränen, die auf ihrem weißen Gewand dunkle Flecken hinterließen. Süß duftete ihr Leib, daher spürte er den Gestank des eigenen Körpers besonders stark. Er hob den Kopf und blickte stauend dorthin, wo ihr gütiges, schönes Gesicht leuchtete. Sie sah auf ihn hernieder, geduldig, voller Liebe, Barmherzigkeit und Wärme, daß ihm der Atem stockte.

„Du frierst so, Liebster“, flüsterte sie, und er hörte das silberne Rauschen einer in der Dunkelheit verborgenen Quelle. „Soll ich dich wärmen und beleben? Ich habe Angst, daß du in Feuchtigkeit und Kälte zugrunde gehst.“

Allmählich schmolzen ihre Kleider hinweg wie Eis, und ihr Leib glänzte silbrig in der Finsternis. Ioann krümmte sich auf seinem ärmlichen Lager und blickte mit weiten Augen auf dieses Wunder. Eine silbrige Göttin stand vor ihm, voll Zauber und ungewöhnlicher Schönheit.

„Rücke zur Seite“, hauchte sie. „Ich will dich wärmen.“

Wenn er stark genug war, verjagte er sie, überschüttete sie mit harten, brutalen Worten, schrie, daß ihm der Schaum vor den Mund trat, und drohte mit den Fäusten. Langsam wich sie dann in die Dunkelheit zurück, ihr Körper erlosch, bedeckte sich mit weißem Stoff, der immer dunkler wurde, bis er wieder ganz schwarz war. Sie entwich immer mehr seinem Blick und ließ ihn zitternd, wütend, schweißbedeckt, ohnmächtig, von Schauern geschüttelt, in der undurchdringlichen Finsternis zurück. Er fiel in einen tiefen traumlosen Schlaf, und wenn er aufwachte, spürte er ungeheure Schläffheit am ganzen Körper.

Aber nicht immer war er stark genug, nicht immer fand er harte Worte. Dann legte sie sich zu ihm, drängte sich an ihn,

er spürte ihren weichen, warmen Leib und empfing dankbar ihre zarten Liebkosungen. Der Kopf drehte sich ihm, und eine leichte, lieblich einschläfernde Musik ertönte. Sein Blick weitete sich, er sah die grüne Wiese und den blauen Fluß und eine Gruppe von Mädchen, die sich geschmeidig und biegsam im Tanze drehten. Er betrachtete die Eine, denn nur die Eine wandte den Kopf dorthin, wo er sich im Gebüsch verborgen hielt, und lächelte ihm liebevoll zu. Da ging er zu der Einen, die sich aus dem Kreis der Tanzenden löste, zu der Einen, die nun neben ihm lag und ihn wärmte. Er nahm mit rauhen Händen ihren Kopf und trank Milch von ihren Lippen. So füllte er sich selbst mit Milch bis zum Rand, wie ein Krug, und schlummerte ein, wiegte sich in warmen Träumen und schaukelnden Wellen, ging ein in die Nacht voller Sterne und verhaltenem geheimnisvollem Atem. Was sich dann tat, stand außerhalb seiner Macht und seines Willens: ein scharfer Schmerz wuchs in ihm wie ein Strauch, ein Schmerz, der dem Herzen entsprang und den Leib zusammenkrampfte. Sie küßte liebevoll sein Gesicht und benetzte es mit heißen Tränen.

„Armer, ach du Armer“, flüsterte sie voller Leidenschaft. „Was quälst und erniedrigst du dich so! Warum opferst du dich selber, und alles nur aus unnötiger Angst! Sieh doch, draußen scheint die Sonne, und du krümmst dich hier unten in der Dunkelheit. Du hast ganz die Stimmen der Nachtigallen und das zärtliche Rufen des Kuckucks an einem Maienabend vergessen. Hast das herrliche Funkeln des Taus am Morgen und den jungen Regen vergessen, der für die Erde das gleiche ist, was du für mich sein könntest. Du Armer, Armer! Du Müder und Frierender! Wach auf, Geliebter, und komme zu mir, der Wirklichen!“

Er aber lag schon wie ein Stück Eis, sein Körper war reglos und steif, die Lippen waren trocken, die Augen geschlossen und leer, und in seinem Mund ringelten sich schwarze Schlangen. Er empfand heftigen Ekel vor sich und der silbrigen

Schönheit, die Gott weiß woher aufgetaucht war. Die schwarzen Schlangen krochen aus seinem Mund: er zischte unflätige Wörter hervor. Die schwarzen Schlangen krochen auf die Schöne zu, und es war ihm eine süße Freude, zu sehen, wie das Lächeln von ihrem Gesicht schwand, wie sich ihre glänzenden Augen trübten, wie sie erschreckt ihren weißen Mantel ergriff und ihn sich überwarf. Er sah ihre Angst, seine Lippen aber spien immer neue Schlangen aus – Verwünschungen und gemeine Worte. Wieder erlosch der Körper unter den weißen Gewändern, und die Gewänder wurden grau. Sie hielt sich die Ohren zu, und große Tränen rannen über ihr Gesicht. Er aber verspürte kein Mitleid mit ihr, sondern zischte und keuchte immer neue Gemeinheiten hervor, die als Schlangen auf das erschreckte Mädchen zukrochen. Da färbten sich ihre Gewänder dunkelblau, und sie wich zurück, die schimmernde Hand weit von sich gestreckt, als wolle sie sich damit vor den wütenden Schlangen schützen. Die Kleider wurden schwarz, das Mädchen war nur noch aus weiter Ferne zu sehen, und endlich verstummte Ioann und schloß die Augen.

Eine schwarze Kröte wuchs in seiner Brust, eine schwarze Kröte saugte Blut aus seinem Herzen, und er war befriedigt. Als der Höhlendiener kam und ihm Brot und Wasser bringen wollte, schickte er ihn weg, ohne die Speise anzunehmen. Eines Tages bat er, ihm schwere Eisenketten zu bringen, entledigte sich sämtlicher Kleider und legte die Ketten an.

7

Aber auch das brachte ihm keine Erlösung, denn Nastka erschien erneut, vergoß über ihm heiße Tränen, die die Scheuerwunden von den Ketten heilten. So kamen immer wieder Augenblicke, in denen er nicht die Kraft hatte, gegen ihre Liebe anzukämpfen, und ihr erlaubte, sich neben ihn zu legen. Er spürte ihre Wärme, spürte sein Innerstes erbeben, sah die grüne Wiese und die jungen tanzenden Mädchen darauf,

trank Milch von Nastkas Lippen, und neue Kraft kehrte in seinen gemarterten Leib ein.

„Verlasse diese Gruft“, bat Nastka ihn immer von neuem. „Komm zu mir, der Wirklichen, ich warte auf dich. Meine Sehnsucht nach dir gleicht einer schwarzen Blume, und mein Schmerz einem welken Blatt. Ich habe die gleiche Sehnsucht nach dir wie du nach mir. Sag mir endlich, warum wir uns beide so quälen sollen. Wie lange noch sollen wir unsere Liebe mißachten? Wann endlich werden wir das unerträgliches Feuer in uns löschen?“

Aber er sah bereits in der blauen Nacht den umgestürzten Krug, sah den silbrigen Strahl Milch in die Dunkelheit fließen und wurde selber leer wie ein hohler Baum. Wieder kam ihn der Ekel an, wieder wich sie, schwarz und traurig, mit Tränen in den Augen, von ihm, wandte nur ab und zu den Kopf nach ihm um. Nein, sie verurteilte ihn nicht wegen seiner harten, unflätigen Worte, sie bemitleidete ihn nur. Das machte seine Einsamkeit noch größer, und wenn er die Augen schloß, spürte er wieder die schwarze Kröte in der Brust, wußte, daß sie Einsamkeit hieß und ihm das Blut aussog. Er überlegte, was für Martern er dem Körper noch auferlegen konnte, um das qualvolle Feuer in sich endlich zu löschen.

In einer leeren Nacht, in der Nastka ihm einmal nicht erschienen war, in der der letzte Kerzenstummel herabgebrannt und es bis zum Morgen noch weit war, kam ihm die Idee, er müsse seinen Körper vor ihr verstecken, um sich zu retten. Er nahm den Spaten, wie ihn jeder Höhlenmönch besaß, und fing an, inmitten der Zelle ein Loch zu graben. Obwohl sein Körper geschwächt war, spürte er doch ein großes Gefühl der Erhebung dabei. Die Erde flog unter der Schaufel hervor, als wäre er ein Maulwurf, und er grub immer tiefer. Er sog den feuchten Geruch frischen Lehms ein, und ab und zu drehte sich ihm der Kopf, dann hielt er inne, sammelte neue Kräfte und arbeitete weiter. So grub er einen ganzen Tag und eine ganze Nacht, bis er, völlig entkräftet, mit Gesicht und Hän-

den in den Lehm fiel. Er lachte, als er den kräftigen Geruch des Lehms einatmete, und wühlte sein Gesicht in die Erde.

Da erblickte er Nastka: sie trug schwarze Kleider und schaute ihm zu.

Wütend fuhr er auf.

„Hinweg!“ schrie er, drohte mit den Fäusten und überflutete sie mit Schimpfworten. Sie aber stand reglos, schüttelte nur den Kopf, und silbrige Tränen rannen über ihr Gesicht.

Als die Tage des heiligen Fastens gekommen waren, stieg er in die Grube, die so tief war, daß sie ihm bis zu den Schultern reichte, und schaufelte mit den Händen soviel Erde hinein, daß nur noch Arme und Kopf herausragten. Und unter diesem schweren Druck blieb er die ganze Fastenzeit über, ohne sich zu rühren. Aber auch hier verließ ihn Nastka nicht; sie kam zu ihm, kniete vor ihm nieder, streichelte ihm die Haare und gab ihm die Brust, damit er trank und nicht Hungers starb. Zuerst wehrte er sich, stieß sie von sich, aber einmal weinte er schwarze Tränen und nahm ihre Liebe an. Mit schwarzen Lippen fand er ihre silbrige Brust und trank warmen Wein daraus. Alles begann sich vor seinen Augen zu wiegen und zu drehen, dann wurde es ringsum still wie an einem Morgen. Nachtigallen sangen, er sah eine ganze Wiese voll gelben Löwenzahns, sah den milchigen Dunstschleier überm Fluß, und aus diesem Dunst rief mehrmals der Kuckuck, bis seine Stimme unvermittelt abbrach. Da überfiel Ioann große Furcht.

„Du, du hast ihn auf mich gehetzt“, zischte er, holte aus und schlug zum erstenmal in das zärtlich über ihn gebeugte Gesicht.

Sie fuhr zurück und entwich weinend. Und je weiter sie entschwand, desto größer wurde seine Unruhe. Zuerst spürte er ein Prickeln in den Beinen, dann kam Wärme hinzu, die sich in dem Maße verstärkte, wie die gebeugte schwarze Gestalt sich von ihm entfernte. Als nur noch eine verschwommene Silhouette zu sehen war, erfaßte ein wahres Feuer seine

Beine. Er spürte, wie sich die Adern zusammenzogen und die Knochen knackten. Er meinte, nicht mehr auf Erden zu leben, sondern in der entsetzlichsten Hölle gelandet zu sein. Um ihn tanzten schwarze Schatten, blökten und schrien, das Feuer aber war ihm schon bis zum Bauch gestiegen – sein Gemächte begann zu brennen. Weit in der Ferne wandte sich Nastkas bleiches, verweintes Gesicht nach ihm um, als warte sie darauf, daß er sie rufe, damit sie ihn erlöse. Da schrie er wild auf und flehte Gott an, er möge ihn erretten, ohne zu wissen, daß Gott ihn schon so manches Mal hatte erretten wollen, indem er seinen Engel zu ihm schickte. Sein Schrei war so schrecklich, daß Marko der Totengräber und Issaaki, die unten in den Höhlen heimlich Met tranken, herbeigelaufen kamen.

„Was hast du, Bruder?“ rief Marko durch das Fensterloch. „Soll ich dich ausgraben?“

„Nein, um Gottes willen, nein!“ schrie Ioann, denn er fürchtete, daß sie beim Ausgraben seine verbrannten Beine und sein verbranntes Gemächte sehen könnten.

Marko und Issaaki gingen wieder, denn es zog sie zu dem Fäßchen, das Marko sich gerade beschafft hatte. Sie ließen sich beim Schein des Öllämpchens nieder und leerten Becher um Becher. Währenddessen erblickte Ioann einen schrecklichen Drachen, der wütend auf ihn zukroch und ihn zu verschlingen drohte. Er spie Ioann Flammen ins Gesicht, überschüttete ihn mit Funken und schlug lärmend mit dem Schwanz gegen die Wand. Wieder durchfuhr Ioann ein bohrender Schmerz, und er stöhnte leise und flehte Gott an, er möge ihn von der Teufelsbrut befreien. Als aber die Nacht der Auferstehung Christi angebrochen war, drang der wilde Drache auf ihn ein, packte seinen Kopf, so daß die Haare knisternd brannten.

„Allmächtiger Gott!“ jammerte er in des Untiers Rachen. „Warum hast du mich verlassen? Erbarme dich meiner, o Herr, und erlöse mich Sünder! Befreie mich von diesem

brennenden Feuer und von der Bestie, die mich verschlingen will!“

Da ließ der Drache von ihm ab und kroch knurrend beiseite. Etwas gleißte auf: eine goldene Peitsche in der Hand einer weiblichen Gestalt in weißem Mantel. Und diese Gestalt trug zwar Nastkas Gesichtszüge, aber sie lächelte nicht, sondern blickte unglaublich traurig drein. Wieder funkelte es auf, der wilde Drache war wie vom Erdboden verschluckt, und Nastkas leise silberne Stimme ertönte.

„Ioann, Ioann! Meiner nicht achtend, hast du deine eigene Natur verleugnet und dich somit gegen die gewaltige Kraft Gottes erhoben. Denke daran: Wer zu sehr seinen Lüsten frönt, sündigt genauso wie der, der seine eigene Natur verleugnet.“

Dann trat Nastka zu ihm und begann mit ihren silbrigen Armen den grauen Lehm herauszuschaukeln. Er ließ den Kopf auf die Brust sinken und stöhnte nur. Schließlich hatte sie ihn ausgegraben, hatte es schneller geschafft, als er mit seinem Spaten vermocht hätte, nahm ihn bei der Hand und zog ihn herauf.

„Wer bist du?“ fragte Ioann mit heiserer Stimme.

„Ich bin deine auf Erden verlassene Liebe“, antwortete das Mädchen. „Ich bin gekommen, dein Gewissen zu wecken.“

Er stand vor ihr und betrachtete sie unverhohlen.

„Gott kann mich nicht in schamlose Umarmungen schicken wollen“, sagte er, und seine Augen blitzten plötzlich begehrllich auf. „Du bist der Satan!“

„Ioann, Ioann!“ Das Mädchen mit Nastkas Gesicht schüttelte den Kopf. „Wer Gottes Wort und Satans Wort nicht voneinander zu unterscheiden vermag, kann nicht heilig sein.“

Da sah er sie so an, wie ein Männchen ein Weibchen ansieht.

„Du willst mich in Versuchung führen, also bist du der Satan.“

Nastka lächelte bitter.

„Ich führe dich deinem Schicksal zu.“

Ioann atmete heftig und sah sie mit so lüsternem Blick an, daß das Mädchen einen Schritt zurückwich. Rein, voller Zauber und überirdischer Schönheit stand sie vor ihm, dem Schmutzigen, Lehmbeschmierten, Struppigen, der sie mit offenem Mund und glühenden Augen anstarrte und gierig die Zähne fletschte. Dann ging er auf sie zu, so wie sich ein Jäger dem Wild in der Falle nähert. Sie schrie auf und wollte fliehen, er aber griff mit harten, gierigen Händen nach ihr, riß mit schwarzen Fingern den weißen Mantel herunter, trat darauf herum. Ihr weißer Leib lag hilflos in seinen Armen. Er röchelte auf und biß in ihr Gesicht, ihre Lippen, so sehr sie sich auch wehren mochte. Dann warf er sie zu Boden, stürzte sich, ein wildes, schmutziges Tier, auf sie und verkrallte sich in ihren biegsamen, reinen Leib. Sie schrie mit hoher Stimme, er aber unterdrückte ihren Schrei mit seinen rissigen schwarzen Lippen und nahm sie mit Gewalt.

Sie ließ alles mit sich geschehen. Tränen rannen über ihr graues Gesicht, ihr Leib zuckte. Er erhob sich und betrachtete eine Weile den vor ihm liegenden zermarterten, besudelten Körper. Eine dunkle Welle stieg von den Füßen auf bis in die Brust – die schwarze Kröte war erwacht. Er schüttelte sich vor Ekel, und mit einemmal erfaßte ihn rasende Wut. Er packte den Leib, der nicht mehr weiß und rein war, warf ihn in die Grube und schaufelte wie ein Besessener mit Händen und Füßen Erde hinein, bis das Loch gefüllt war. Dumpfes Stöhnen und Weinen drangen herauf und eine Stimme, die ihn anflehte, Barmherzigkeit zu üben.

Aber er achtete weder auf Weinen und Stöhnen noch auf die klagende Stimme, sondern stampfte die noch frische Erde glatt. Zuerst trat er nur mit einem, dann mit beiden Füßen auf, schließlich tanzte er auf dem Grab herum, und je wilder er tanzte, desto leichter wurde ihm ums Herz. Er lachte laut und vollführte ausgelassene Sprünge. Er juchzte und schrie,



wiegte den Kopf und stampfte, stampfte, solange er das Klagen, Weinen und Flehen vernahm. Der Schweiß lief ihm in Strömen herab, seiner Brust entrangen sich heisere, krampfartige Schreie; er konnte nicht mehr aufhören.

Erst als alle Kraft aus seinem Körper gewichen war, hielt er in diesem unseligen Tanz inne, fiel auf sein Lager nieder und spürte, daß sein Gemächte tot war, daß er leer war wie ein ausgehöhlter Kürbis. Wind erhob sich, heulte über ihn weg und trug feinen Sand herbei, der gegen den Körper schlug und ihm das Gesicht verbrannte. Wie von Sinnen lag er in Wind und Sand, und als er zu sich kam, sah er den Abt, Marko den Totengräber, Issaaki und ein paar andere Brüder mit Kerzen in der Hand um sein Lager stehen.

„Möchtest du nicht die letzte Beichte ablegen, Bruder?“

„Ja, das will ich“, sagte er und erzählte jene Geschichte, die ich nach Issaakis Worten aufgeschrieben habe.

Ich aber gebe sie Wort für Wort wieder, obwohl vielleicht manches daran unwahr ist. Aber eins ist gewiß: böse Visionen quälten Ioann, und diese Visionen waren die Sprache seiner Seele. Er hatte Gottes Wort und Satans Wort nicht voneinander zu unterscheiden vermocht, denn er hatte nicht die Wahrheit erfahren, daß die Liebe zu Gott an der Liebe zur Welt und zum Leben gemessen wird. Und an guten Taten. Wer sich aber in die Finsternis begibt, wird selbst zum Sohn der Finsternis. Ich verurteile ihn nicht wegen seines verhängnisvollen Irrtums – er war sich dessen nicht bewußt –, aber dadurch, daß er seine Furcht für göttlichen Willen hielt, mißachtete er diesen.

in welchem von Grigori erzählt wird,  
 der Wunder tat und dadurch  
 Rechte für das Kloster beschaffte

---

## 1



rei Diebe standen im Schatten der Bäume und beobachteten die Mönche auf dem Weg zur Abendandacht. Laut dröhnte das Stundeneisen in der abendlichen Stille. Auch Grigori, ein hagerer, gebeugter alter Mönch, trat aus seiner Zelle und wanderte, den Blick zu Boden gerichtet, auf seinen Stock gestützt, langsam zur Kirche. Stumm reihte sich ein Mönch nach dem anderen in den Zug. Im Gleichtakt sich wiegend, schwebten die Gestalten, schwarz und ergeben, dahin.

„Guckt euch an, wie schlicht und arm sich Grigori gibt“, sagte der eine von den dreien hinter den Bäumen, ein Langer, Kräftiger.

„Was sucht er bei den Mönchen, wenn er so reich ist?“ fragte der zweite und fuhr sich über die Lippen, denn der Abend war schwül und ihn plagte nach genossenem Met der Durst.

„Jeder verdummt auf seine Weise“, warf der dritte, ein noch ganz junger Bursche, ein. „Es geht ihm doch nicht schlecht hier; er hat alles, was er braucht, und das Beten macht ihm sicher Spaß.“

„Ob er seine Zelle abschließt, wenn er geht?“ fragte der erste.

„Iwan sagt nein. Aber im Aufbrechen von Schlössern bin ich unübertroffen“, brüstete sich der Durstige. „Iwan sagt, daß er einen sagenhaften Schatz in seiner Zelle verbirgt.“

„Dann hat er ihn also nicht ans Kloster abgegeben“, stellte der Junge fest.

„Wenn er abkratzt, kriegen sie's ohnehin“, meinte der Lange mit einem ironischen Lächeln.

Sich ständig bekreuzigend, traten die Mönche einer nach dem anderen in die Kirche – mit Ausnahme von Jeremia dem Seher, der das Gespräch der Männer mit angehört hatte, sich aber nicht beeilte, Grigori, wie es sich gehört hätte, zu warnen, weil er ihn insgeheim haßte. Die Männer schlichen im Schatten der Bäume zu Grigoris Zelle, und Jeremia schickte einen Burschen zum Abt und ließ ihm ausrichten, er fühle sich nicht wohl und käme nicht zur Abendandacht.

Die Diebe gingen so leise, daß nicht einmal der Sand unter ihren Füßen knirschte. Vor Grigoris Zelle blickten sie sich um: keine Menschenseele war zu sehen.

„Soll nicht einer von uns draußen aufpassen?“ schlug der Lange vor.

„Solange der Gottesdienst abläuft, kommt keiner“, winkte der Durstige ab. „Erst recht nicht Grigori.“

Der Lange rüttelte an der Tür: sie war verschlossen. Der Durstige besah sie sich näher.

„Das ist ja nur ein einfacher Riegel“, sagte er, schob einen gebogenen Draht ins Schlüsselloch, drehte ihn herum. Es knackte, und die Tür gab nach.

Die Diebe blickten sich noch einmal um und traten über die Schwelle. Durch das kleine, mit Ochsenblase bespannte Fenster drang das Abendlicht so spärlich herein, daß man kaum etwas in dem dunklen Raum erkennen konnte.

„Zündet eine Kerze an!“ befahl der Lange.

Die Zelle war sehr ärmlich eingerichtet: eine Liegestatt mit einer dunklen Decke darauf, ein rohgezimmerter Tisch, eine Bank. Eine Wand war mit einem Stück Stoff behängt.

„Wo ist denn der Schatz?“ Der Junge schaute enttäuscht.

„Der wird dir auch gleich ins Auge springen“, entgegnete der Lange.

Der Durstige sah unterm Tisch nach.

„Oho!“ rief er. „Hier ist eine Kiste, Jungs. Auch verschlossen. Leuchte mal!“

Der Junge kniete nieder und leuchtete. Im Nu war die Kiste geöffnet, und der Duft von gebratenem Fleisch schlug ihnen entgegen.

„Hm!“ Der Durstige leckte sich die Lippen. „Hier gibt’s gebratene Gans und eine große Flasche Met.“

Er holte die Flasche heraus, öffnete sie, trank gierig.

„Dazu ist jetzt keine Zeit“, fuhr ihn der Lange an. „Nachher können wir uns stärken.“

„Ich will ja nur meinen Durst löschen“, rechtfertigte sich der Durstige. „Ein Met ist das, Leute! So was hab ich mein Lebtag noch nicht getrunken.“

„Nicht umsonst war er Jägermeister beim Fürsten“, meinte der Lange, trat zum Vorhang, hob ihn an und lachte triumphierend.

„Eine Tür!“

Der Durstige stellte die Flasche in die Lade zurück und besah sich das Türschloß.

„Das ist aber ein seltsames Ding“, stellte er fest und zog an dem Gurt, der als Türgriff diente. „Ah, sie ist ja offen!“

Die Tür ging nur schwer auf, als zöge jemand auf der anderen Seite daran.

„Halt sie fest, wir steigen durch“, befahl der Lange dem Durstigen.

Als erster kroch der Junge mit der Kerze durch die schmale Öffnung, ihm folgte der Lange.

„Komm rein“, rief der Lange von innen. „Hier ist allerhand zu holen, Bruder.“

Der Durstige folgte ihnen und ließ vor Staunen die Tür los, die krachend ins Schloß fiel.

„Still, nicht so laut!“ zischte der Lange.

Sie standen und schauten nur. Vor ihnen hing ein ge-

schnitztes Regal, voll von kostbaren Gefäßen, die im flackernden Schein der Kerze matt glänzten.

„Das ist seine Schatzkammer. Hier gibt's keine Fenster. Guckt mal, eine Truhe!“

In der Ecke stand eine silberbeschlagene Lade. Der Durstige stürzte sich darauf.

„So ein Schloß kenn ich“, rief er munter. „Nicht ganz leicht aufzukriegen.“

„Mach's auf, wir sammeln derweil die Gefäße ein.“

Der Junge stellte die Kerze auf ein leeres Regal, während der Lange einen Sack unter seinem Mantel hervorholte.

„Halt auf!“

Er hantierte schnell und umsichtig.

„Na, was ist?“ drängte er, während er den Sack zur Seite stellte.

„Hab's gleich auf“, versicherte der Durstige.

„Dauert ja ziemlich lange.“

Aber da knackte das Schloß bereits, und der Durstige schlug den Deckel auf: kalt glänzte ihnen Metall entgegen.

„Gold und Silber!“ riefen die drei wie aus einem Mund.

„Ich nehm den Sack und ihr beide zusammen die Truhe“, ordnete der Lange an. „Wir müssen so schnell wie möglich weg. Also los!“

Der Junge lud sich die Truhe auf die Schulter, und der Lange ging zur Tür: sie war fest verschlossen.

„Kyrylo!“ keuchte der Lange. „Komm her und guck dir das an, Kyrylo!“

Der Durstige fand weder Klinke noch Schlüsselloch. Er probierte es mit seinem Draht, doch die Tür gab nicht nach.

„Was ist das für Teufelswerk?“ preßte der Lange hervor und ließ den Sack zu Boden gleiten.

„So ein Elend, Leute“, winselte Kyrylo. „Ich weiß nicht, wie die Tür verschlossen ist.“

Sie hämmerten gegen die Tür, versuchten sie anzuheben, kratzten mit Messern, nahmen Anlauf, rannten dagegen, aber sie saß unbeweglich in den Angeln, ächzte nur dumpf. Schließlich hörten die drei die Eingangstür knarren und hielten sogleich inne, um sich nicht zu verraten. Grigori hatte natürlich sofort bemerkt, daß ungebetene Gäste seine Zelle betreten hatten: die Eingangstür war unverschlossen, und die Vorratskiste stand offen. Er klappte den Deckel herunter, schloß die Truhe umständlich ab und kniete nieder, um zu beten. Nachdem er das getan hatte, hub er an, Psalmen zu singen. Dann verstummte er und rief, so daß die Diebe es hören konnten: „O Herr, gib deinen Knechten Schlaf! Ihre Mühe, dem Feind zu dienen, war umsonst.“

Darauf setzte er sich zu Tisch, holte die gebratene Gans und die Flasche Met hervor und begann schmatzend und schlürfend zu nachtmahlen. Die drei Diebe aber, denen der Hunger in den Bäuchen rumorte, reckten die Hälse, denn das Schlürfen und Schmatzen reizte sie unsäglich. Die Kerze hatten sie gelöscht, um Licht zu sparen, und so saßen sie im Dunkeln auf dem Boden, nur die mitgebrachten Säcke unter sich. Ging Grigori hinaus – hin und wieder tat er so, stand aber in Wirklichkeit an der Zellentür und lauschte –, gerieten die Diebe in Bewegung, kratzten am Holz oder hämmerten gegen die Tür. Dann huschte ein fast glückliches Lächeln über Grigoris Gesicht, und seine Augen zwinkerten fröhlich.

„Du freust dich ja so, Grigori“, konstatierte Jeremia, der gerade an der Zelle vorüberging.

„Ich freue mich, weil ich auf Gottes Wegen wandle“, erwiderte Grigori geheimnisvoll und trat wieder in die Zelle, um den Dieben, die die Tür allzu heftig bearbeiteten, eine Verschnaufpause zu gönnen.

Tatsächlich trat sofort Ruhe ein, und Grigori nahm wieder am Tisch Platz, um sich weiter zu stärken.

Das ging zwei Tage so, und die Diebe wollten sich Grigori immer noch nicht zu erkennen geben. Er aber wartete geduldig, betete eifrig und laut, damit die Männer es hörten. Noch lauter jedoch sang er. Er hatte eine hohe, brüchige Stimme, wiegte sich beim Singen hin und her, und wurde seine Kehle trocken, feuchtete er sie mit Met an. In diesen zwei Tagen sang Grigori mehr gottgefällige Lieder als sonst in einem Monat.

Am dritten Tag konnten sich die Diebe nicht länger bezähmen und hämmerten gegen die Tür, gerade als Grigori mitten im Singen war.

„Wie? Was?“ fuhr der Mönch zusammen. „Klopft da der Teufel?“

„Wir sind keine Teufel“, ertönte es hinter der Tür. „Wir sind Diebe, die dich, ehrwürdiger Vater, berauben wollten.“

„Von wo sprecht ihr?“ fragte Grigori, immer noch mit erschreckter Stimme, zurück. „Vom Himmel oder aus der Erde?“

„Aus deiner Kammer. Wir sind hier eingeschlossen“, erklang eine schwache Stimme.

„Wer hat euch denn eingeschlossen?“ fragte Grigori und reckte den Hals, um besser hören zu können.

„Der Teufel“, erwiderte dieselbe schwache Stimme. „Wir halten es hier nicht länger aus.“

„Das war nicht der Teufel“, erwiderte Grigori und hob belehrend den Finger. „Meine Gebete haben das bewirkt. Gott hat euch bei einer bösen Tat ertappt und eingeschlossen.“

„Laß uns raus, Vater“, bat die Stimme. „Um nichts in der Welt werden wir dich mehr berauben. Wir werden dich nie mehr erzürnen, Vater.“

„Nicht mich, sondern Gott erzürnt ihr!“ Grigori hielt immer noch den Zeigefinger in die Höhe. „Nicht ich habe euch eingeschlossen, folglich kann ich euch auch nicht herauslassen.“

„Was sollen wir denn tun, Vater?“ jammerte die Stimme.

„Schlaft einstweilen, ich werde für euch beten. O Herr!“ rief er. „Ihre Mühe, dem Feind zu dienen, war umsonst. Gib deinen Knechten Schlaf!“

Er lachte leise vor sich hin, und seine Augen zwinkerten selig. Dann stimmte er laut einen Psalm an. Als er müde wurde, stärkte er sich mit Gänsebraten und Met, und als alles verspeist war, rief er den Zellendiener und bat ihn, geräucherten Schinken und Brot zu kaufen. Dabei beschrieb er laut, wie der Schinken aussehen und das Brot gebacken sein solle. Damit brachte er die Männer hinter der Tür fast zum Heulen, und als der Zellendiener gegangen war, donnerten sie schließlich mit den Fäusten gegen die Tür und baten, herausgelassen zu werden.

„Beunruhigt euch wieder etwas?“ erkundigte sich Grigori scheinheilig.

„Quäle uns nicht länger, Vater!“ bat der Lange. „Wir schwören bei Gott im Himmel, daß keiner es mehr wagen wird, deinen Reichtum anzurühren, wenn du uns freiläßt. Wir versprechen dir auch ein angemessenes Lösegeld. Nur laß uns nicht vor Hunger sterben.“

„Und vor Durst!“ fügte der Durstige hinzu.

„Hab Mitleid mit meiner Jugend!“ rief der Junge.

„Nein, ihr habt euch noch nicht genügend gefügt, ihr habt noch nicht genug Gebete und Gotteslieder gehört“, entgegnete Grigori friedlich. „Ich möchte, daß ihr euer ganzes Leben Gott widmet. Hört ihr? Daß ihr euer ganzes Leben unter dem heiligen Dach verbringt und euer unwürdiges Tun für immer vergeßt.“

„Was willst du von uns, Vater?“ stieß einer der Männer hervor.

„Das sag ich euch am fünften oder sechsten Tag. Und jetzt geduldet euch und seid friedlich.“

„Aber wir wissen doch gar nicht, wann Tag und wann Nacht ist. Wir wissen nicht, wie lange unsere Höllenqualen schon andauern.“



„Geduldet euch noch vier Tage“, gab Grigori nach. „Nun, Bursche?“ wandte er sich an den Zellendiener, der, mit Schinken und Brot beladen, gerade eingetreten war. „Hast du gute Dinge bekommen?“

„Das beste Brot und den besten Schinken“, verkündete der Diener feierlich.

„Dann warte, ich geb dir etwas davon ab“, sagte Grigori, schnitt mit bebender Hand ein kleines Stück Schinken ab und legte es auf eine dünne Scheibe Brot.

„Danke, Vater, möge der Herrgott dir noch viele Jahre schenken!“ erwiderte der Diener demütig, seine Augen aber glitten hungrig über den großen rotbraun glänzenden Schinken hin.

### 3

Und er sang und betete von neuem, trank dazu Met, aß vom Schinken und stöhnte vor Behagen. Da die Diebe aber keinen Laut mehr von sich gaben, war er doch ein wenig beunruhigt. Sollten sie schon gestorben sein? Er legte das Ohr an die Tür, sein Gesicht spannte sich, und der Mund stand offen. Als er es rascheln hörte, schloß er befriedigt die Lippen, schlich auf Zehenspitzen in die Mitte der Zelle zurück und sang weiter.

„Höre, Vater!“ ließ sich schließlich der Lange vernehmen. „Du bist ein herzloser, böser Mann. Ich sage dir eins: Wenn du uns nicht rausläßt, vergraben wir dein Gold und dein Silber so tief, daß weder du noch wir selber es je wiederfinden werden.“

„Gold und Silber?“ Grigori heuchelte Erstaunen. „Wo wollt ihr denn bei mir Armem Gold und Silber gefunden haben? Das hat euch der Teufel eingegeben, um euch Sünder in Versuchung zu führen. Leuchtet nur und schaut euch genau um!“

„Wir haben kein Licht mehr, Vater“, sagte der Lange. „Aber auch im Dunkeln glänzt dein Gold.“

„Es glänzt in euren sündigen Seelen“, widersprach Grigori. „Ich sehe, daß der Teufel euch führt und euch die Augen unsittlich trübt. Ich kann euch auch am fünften Tag noch nicht herauslassen.“

Da verstummten die Diebe: anscheinend berieten sie miteinander.

„Verzeih uns, Vater“, bat schließlich der Durstige. „Mein Freund redet Unsinn, weil er so hungrig ist. Er bereut schon von ganzem Herzen. Hier gibt's wahrhaftig kein Gold und kein Silber. Nur Totenschädel.“

„Einer von euch ist zur Vernunft gekommen“, stellte Grigori zufrieden fest und neigte den Kopf zur Seite wie ein Vogel. „Die anderen sollen bestätigen, was du sagst.“

„Verzeih mir, Vater“, sagte der Lange nach einer Weile. „Meine Zunge hat ungereimtes Zeug gesprochen. Wegen des großen Hungers. Weder Gold noch Silber gibt es hier, sondern nur alte unnütze Schädel.“

„Und jetzt der dritte!“ befahl Grigori.

„Verzeih auch mir, Vater“, sagte der Junge mit zittriger Stimme. „Aber ich habe keine Kraft zum Sprechen, ich bin ganz geschwächt.“

Grigori schritt in der Zelle auf und ab, dann legte er die Hände hinter den Rücken, hob den Bart und wippte auf den Füßen vor und zurück.

„Jetzt können wir über die Bedingungen sprechen. Seid ihr bereit, zu hören?“

„Ja, Vater“, erwiderten die Gefangenen fügsam.

„Nennt eure Namen und sagt, woher ihr kommt. Ich schicke den Zellendiener los, damit er es überprüft. Wer die Unwahrheit sagt, bleibt für immer in dieser Zelle; wer die Wahrheit sagt, kommt heraus.“

„Ich bin Kyrilo, den man Jamtschytsch nennt, und wohne im Podol, nicht weit vom Tor“, begann der Durstige.

„Ich bin Danylo, mit Beinamen Stschur“, ließ sich der Lange vernehmen. „Ich bin der Nachbar von Kyrilo.“

„Und ich bin Mychailo, der Sohn des Danylo“, fiel der Junge mit schwacher Stimme ein.

„Mein Zellendiener wird alles prüfen. Geduldet euch“, forderte Grigori, klappte den Deckel der Vorratskiste zurück, holte die Metflasche hervor und nahm einen großen Zug.

„Einer von euch hat mich einen bösen Menschen genannt“, sprach Grigori sanft. „Er hat mich damit schwer verleumdet. Wenn ich wirklich böse wäre, hätte ich mich an ihm sehr gerächt. Aber ich bin nicht böse, im Gegenteil, Männer: ich führe euch vom Bösen weg und hin zum Guten. Ihr müßt wissen, ich habe sehr dünnes Barthaar, so dünn, daß die Fliegen sich darin verirren. Sie summen dann so lustig... sss... sss... Hihi! Ich liebe alle Lebewesen auf Erden, müßt ihr wissen, auch euch, ihr Diebe, auch euch! Vielleicht liebe ich euch mehr, als ihr euch vorstellen könnt. Ich möchte euch retten, ihr Diebe, denn wenn ich es nicht täte, wäre es besser, ihr würdet sterben. Ihr habt eure Füße auf einen schwarzen Pfad gesetzt, und eure Seelen sind davon ganz schwarz geworden. Ihr seid schwarz von Kopf bis Fuß, und wenn ihr es nicht glaubt, so seht euch an: ihr seid schwärzer als die Nacht, Männer!“

Er tat wieder einen langen Zug, daß es nur so gluckerte. Einer der Gefangenen fing an zu weinen.

„Schwarz sind wir, Vater, schwarz!“ riefen Kyrylo und Mychailo.

„Schwarz sind eure Ohren und eure Zungen, schwarz sind eure Gaumen und euer Gesicht, schwarz sind Arme und Beine, schwarz seid ihr innen und außen.“ Grigori stand mitten in der Zelle, hielt die Hände hinterm Rücken verschränkt und wippte hingebungsvoll auf Zehen und Absätzen. Inzwischen hatte sich tatsächlich eine Fliege in Grigoris Bart verfangen und summte hoch und durchdringend; er wedelte sie ungeduldig weg.

„Schwarze Herzen schlagen in eurer schwarzen Brust, und

die ewige Nacht verschlingt euch. Ich sehe es sogar durch die Wand. Ihr jammert mich, und mein Herz weint.“

Die Diebe schluchzten.

„Laß uns raus, Vater, um des Himmels willen, laß uns raus“, stammelte Kyrylo. „Wir ertragen diese Qualen nicht länger.“

„Ich will euch ja auch rauslassen“, erwiderte Grigori hastig. „Nichts liegt mir näher als das. Aber nur unter einer Bedingung.“

„Stell deine Bedingung, Vater!“ bat Danylo.

„O nein. Ihr müßt sie annehmen, noch bevor ich sie ausgesprochen habe.“

Hinter der Tür herrschte tiefe Stille.

„Und wenn wir darum bitten, daß du zuerst deine Bedingung nennst?“ ertönte Danylos schüchterne Stimme.

„Dann könnte ich euch vergessen. Es ist ja nicht schwer, euch zu vergessen. Die Teufel warten schon lange auf eure Seelen.“

Wieder war Stille. Grigori entblöste fröhlich seine weißen Zähne.

„Wir nehmen deine Bedingung an“, sprachen Danylo und Kyrylo.

„Und der Junge?“

„Ich auch“, ließ Mychailo mit schwacher Stimme vernehmen.

„Ich habe ein Pergament für euch vorbereitet. Da es aber nicht angeht, daß ich euch hier als Diebe bezeichne, habe ich euch Schuldner genannt, die mir nicht rechtzeitig ihre Schulden zurückzahlen konnten.“

„Willst du uns zu Knechten machen, Vater?“ fragte Danylo mit ängstlicher Stimme.

„Zu Knechten des heiligen Klosters, jawohl!“ Grigori nickte friedlich. „Damit ihr für die Bruderschaft arbeitet und so eure Sünden abbüßen könnt. Das ist eine gute, gottgefällige Sache, jawohl.“

Er neigte den Kopf zur Seite wie ein Vogel, kniff listig ein Auge zu und lachte meckernd, daß der Bart erzitterte.

„Wie wunderbar sind deine Werke, o Herr“, rief er dann und verneigte sich. „Wieviel Arbeit verrichte ich in deinem Namen und zu deinem Ruhm! Beglücke mich, Herr, und laß mich diese schwarzen Seelen belehren! He, ihr!“ herrschte er die Gefangenen an. „Hört ihr mich? Ich werde euch jetzt sagen, wie ihr euch zu verhalten habt.“

4

Dann rief Grigori die Bruderschaft zu sich, und als die Mönche in die Zelle kamen, sahen sie ihre Dürftigkeit, denn außer dem Abt und dem Zellendiener hatte sie vorher noch niemand betreten.

„Übeltäter haben mich aufgesucht“, berichtete Grigori demütig. „Ich habe für sie gebetet, sie sind eingeschlummert und haben fünf Tage und Nächte geschlafen. Ich habe euch gerufen, Brüder, damit ihr sie aufweckt.“

Er öffnete die Tür zur Kammer und rief in die Dunkelheit: „He, ihr, wollt ihr noch lange da herumsitzen? Steht auf und kommt heraus!“

Da wankten die gequälten und abgemagerten Diebe heraus. Der eine war lang, der andere fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen, und der dritte, ein ganz Dürrer, schwankte wie ein Blatt im Wind und hatte die Hand über die Augen gelegt, obwohl Dämmerlicht in Grigoris Zelle herrschte.

„Warum seid ihr in meine armselige Zelle gekommen?“ fragte Grigori laut.

„Der Teufel hat uns eingegeben, daß du viel Geld hast“, sagte Danylo Stschur.

„Und habt ihr viel Geld bei mir gefunden?“ fragte Grigori schärfer.

„Kein bißchen“, antwortete Kyrylo Jamtschytsch. „Du bist ärmer als wir.“

„Und wie habt ihr nach meinem Gebet geschlafen?“

„Böse Gesichter und böse Träume haben uns heimgesucht, Vater“, gestand Mychailo.

„Und dann ist uns ein Engel erschienen“, berichtete Danylo weiter. „Er hat uns befohlen, für unser Verbrechen als Knechte im Kloster zu bleiben.“

„Und er hat gesagt, wir sollen unser gotteslästerliches Tun lassen“, fügte Kyrylo hinzu.

„Hörst du, Vater Abt?“ Grigori fuhr auf den Absätzen herum. „Sie wollen Klosterknechte werden. Bittet den Abt darum“, wandte er sich wieder den dreien zu.

Die Diebe fielen auf die Knie und schlugen mehrmals die Stirn zu Boden.

„Bitte, barmherziger Vater, nimm uns als Knechte in das Kloster auf.“

„So mag es denn sein“, erlaubte der Abt. „Und du, Vater Grigori, bereite ein Pergament vor. Schreibe aber nicht, daß sie freiwillig Knechte geworden sind, sondern daß sie sich als Schuldner des Klosters bezeichnen.“

„Wir sind Schuldner des Klosters!“ bestätigten die drei.

Alle Mönche nickten zustimmend, denn sie sahen darin ein gottgefälliges Werk. Nur einer unter ihnen, Issaaki mit Namen, spürte keine Freude über diese Wandlung der drei Diebe. Eine Träne blinkte sogar in seinen Augen, die aber niemand bemerkte, außer Jeremia, der Issaaki mit dem Finger drohte, so daß jener zusammenzuckte und hastig die ungebetene Träne wegwischte.

Ich war nicht im Kloster, als das alles geschah; Jeremia und Issaaki haben mir davon berichtet. Issaaki hat mir die Geschichte durch das kleine Fenster erzählt, als ich in der Höhle saß; seltsamerweise traten ihm dabei wiederum Tränen in die Augen.

„Was mich am meisten enttäuscht hat“, schloß Issaaki, „ist, daß Grigori wirklich geglaubt hat, daß er Liebe auf Erden sät und ein gottgefälliges Werk tut. Er hat vergessen, daß derje-

nige, der einem Menschen das Sklavenjoch auferlegt, selber der letzte Sklave ist.“

5

Nachts, wenn alle schliefen, betrat er gerne seine Schatzkammer. Dazu versperrte er die Zellentür, zündete eine Kerze an und öffnete die geheimnisvolle Truhe. Er schüttete all seine Reichtümer auf eine Decke, ließ die Münzen durch die Finger rinnen, legte sie der Reihe nach wieder zurück. Da waren Griwnen, Kunen, Gold- und Silberplättchen, getrennte Fächer für griechische, lechische, schwäbische und chasarische Münzen. Da gab es Gold und Silber in Brocken und Barren. Auch sie nahm er einzeln in die Hand, schnurrte selig vor sich hin und schnalzte mit der Zunge. So beobachtete ihn der allgegenwärtige Jeremia, nachdem er aus einem selbstgebohrten Loch in der Wand einen Holzpflöck gezogen hatte. Er brannte geradezu darauf, dem Abt davon zu berichten, aber der wußte von Grigoris Schätzen.

„Bruder Jeremia“, sagte er ernst. „Laß uns weise sein! Nicht zum bösen Zweck zählt Bruder Grigori sein Geld, er hütet es nur. Außer uns, den Brüdern im Geiste, hat er keine Nächsten. Wie können wir da neidisch sein?“

Jeremia akzeptierte den Grund des Abts und belauerte Grigori nicht mehr – soweit ihm das gelang, denn seine Berufung war ja: zu beobachten und zu belauern. Der Bruderschaft aber erzählte er folgendes: „Ich habe einen wunderlichen Traum gehabt, Brüder. Unser Vater Grigori ritt auf einem goldenen Pferd und hielt einen silbernen Pflugreiniger in der Hand. Da scheute das Pferd, und Grigori fiel in den Schmutz.“

Die Brüder lachten über Jeremias Scherz, denn jeder wußte, was mit dem goldenen Pferd gemeint war. Unklar war nur, was er mit Grigoris Fall im Sinne hatte, aber später deutete er es mir. Inzwischen vollbrachte Grigori noch ein Werk

zum Ruhme unseres Klosters, welches in Polikarps Schriften genügend Würdigung fand.

Der selige Grigori hatte einen Garten, in dem er Gemüse anbaute und Obstbäume gepflanzt hatte. So mancher beneidete ihn darum, aber jeder fürchtete, nahe heranzugehen, denn Grigori hatte ringsum Fallen aufgestellt, die einem die Beine abreißen konnten, sowie man hineingeriet. Da der Garten auf einem Hügel lag, sahen die Mönche Grigori schon immer von weitem, wenn er darin arbeitete. Das geerntete Obst und Gemüse legte er stets ins Gras außerhalb des Gartens und ließ es durch den Zellendiener abholen und in seine Zelle tragen. Dafür wurde der Diener mit einer Handvoll Kirschen oder ein paar Mohrrüben belohnt. Das Gemüse bereitete Grigori für sich selbst, und die Kirschen aß er, vor der Tür sitzend, und spuckte die Kerne in alle Richtungen.

„Du hast doch Zugang zu Grigoris Garten“, sagte Jeremia einmal scherzend zum Zellendiener. „Du könntest dich stärken, denn du bestehst ja nur aus Haut und Knochen.“

„Um Gottes willen, Vater!“ rief der Diener erschrocken aus. „Dieser Garten ist eine uneinnehmbare Festung.“

Er war wirklich wie eine Festung, denn jeder, der vorüberging, wandte unwillkürlich den Kopf dorthin und bewunderte das reiche Obst an den Bäumen und das herrliche Gemüse, bestaunte insbesondere die Kürbisse, die wie Reckenköpfe auf der Erde lagen. Von ihnen erzählten die Mönche, sie sprächen des Nachts miteinander und leuchteten, und es sei nicht angebracht, sie dann anzublicken, man könnte sonst erblinden. In jedem Herbst, wenn die Kürbisse reiften, konnte man auf einem von ihnen den vor sich hindösenden hageren Alten sehen, über dem rotblättrig die Bäume flammten. Dieser Alte auf dem Reckenkopf ähnelte einem Pilz, der sich an den letzten Sonnenstrahlen wärmte. Und daß keiner Zutritt zu diesem Garten hatte, brachte die Mönche auf die Idee, daß Grigori vielleicht nicht nur zu Gott bete – alles gedieh gar zu gut unter seinen Händen. Ein schmaler ausgetre-



tener Pfad führte auf den Hügel, und nur Grigori benutzte ihn, höchstens noch der Zellendiener, wenn er etwas abzuholen hatte. Einst hatte auch Issaaki ihn benutzen wollen, aber dieser Ausflug ist den Brüdern noch lange im Gedächtnis haften geblieben. Sein Fuß geriet in eine Schlinge, die sich so fest zuzog, daß er nicht freikam, ja, sich immer mehr in den Netzen verfang, die ihn von allen Seiten wie Schlangen umwandten. Issaaki strampelte und schrie, und wer ihn dort so hangeln sah (vor allem Jeremia), wußte nicht, was mit ihm passiert war. Und wirklich: Issaaki hing wie in einem Spinnennetz, kämpfte und schlug um sich, den Pfad herauf aber kam, auf seinen Stock gestützt, bedächtig der großköpfige, hagere Mönch. Er nickte, und seine Augen waren nur einen Spalt geöffnet. Es sah wirklich so aus, als kröche eine Spinne auf eine seltsam gespreizte Fliege zu. Den Beobachtern dieser Szene wurde unheimlich. Jeder hatte das Gefühl, daß dieser Großkopf im nächsten Moment seinen Stock heben und einen Giftstrahl daraus versprühen würde. Die Fliege würde langsam im Netz erlahmen, und der Großkopf würde sie auf dem Spinnenpfad in sein Nest zerren.

Und da streckte Grigori wirklich den Stock nach Issaaki aus.

„Was treibst du hier, Issaaki?“ fragte er zornig. „Weißt du nicht, daß ich hier Netze gespannt habe?“

„Ich kann gehen, wohin ich will“, schrie Issaaki wütend zurück. „Und ich mag es nicht, daß man mich wie ein Tier fängt.“

„Du wolltest sicher bei mir stehlen, Issaaki“, meinte Grigori friedlich. „Dafür wirst du zwei Tage lang in den Netzen hängen.“

Da lachte Issaaki Grigori dreist ins Gesicht.

„He, Leute!“ schrie er. „Dieser Geizhals, der auf seinem Gold hockt, will mich als Bösewicht hinstellen!“ Issaaki schlug solch einen Lärm, daß er auch im entferntesten Winkel des Klosters zu hören war. Die Mönche traten vor ihre Zellen und hielten Ausschau.

„Seht doch, liebe Leute!“ trompetete Issaaki. „Der Mönch, der Schinken und Gänsebraten ißt, macht mich zum Bösewicht!“

Da zog Grigori an einer Leine, und Issaaki heulte vor Schmerz auf.

„Halt dein Maul, du Narr!“ zischte Grigori. „Sonst ziehe ich das Netz zusammen und verkünde, daß du dich selber erwürgt hast.“

„Und warum heißt du mich einen Bösewicht?“ wehrte sich Issaaki. „Auch wenn du mich würgst, lasse ich mich nicht so nennen. Damit du es weißt: ich bin wirklich arm, du aber gibst nur vor, arm zu sein.“

„Schon möglich“, erwiderte Grigori. Sie sprachen nun leise miteinander, damit die anderen es nicht hörten. „Aber ich schwöre bei Gott, daß ich dich nicht freilasse, bevor du nicht deine Beleidigungen zurückgenommen hast.“

„Laß mich frei, dann nehme ich sie zurück“, beteuerte Issaaki.

Grigori ließ die Leine ein wenig locker, und Issaaki fiel zu Boden. Die Mönche verfolgten das Geschehen voller Neugier. Das Klosterleben war arm an Ereignissen.

„Verneige dich vor mir und bereue!“ knurrte Grigori.

Issaaki stand auf und rieb sich Hand- und Fußgelenke.

„Ein ehrlicher Mensch hat keine Ruhe vor dir“, preßte er hervor. „Vor dir und deinesgleichen. Ihr habt die ganze Erde mit euren Netzen überzogen, und man muß sich auf Schritt und Tritt vorsehen. Bald werdet ihr auch den Himmel damit bespannen.“

„Bereue!“ forderte Grigori mit eisiger Stimme.

Issaaki verbeugte sich vor ihm.

„Ich bereue, Bruder Grigori beleidigt zu haben, indem ich ihn einen Raffer und Geizhals genannt habe“, rief er laut. „In Wirklichkeit ist unser Klosterbruder arm wie eine Kirchenmaus und freigebig wie die Erde. He, Brüder!“ wandte sich Issaaki an die Mönche. „Ist unter euch auch nur einer,

dem Bruder Grigori keine Wohltat erwiesen hat? Ich zum Beispiel habe Früchte aus seinem Garten gekostet!“ Er hob die Hände und schüttelte sie. „Süße Früchte, Brüder, wie aus dem Paradies! Bruder Grigori lädt uns, freigebig wie er ist, alle zum Kürbisbrei ein, obwohl er keinen Honig hat, um ihn zu süßen. Seht, Brüder, ich beuge mich vor Bruder Grigori, denn er ist großzügig, folgsam, fromm, besitzt alle Tugenden, die ein Mensch auf Erden nur besitzen kann.“

Er verbeugte sich noch einmal.

„Genug!“ sagte Grigori befriedigt. „Für deine Mühen nimm dir einen Kürbis.“

Aber Issaaki rannte schon davon, sah sich jedoch noch einmal um.

„Es stimmt nicht, Brüder, daß er auf einer Truhe mit Gold sitzt“, schrie er. „Und daß er täglich sein Geld zählt! Es stimmt nicht, daß er heimlich jeden Tag Schinken und Gänsebraten ißt und nicht genug davon kriegen kann. Es stimmt nicht, daß er ein Herz aus Stein hat und jeden, der sich ihm in den Weg stellt, quält und peinigt. Es stimmt nicht, Brüder, das ist alles Lüge!“

Plötzlich blieb er, wie von einer unsichtbaren Kraft gebannt, auf dem Pfad stehen, die Arme gen Himmel gereckt, als wolle er fliegen.

„Ist ja auch Lüge!“ bestätigte Grigori ruhig und begann Issaaki neuerlich aus den Stricken zu befreien.

## 6

Ein paar Tage später erschienen drei Männer im Kloster. Sie gingen die Zellen ab, blieben vor jeder Tür stehen. Der erste schwieg, nur seine beiden Begleiter sprachen.

„Das ist unser Freund“, sagte der eine. „Er ist zum Tode verurteilt.“

„Wir flehen euch an: Gebt ihm etwas, damit er sich von dem Urteil loskaufen kann“, sagte der zweite.

Die Mönche gaben dem Todeskandidaten, ein jeder, wie er konnte, und der Mann verneigte sich stumm vor den Spendern.

So wanderten die drei von Tür zu Tür, bis sie vor Grigoris Zelle gelangten. Auf seinen Stock gestützt, stand Grigori bereits auf der Schwelle und reckte neugierig den Bart.

„Das ist unser Freund“, sagte der erste Bittsteller. „Er ist zum Tode verurteilt.“

„Wir flehen dich an: Gib ihm etwas, damit er sich freikaufen kann“, sagte der zweite.

„Was für eine Sünde hast du begangen, mein Sohn?“ fragte Grigori, und eine Träne blitzte in seinen Augen.

„Er hat den Pferdeknecht des Fürsten geschlagen“, sagte der erste.

Grigori brach in Weinen aus.

„Ein Elend, welch ein Elend für diesen Mann!“ jammerte er und wiegte sich hin und her. „Sein Ende ist wohl nah!“

„Gib uns etwas für ihn, Vater“, bat der zweite. „Wenn wir soviel sammeln, daß wir ihn freikaufen können, wird er nicht sterben.“

„Was für eines Todes soll er denn sterben?“ fragte Grigori und wischte sich die Tränen aus den Augen.

„Er soll an einem Baum aufgehängt werden.“

„Nun, das ist ein gutes Urteil“, sagte Grigori. „Obzwar es besser wäre, wenn er sich selber aufhängen würde. Aber ich spende natürlich etwas. Bei Gott, Geld habe ich keins, so geht denn in meinen Garten und holt euch Gemüse und Obst, soviel ihr tragen könnt. Verkauft es, dann habt ihr Geld.“

Der zum Tode Verurteilte verneigte sich tief, und seine beiden Freunde dankten freudig.

„Durch deine Barmherzigkeit werden wir ihn retten“, sagten sie.

Grigori wischte sich die letzten Tränen aus den Augen und ging hinunter in die Höhlen, wo er gerne betete, um nichts Irdisches zu hören und nichts Vergängliches zu sehen.

Freudig erregt gingen die drei zu Grigoris Garten. Die Mönche sahen das Wunder und beobachteten, was daraus werden würde.

Schon stiegen die Männer in munterem Gespräch den Pfad hinan, passierten ungehindert die Stelle, an der sich Issaaki im Netz verfangen hatte, und betraten den Garten. Der Todeskandidat kletterte auf einen Baum, um Obst zu pflücken, die beiden anderen beugten sich über das Gemüse. Plötzlich schrien sie auf, wollten wegrennen, konnten sich aber nicht von der Stelle rühren. Im selben Moment stieß auch der Mann auf dem Baum einen Schrei aus, und die Mönche sahen, wie er vom Ast fiel und hängenblieb. Als die beiden Männer unten entdeckten, was ihrem Freund geschehen war, schrien sie noch lauter, strampelten und verstrickten sich immer mehr in den Netzen. Da ging Jeremia in die Höhle, in der Grigori unter Tränen betete.

„Die Bittsteller sind in deinen Garten eingedrungen“, berichtete er.

„Störe mich nicht beim Beten, Bruder“, bat Grigori demütig.

„Aber Grigori“, beschwor ihn Jeremia. „Du weißt doch, was es bedeutet, wenn ein Fremder in deinen Garten gerät.“

„Ich bete, Bruder Jeremia“, wehrte Grigori kühl ab. „Bete auch du mit mir. Wenn wir unser Gebet verrichtet haben, gehen wir und sehen nach den Bösewichtern.“

Die Mönche wagten sich ein Stück den Pfad hinauf. Die beiden Männer in den Netzen baten mit Tränen in den Augen, man möge sie befreien.

„Wie seid ihr in den Garten gelangt?“ erkundigte sich Jeremia, der wieder zu den anderen getreten war.

„Grigori hat uns selber geschickt“, sagte der eine.

Der Todeskandidat hing mit dem Kopf nach unten und gab kein Lebenszeichen von sich. Seine Beine hingen in einem Strick.

„Grigori betet für eure Seelen“, sagte Jeremia, bekreuzigte

sich und suchte seine Zelle auf. Einer nach dem anderen verließen auch die übrigen Mönche den Schauplatz. Keiner wollte den Opfern helfen, weil er Angst hatte, selber in eine Falle zu geraten.

Erst gegen Abend kam der kleine Mann mit dem großen Kopf aus den Höhlen und schlurfte, auf seinen Stock gestützt, langsam den Spinnenpfad hinauf.

„Was habt ihr in meinem Garten zu suchen?“ fragte er drohend. „Warum hängt der Mann am Baum?“

„Du hast uns doch selber hierhergeschickt, Vater!“ heulte der eine im Netz.

„Daß ich euch geschickt habe, weiß niemand“, erwiderte Grigori ruhig. „Aber daß ihr beim Stehlen ertappt worden seid, kann jeder bezeugen.“

„Vater, hab Erbarmen mit uns!“

„Eure Seelen ersticken in Sünde“, donnerte Grigori. „Ihr habt mich belogen. Vergangene Woche seid ihr durch die Kirchen gezogen und habt von ehrlichen Bürgern Geld erbetelt.“

„Wir können beschwören, daß wir nicht gelogen haben!“

„Und ich kann beschwören“, fuhr Grigori unbarmherzig fort, „daß ihr gelogen habt. Ihr seid schon einmal bei dieser gotteslästerlichen Tat ertappt und bestraft worden.“

„Laß uns frei, Grigori“, heulten die Gefangenen. „Wir sind unschuldig.“

Die Hände auf dem Rücken, stand Grigori vor ihnen und wippte von den Zehenspitzen auf die Fersen und wieder zurück.

„Niemand auf Erden ist unschuldig“, räsionierte er. „Von Geburt an tragen wir unsere Schuld vor Gott in uns. Ihr werdet zwei Tage und zwei Nächte hierbleiben, auch euer Freund mag solange am Baum hängen. Danach komme ich zu euch, und wir sprechen über eure Sünden.“

Grigori wandte sich um und schlurfte den Pfad hinunter, die Gefangenen aber rangen die Hände vor Verzweiflung.

So saßen sie denn zwei Tage und zwei Nächte, schrien, wenn ein Mönch vorüberging, weinten, flehten, aber niemand kam ihnen zu Hilfe. Indessen betete Grigori den ganzen Tag vom frühen Morgen an in seiner Höhle, besuchte nur die Gottesdienste und vergaß auch das Essen nicht. Erschien er in Sichtweite der Männer, brachen sie in großes Geheul aus, flehten ihn um Barmherzigkeit an, Grigori aber tat so, als bemerkte er sie nicht. Mehrere Male fiel Regen auf die Gefangenen, durchnäßte sie bis auf die Haut, und nur die Sonne trocknete ihre Kleider. Sie nährten sich von Mohrrüben, die in Reichweite wuchsen, und ließen ihre Ausscheidungen einfach unter sich, denn sie konnten sich kaum rühren. Sogar der Abt bat Grigori, die Unglücklichen freizulassen, aber Grigori konnte ihn umstimmen. Die Gefangenen ermatteten zusehends, flehten und jammerten nicht mehr, sondern lagen seltsam verrenkt am Boden, denn die Netze ließen ihnen nur wenig Bewegungsfreiheit. Nachdem zwei Tage und zwei Nächte vergangen waren, kam der kleine großköpfige Mönch, schwer auf seinen Stock gestützt, den Spinnenpfad heraufgeschlurft.

Er stellte sich vor die im Netz Verstrickten und wartete, bis sie sich aufgerichtet hatten.

„So ist es nun gekommen!“ sagte er friedfertig. „Ihr habt Gott nicht geachtet, und so hat Gott euch nicht geachtet.“

„Verzeih uns, Vater“, winselten die beiden. „Wir werden es dir unser Leben lang nicht vergessen.“

„Der Feind hat euch gelehrt, Nichtiges in Lüge zu hüllen“, predigte Grigori. „Daher hat Gott kein Erbarmen mit euch. Habt ihr unehrenhaft gelebt, habt ihr Fremder Arbeit gestohlen und nicht arbeiten wollen, so steht hier bis ans Ende eurer Tage!“

Da jammerten die Gefangenen von neuem los, baten den Mönch mit Tränen in den Augen, sie doch freizulassen, und versprachen hoch und heilig, nie mehr solche Sünden zu begehen.

Grigori wippte auf seinen Füßen vor und zurück und blickte sanft und freundlich auf die Männer herab.

„Ihr habt mein Herz erweicht“, gab er schließlich nach. „Wenn ihr arbeiten und mit eurer Arbeit anderen dienen wollt, dann lasse ich euch vielleicht frei.“

„Deine Güte ist groß!“ sagten die Gefangenen.

„Ich tue es, denn ich habe ein weiches Herz“, erwiderte Grigori. „Sogar meine Barthaare sind weich: Eine Fliege kann sich darin verfangen, jawohl! Daher sage ich: Gesegnet sei Gott! Von heute an werdet ihr für die heilige Bruderschaft arbeiten, werdet mit eurer Arbeit anderen Nutzen bringen. Schwört, daß ihr euer Gelöbnis nicht brechen werdet und setzt eure Namen auf ein Pergament, das dies bestätigen soll.“

Er ließ sie ihren Freund begraben, und sie lebten bis ans Ende ihrer Tage im Kloster, um für die Mönche zu arbeiten – etwas anderes blieb ihnen nicht übrig.

## 7

Es fällt mir schwer, über Grigori zu schreiben, denn ich habe ihn selbst nicht kennengelernt, und die Berichte anderer können entstellt sein. Polikarp hat Grigori zu einem Wundertäter erhoben. Vielleicht tat er recht daran: Grigori verstand sich außerordentlich auf Schlösser und Fallen und ließ seine Gaben nicht verdorren, sondern nützte sie, so gut er konnte. Es gibt ja Talente nicht nur zum Guten, sondern auch zum Bösen. Unserem Kloster gereichte das zur Ehre, aber es gibt noch ein höheres Urteil über unsere auf Erden vollbrachten Taten. Ich weiß nicht, wie Grigoris Taten in dieser Waagschale gewogen werden, aber wenn ich an ihn denke, wird mir das Herz seltsam schwer. Oft sehe ich seinen Garten vor mir, der immer noch besteht, sehe die Männer, die in den Netzen strampeln wie Wild oder Fische, sehe die kleine Gestalt mit dem großen Kopf, die langsam, auf den Stock gestützt, auf sie zustrebt, um sie zu strafen. Mag er von einem höheren Ge-



richt beurteilt werden; ich werde erzählen, wie Grigori seine Tage beendete.

Es geschah, daß sich Unruhe in Grigoris Herz einnistete. Sobald er seine Zelle betrat, verspürte er einen widerlichen süßlichen Geruch. Er suchte die ganze Zelle ab, durchwühlte sein ganzes Hab und Gut, untersuchte jeden Spalt, fand aber nichts, obwohl er sicher war, daß irgendwo eine verendete Ratte verweste. Er ließ die Tür offenstehen, damit der Gestank abzog; auch das half nicht, im Gegenteil: der Gestank verstärkte sich. Da vermutete Grigori, daß der Aasgeruch von draußen kam, kroch durch das Gras, suchte alles ab, fand jedoch auch hier nichts. Darauf brannte er Weihrauch in der Zelle ab, doch der Gestank verdoppelte sich. Nun verfiel er in eifriges Beten, weil er hoffte, die Kraft seines Wortes würde den widerlichen Geruch vertreiben. Aber je mehr er betete, desto stärker verspürte er ihn. Er begann so viele Psalmen zu singen, wie er es getan hatte, als die Diebe in der Kammer saßen, doch auch das nützte nichts.

Bekanntlich hatte niemand Zugang zu Grigoris Klausen, außer dem Zellendiener, und so fragte er diesen, ob er den schweren Geruch auch wahrnehme.

„Mir scheint“, erwiderte der Bursche demütig, „der hat schon immer in der Zelle gestanden.“

Wütend jagte er den Diener davon, aber das verminderte den Gestank nicht. Manchmal, wenn Grigori die Hand an die Nase hob, schien ihm, als ginge dieser Verwesungsgeruch von ihm selber aus. Grigori hielt die Qualen nicht länger aus, lief zu Jeremia dem Seher und bat ihn, seine Zelle aufzusuchen. Jeremia war einverstanden, blieb aber schon in der Tür stehen.

„Herrgott!“ rief er und hielt sich die Nase zu. „Hier riecht es nach Aas!“

„So ist es!“ Grigori war erleichtert, daß auch Jeremia diesen Gestank spürte. „Aber würdest du mir helfen, das Aas zu finden? Ich suche schon überall vergeblich.“

„Was forderst du von mir, Bruder?“ empörte sich Jeremia. „Ich bin doch kein Meister darin, Aas aufzuspüren!“

„Du hast seherische Kräfte, Bruder“, erwiderte Grigori friedfertig. „Laß sie um Gottes willen walten, und befreie mich von dieser teuflischen Prüfung.“

Jeremia blickte Grigori scharf an und zwinkerte ihm plötzlich zu.

„Vielleicht will dich der Herrgott strafen, Bruder?“ flüsterte er geheimnisvoll. „Habe ich das Recht, mich in Gottes Werk einzumischen?“

„Gott kann mich nicht bestrafen“, entgegnete Grigori ruhig. „Ich bete eifrig, beachte alle Klosterregeln, führe ein asketisches Leben. Wenn man allein meine Verbeugungen vor Gott zählen würde, weißt du, Bruder, wieviel da zusammenkommen würden?“

„Gewiß, gewiß“, beeilte sich Jeremia zuzustimmen, denn er hielt den Gestank, der durch die Zelle wogte, nicht mehr aus. „Ich würde dir gerne helfen, Bruder, aber das Geheimnis enthüllt sich mir nicht.“

Er verließ Grigoris Zelle und atmete befreit auf. Grigori aber, enttäuscht von Jeremias seherischen Kräften, durchsuchte erneut die kleine Kammer. Zuerst schien ihm, der Gestank käme aus der Truhe mit dem Geld, er durchwühlte alles, fand aber auch hier kein Aas. Dann sah er in alle kostbaren Gefäße, drehte sie um: aus einem fiel eine Fledermaus, aus einem anderen das Skelett einer Maus. Er vergrub beides, aber auch das half nichts. Dann holte er sich Wasser aus dem Brunnen, den Antoni gegraben hatte, und wusch die Gefäße. Sie schienen nun weniger zu riechen, aber der Gestank in der Zelle blieb haften. Grigori ging zum Popen Tit, ließ sich Weihwasser von ihm geben und besprengte damit jeden Winkel seiner Zelle. Weihrauch brannte er nicht mehr ab, denn der Gestank war danach noch größer geworden. Er verließ die Zelle und betete einen Tag lang inbrünstig in seiner Höhle. Als er zurückkehrte, war der Aasgeruch so unerträglich ge-

worden, daß er sich nicht mehr in der Zelle aufhalten konnte; mehr noch, der Gestank hatte sich auch in der Höhle eingenistet, und als Grigori sich ein zweites Mal dorthin begab, roch es dort genauso. Um die Brüder nicht zu erzürnen, verließ Grigori die Höhle. Er beschloß, in den Dnepr zu steigen und sich zu waschen, denn das hatte er lange nicht getan. Er hegte den geheimen Verdacht, daß der üble Geruch von ihm selber ausging. Auf den Stock gestützt, schlurfte er langsam den Pfad hinunter und betete dabei ununterbrochen vor sich hin, ohne den wolkenlosen, in das weiche fliederfarbene Licht der Abenddämmerung getauchten Himmel wahrzunehmen. Alles ringsum war wie verzaubert: das Gras, die Kräuter, die Bäume. Die Erde schien zu seufzen; sie roch nach trockenem Staub und Wermut, und über dem Wasser segelte ein Paar schneeweißer Möwen. Grigori sah nur den Pfad vor sich, über den ab und zu Käfer krochen, und bemühte sich, sie nicht zu zertreten. Mit einemmal vernahm er das muntere, vielstimmige Zirpen der Grillen. Irgendwo in der Nähe wieherten Pferde: Grigori reckte neugierig den Bart. Auf der Straße bewegte sich im ersten Dämmerlicht eine Wagenkolonne; vornweg auf einem hohen braunen Pferd ritt ein Fürst, hinter ihm seine Diener. Es war einer aus dem Geschlecht der Wsewolodowitschs, der gen Kiew ritt, um dort mit seinem Bruder wegen eines Feldzuges zu verhandeln.

„Schaut nur, Männer!“ rief ein Diener. „Der Mönch sieht wie ein Teufel aus.“

„Oho!“ rief ein zweiter. „Ihm wachsen ja Hörner! Kommt, wir sehen mal nach, ob er auch einen Schwanz hat.“

„Und wie der stinkt!“ rief der dritte prustend.

Diese Worte versetzten Grigori in großen Zorn. Er blieb am Wegrand stehen und spuckte dreimal zu Boden.

„Für euer dreistes Gerede möget ihr dreimal verflucht sein!“ rief er. „Weint um euren Tod und bereut eure Sünden, damit ihr beim Jüngsten Gericht Trost findet!“

Er blickte zum Dnepr, der im Abendlicht funkelte, und

schloß geblendet die Augen: der Fluß war in weiches Blau getaucht.

„Ich rufe Gottes Gericht über euch“, fuhr er fort. „Ihr werdet alle im Wasser ertrinken!“

Da erzürnte der Fürst, ritt auf den Mönch zu und ließ die Peitsche auf seinen Rücken niedersausen.

„He, alte Vogelscheuche, nimm deine Worte zurück!“ herrschte er Grigori an.

Das brachte Grigori noch mehr in Wut, obwohl er äußerlich ruhig blieb; nur sein Bart bebte leise.

„Für deine Grobheiten gegen einen Knecht Gottes wirst auch du elendig sterben!“ verkündete er dem Fürsten. „Sei verflucht und ertrinke im Wasser!“

„Bindet ihn, Jungmannen!“ befahl der Fürst. „Er soll so sterben, wie er es uns prophezeit hat.“

Da sprangen die Jungmannen von den Pferden, packten den alten Mönch, banden ihm einen Stein um den Hals und schleiften ihn zum Dnepr, in dem er sich waschen wollte. Sie holten aus, und der dürre, leichte Körper platschte mitten in das silbrigblaue Geflimmer hinein. So versank Grigori in der Tiefe. Am Ufer blieb nur der widerliche Aasgeruch zurück, und die Jungmannen, die den Alten ertränkt hatten, berochen angeekelt die Hände: sie hatten Grigoris Gestank übernommen. Doch sie waren jung und unbekümmert, rieben sich die Hände mit Sand ab und sprangen fröhlich lachend auf die Pferde, um ihrem Glück oder Unglück entgegenzureiten.

Grigori aber wurde von Klosterfischern in einem Netz aufgefangen, und als er ins Kloster gebracht worden war, ging kein Aasgeruch mehr von ihm aus. So mag es wohl sein: Wer sein irdisches Dasein beendet, fällt nicht mehr unter das irdische Gericht.

Als Grigori begraben war, rief der Abt die Bruderschaft zusammen und befahl, die Tür zu Grigoris Zelle aufzubrechen. Da trat Kyrylo Jamtschytsch, der Klosterknecht, vor und bot an, die Tür zu öffnen. Widerlicher, stickiger Geruch schlug

ihnen entgegen, aber sie achteten nicht darauf. Dann öffnete Kyrylo Jamtschytsch die zweite Tür, nachdem er das Schloß genauestens untersucht hatte. Die Mönche betraten die Kammer, und so wurde Grigoris Gold und Silber für das Kloster eingesammelt.

„Siehst du, Vater Jeremia“, sagte der Abt leise. „Den Lebenden, was der Lebenden ist, den Toten, was der Toten ist!“

„Fürwahr!“ Jeremia nickte und setzte eine fromme Miene auf.

Die Truhe mit dem Gold und dem Silber und den Sack mit den wertvollen Gefäßen trugen die drei ehemaligen Diebe. Jetzt waren sie Knechte, und auf ihren Gesichtern stand Demut.

# welches von Feodor und seinem Ratgeber Wassili berichtet

## 1



In der Tat, was soll mir der Reichtum? dachte Feodor zerknirscht, als der Mönch gegangen war, der schon seit einem Monat immer wieder zu ihm kam und auf ihn einredete, er solle sein Hab und Gut dem Kloster vermachen.

„Du bist nicht mehr jung. Denk an deine Seele. Wenn du stirbst, stürzen sich die Verwandten auf dein Gold. Sie warten doch nur darauf, daß du die Augen schließt, und dann erscheint die ganze hungrige, böse Meute in deinem Haus, wird dich den Würmern zum Fraß vorwerfen und selber große Gelage auf deine Kosten veranstalten.“

Feodor nickte wehmütig. Es war der Monat der großen, allumfassenden Trauer, und alles Traurige ging ihm in dieser Zeit sehr zu Herzen! Der Mönch, der ihm diese Worte so leidenschaftlich eingeflüstert hatte, war gegangen, nachdem Feodor ihm ein paar Künen in die Hand gedrückt hatte. Wassili hatte sie scheinbar unwillig genommen.

„Ich werde es den Bettlern geben“, hatte er gesagt, das Geld schnell weggesteckt und ihn in bohrender Stille zurückgelassen.

Es war in jenem Jahr ein schneereicher Winter. Tag und Nacht fielen weiße Flocken vom Himmel, hüllten Straßen und Häuser ein, und der Diener mußte schon am frühen Morgen einen Weg vom Haus zur Straße schaufeln. Der Weg lag so tief, daß man bis zur Brust darin stand. Die Straße konnte nicht einmal mit Schlitten befahren werden, und die ausgetre-

tenen Pfade waren schmal, in der Mitte gewölbt; man brauchte nur ein wenig zur Seite zu treten, und schon versank man bis zu den Hüften im Schnee. Daher kam der Mönch weißbestäubt zu Feodot, wärmte lange am Ofen die rauhe rote Hand – die andere war verdorrt – und berichtete mit heiserer Stimme von Schnee und Verwehungen, vor allem aber sprach er davon, daß die Wurzel allen Übels die Geldgier sei.

„Der Herr sagt im Evangelium: Solange sich der Mensch nicht lossagt von allem, was er besitzt, kann er sich ihm nicht nähern.“

„Und wenn er einfach lebt, ohne jemandem Böses zuzufügen?“ warf Feodot schüchtern ein. „Was geschieht dann?“

Wassili, der Mönch, blickte Feodot verständnislos an.

„Er wird verflucht werden!“ flüsterte er hart. „Und das Höllenfeuer erwartet ihn.“

„Ich habe mein Hab und Gut nicht durch Raub, sondern durch ehrlichen Handel erworben“, verteidigte sich Feodot.

„Trotzdem wirst du verflucht werden. Nur wer sich von allem Irdischen und Nichtigen lossagt, ist Gott gefällig.“

Große Zweifel ließ der Mönch zurück, die, unsichtbaren geflügelten Wesen gleich, den Kaufmann ruhelos umflatterten. Unablässig fiel der Schnee, preßte sich wie ein bleiches Gesicht gegen die Fensterscheiben. Der eintönige weiße Glanz machte das Herz kalt und leer. In solch einer Stunde trat der Diener, ein hochgewachsener alter Mann mit langem Schnauzbart, ins Zimmer und verkündete, daß wieder Bettler den Hof füllten. Feodot erhob sich, daß die Knochen knackten, und trat langsam vor die Tür. Die Bettler standen einer hinter dem anderen auf dem tiefen Pfad mitten im Hof, barhäuptig und in Lumpen, schneebedeckt und schwärzlich vor Kälte. Sie sangen traurige Psalmen, und in die offenen Münder flockte der Schnee, so wie er auch den wehmütigen Feodot auf der Haustreppe bedeckte. Für einen Moment glaubte er, Dutzende von Wassilis vor sich zu sehen, die nicht

um Almosen baten, sondern sie verlangten. Die Bettler öffneten und schlossen die Münder mit ihren zahnlosen Kiefern oder dunklen Zahnstumpen und krächzten vor Heiserkeit. Aber sie sangen voller Hingabe, obwohl ihre Blicke jede Bewegung des Mannes auf der Treppe gespannt verfolgten. Eingehüllt in seinen teuren Pelz, stand Feodot da und nickte mit dem Kopf im Takt des Liedes. Geduldig lauschte er dem Gesang der Bettler, und als sie verstummt waren, betrachtete er sie noch eine Weile mit verlorenem Blick, während die Bettler wie versteinert auf dem Pfad verharrten. Dann drehte sich Feodot um, ging ins Haus zurück, öffnete die Schatzkammer Silbermünzen und trat damit wieder vor die Tür. Die Bettler und darin eine Truhe, schöpfte eine Handvoll Gold- und kamen der Reihe nach zu ihm, er beschenkte jeden, sie verneigten sich vor ihm bis zur Erde und humpelten auf ihren Krücken und in Holzschuhen davon. Am nächsten Tag aber erschienen sie von neuem, standen einer hinter dem anderen in dem Hohlweg mitten im Schnee, sangen nicht weniger hingebungsvoll, und der Schnee fiel auf sie herab. Fast jedesmal nach den Bettlern kam Wassili und hielt eine furchterregende Predigt, beschrieb die Qualen, die die Geldgierigen in der Hölle zu erleiden hätten, und seine Rede beim leisen Rascheln der Schneeflocken gegen die Fensterscheiben und beim Prasseln des Feuers berührte Feodot gar seltsam.

„Du tust ein gutes Werk, daß du dein Hab und Gut so freigebig an Bettler verteilst, aber du tust ein noch besseres Werk, wenn du es dem heiligen Kloster vermachst.“

„Ich habe nicht mehr viel“, sagte Feodot und sah ihn mit leerem Blick an. „Geh in die Kammer und nimm es dir. Aber vorher rate mir, wie ich weiterleben soll.“

„Hast du deine Diener schon entlassen?“ fragte Wassili scharf.

„Nur einer wollte nicht gehen.“

„Und außer dem Geld, das du dem Kloster vermachst, hast du nichts?“



„Nein“, bestätigte Feodot.

„Dann verlasse dein Haus und folge mir“, befahl der Mönch.

Er schüttete das restliche Geld aus Feodots Truhe in einen Sack.

„Wohin gehen wir?“ fragte Feodot, und Tränen traten in seine Augen.

„Gott dienen“, antwortete der Mönch und warf sich den Sack über die Schulter.

„Gehen wir jetzt sofort?“ fragte Feodot langsam.

„Nein, du bleibst noch. Der Abt schläft jetzt. Du kommst morgen mittag.“

Er öffnete die Tür, denn er hatte es eilig. Unter der Last des Sackes gebeugt, trat der Mönch in Schnee und Wind, in die undurchdringliche Finsternis, denn es war schon später Abend.

Feodot aber saß, starrte ins Feuer, bis die von Wassili nachgelegten Scheite niedergebrannt waren, und als nur noch Glut übriggeblieben war, stand er auf und ging vor die Haustür. In der Hütte des Dieners brannte noch Licht. Plötzlich überkam ihn der Wunsch, an das erleuchtete Fenster zu klopfen, aber die Hand hob sich nur und senkte sich wieder. Da sah er vor sich im Wirbel der Schneeflocken eine Frauengestalt, kalt und bleich, engelgleich.

## 2

Und aus dem Reichen wurde ein Armer, aus Feodot Feodor, und er lebte mit des Abts Erlaubnis in einer Höhle, die die Warägerhöhle hieß. In wenigen Jahren war er völlig ausgemergelt, denn er nahm nur Klosterkost zu sich und verrichtete schwere Arbeiten. Er stellte in seiner Zelle eine Getreidehandmühle auf und mahlte unermüdlich Weizen für die heilige Bruderschaft, hielt nur inne, um seine natürlichen Bedürfnisse zu befriedigen und zu beten. So erlosch in seiner

Höhle nie der Kienspan; er drehte und drehte die Handmühle, die krachend die Körner zermahlte, und dachte an die Ewigkeit, die ihn erwartete, wenn er dieses vergängliche Leben beendet hätte. Bei diesen Gedanken drehte es sich leichter, obwohl die Trauer, die er draußen, in der Welt, gespürt hatte, noch immer nicht von ihm gewichen war.

Diese Trauer war in jenem denkwürdigen Winter zu ihm gekommen, als über der Erde graue Dämmerung hing und der Schnee ununterbrochen fiel. Feodor dachte an seine schöne verstorbene Frau, die ihm ein totes Kind zur Welt gebracht hatte, und, den Schmerz nicht überwindend, so schnell ins Reich der Schatten eingegangen war. Da war die Trauer in ihn eingekehrt und hatte ihn seither nicht verlassen. Gleichsam als Verkörperung dieser Trauer aber war der schonungslose, hitzige schwarze Mönch Wassili in sein Leben getreten.

Wenn die Hand erlahmte und die Mühle nicht mehr drehen konnte, wenn die Augen vor Müdigkeit zufielen, lehnte er sich mit dem Rücken gegen die Wand und erblickte vor sich eine Schneewüste und darin eine Frauengestalt, kalt und bleich, engelgleich, und sie war seiner verstorbenen Frau wie aus dem Gesicht geschnitten. Auf dem Arm trug sie ein starres, nacktes Kind. Die Frau sah ihn mit großen traurigen Augen an, und um ihren Mund spielte ein Lächeln, kalt wie die Winterdämmerung. Ihm muteten diese Dämmerung und dieses Lächeln als etwas Unzertrennliches an, und er konnte sich selbst nicht mehr davon lösen.

Nach so einer Vision spürte er am nächsten Morgen Schlaffheit am ganzen Körper. Alles um ihn herum wurde leicht und zerbrechlich. Er hörte deutlich das leise Rascheln von Schnee, obwohl er unten in seiner Höhle saß, und die Frauengestalt mit dem starren, nackten Kind auf dem Arm trat erneut vor seine Augen.

„Meine Lieben, ihr seid im Paradies“, sprach er vor sich hin „Und ich möchte nicht in der Hölle leben, sondern euch im Paradies wiedersehen.“

So drehte er die Getreidemühle Tag und Nacht, schloß die Augen nur für ein paar Stunden, in denen er nichts träumte, in denen die Frau mit dem starren, nackten Kind ihm nicht erschien, in denen schwärzeste Finsternis herrschte, in denen er selber wie tot war. Er erwachte schweißgebadet und griff wieder zur Handkurbel. Das ging mehrere Jahre so, bis wieder ein außergewöhnlich schneereicher Winter die Erde heimsuchte.

Da hielt er die Mühle an, erhob sich von seinem durchgessenen Platz und trat ans Licht. Schneeflocken schwebten leicht und frei in der Luft, und die Welt lag wie in Silber getaucht. Auf einmal kam ihm die Erleuchtung. Er betrachtete die Schneehauben auf den Bäumen und flüsterte: „Mein Gott, was habe ich getan? Alles habe ich gehabt, und jetzt habe ich nichts. Ich habe weder Erlösung noch innere Ruhe gefunden, habe weder ein Heim noch Hab und Gut. Ich, ein freier Mann, habe mich in die Sklaverei verkauft.“

Da sah er Issaaki, der den Pfad entlangeilte. Seine Kleider waren durchlöchert und zerrissen, die Füße steckten in zerschlissenen Lappen und Bastschuhen mit Sohlen aus Stroh, das in alle Richtungen stak. Issaakis Gesicht war vor Kälte blau angelaufen, und an der Nase hing ein grauer Tropfen.

„Haha!“ krächzte er und wies mit dem Finger auf Feodor. „Da steht er, der Betrogene und Verlassene!“

Feodor packte Issaaki am Ärmel und zog ihn zu sich heran.

„Warum sollte ich betrogen worden sein?“ fragte er.

„Schlag mich nicht, Bruder“, winselte Issaaki mit hoher piepsender Stimme. „Siehst du nicht, daß ich vollkommen närrisch bin? Ich schwatze nur dummes Zeug. Was mir gerade in den Sinn kommt.“

Feodor ließ den zerschlissenen Ärmel los, der unter seinen Fingern schon zu reißen begann. Ihre Blicke trafen sich, und Feodor sah dem Narren Issaaki tief in die Augen.

„Dann sag mir, was dir gerade in den Sinn kommt. Sag noch etwas Dummes“, bat er.

Issaaki neigte den Kopf zur Seite und fuhr sich mit dem Ärmel über die Nase.

„Du wirst mich schlagen“, murmelte er listig.

„Gott ist mein Zeuge“, sagte Feodor und bekreuzigte sich.

„Dann sag ich dir das Dümme vom Dummen“, verkündete Issaaki lachend. „Die Bettler, denen du Geld gegeben hast, waren Wassilis Freunde. Sie wohnen auch in diesem Kloster und haben das Geld unter sich aufgeteilt.“

Feodor wandte den Blick nicht von Issaaki, so als hoffe er, noch etwas in dessen glitzernden gelben Augen zu finden.

„Deine Zunge schwatzt tatsächlich dummes Zeug“, stellte er fest. „Woher weißt du das?“

„Sag ich denn, daß ich es weiß?“ Issaaki neigte den Kopf auf die Schulter. „Das ist nur meine dumme Zunge.“

„Bist du der, dem Jesus Christus in der Höhle erschienen ist?“ fragte Feodor unvermittelt, als erinnere er sich an etwas.

„Gott bewahre, Bruder! Es war der Teufel! Der Teufel in Christi Gestalt!“

Issaaki ruderte mit den Armen in der Luft und hastete mit raschelnden Strohsohlen davon. Seine Hand formte ein zitteriges Kreuzeszeichen, und als er sich nach Feodor umwandte, war dessen Gesicht weiß wie Schnee.

### 3

Dieses Gespräch – vielleicht war es auch der schneereiche Winter? – veränderte Feodor erneut. Er hatte zwar die bleiche, engelgleiche Frauengestalt nicht vergessen, die seinem verstorbenen Eheweib so ähnlich sah und ein starres, nacktes Kind auf dem Arm trug, doch gesellte sich nun ein neuer Gram zu dem alten. Drehte er die Mühle, so rechnete er die Almosen nach, die er den Bettlern gegeben hatte, ebenso das Geld, das er dem Kloster vermacht hatte. Dabei stellte sich heraus, daß er den Bettlern und dem Kloster zu gleichen Teilen gespendet hatte. An seinem inneren Auge zogen Kunen,

Griwnen und fremdländische Münzen vorüber, und sein Geist rekonstruierte fehlerlos, wo dieses oder jenes Geld geblieben war. Nach und nach rief er sich auch die Gesichter der Bettler ins Gedächtnis zurück, die zu ihm gekommen waren, und er erkannte einen nach dem anderen vom Gottesdienst in der Kirche wieder. So gelangte er zu der Überzeugung, daß sie als Mönche im Kloster lebten und daß es immer dieselben gewesen waren; nur hatten sie sich immer anders auf dem tiefen Pfad aufgestellt; die vorderen rückten in die Mitte, die hinteren nach vorne und die mittleren nach hinten. Sie änderten auch ihre Kleidung, klebten sich falsche Bärte an und beschmierten die Zähne mit Teer. Nun drehte sich Feodors Mühle nicht nur, um Mehl zu mahlen; sie drehte gleichsam die Zeit zurück. Feodor spannte sein Gedächtnis aufs äußerste an. Jeden Tag dieses so traurigen Monats drehte er zurück und sah ihn auf neue Art. Er erinnerte sich daran, wie Wassili die andere Hälfte seines Geldes auf den Schultern davongetragen und ihm verboten hatte, ihn zu begleiten. Feodor hatte nie den Schatzmeister der Mönche gefragt, wieviel Geld das Kloster erhalten hatte. Jetzt, da er genau wußte, wieviel verschwendet worden war, begann sein ans Rechnen gewöhnter Kopf zu überschlagen, wieviel Gewinn er in diesen sinnlos vergeudeten Jahren hätte erwerben können. Das Ergebnis verblüffte ihn: sein Geld hätte sich verdoppelt, auch wenn er die normalen kaufmännischen Verluste in Betracht zog.

Da ließ er die Mühle ruhen und blickte angestrengt in die Augen des Gottessohnes, der kalt von der Ikone auf ihn herabschaute.

„Mein Gott“, flüsterte er. „Ich, ein freier Mann, habe mich in die Sklaverei verkauft. Sag, habe ich recht gehandelt? Werde ich durch dieses Opfer wirklich meine geliebte Frau und mein geliebtes Kind wiedersehen?“

Er versank in tiefes Nachdenken. In diesem Zustand traf ich, der unwürdige Semen, ihn an, weil ich besorgt annahm,

er sei erkrankt. Aber er war gesund. Er wandte sich jäh zu mir um und fragte mich ganz offen, ob ich nicht in Erfahrung bringen könne, was für eine Summe er dem Kloster eingebracht habe.

„Das mußt du den Bruder Kellermeister fragen“, riet ich.

„Das werde ich tun“, erwiderte Feodor. „Könnte ich etwas von diesem Geld bekommen, wenn ich zum Beispiel die grobe Klosterkost nicht vertrage?“

Sein Blick war flehend, gleichzeitig aber auch argwöhnisch.

„Nein“, erwiderte ich lächelnd. „Was vom Wagen fällt, ist verloren!“

„Lach nicht über mich, Bruder Semen“, bat er zerknirscht. „Es ist doch mein Geld!“

„Das war ein Tropfen auf den heißen Stein“, erklärte ich.

„Mit Geld muß man umgehen können“, erwiderte der frühere Kaufmann.

„Wenn täglich davon genommen wird, verrinnt es wie ein Fluß, dessen Quelle fast ausgetrocknet ist.“

„Fürwahr!“ Feodor nickte und ließ den Kopf hängen.

„Bedauerst du das verschenkte Geld, Bruder?“ fragte ich.

„Ja, ich bedaure es!“ Feodor sprang auf. „Aus einem Klostergast ist ein Unfreier geworden! Was nützt mir das alles hier? Die Getreidemühle kann auch ein Unwissender drehen, doch mein Kopf ist für Handelsgeschäfte geschaffen. Jetzt läuft er leer, aber er möchte denken und rechnen.“ Er schlug sich an die Stirn. „Diese Arbeit eines gedankenlosen Knechts ist nichts für mich.“

„Aber wir sind doch alle Knechte Gottes!“ warf ich ein.

„Kann man nicht ein Knecht Gottes sein und einer Arbeit nachgehen, für die man sich berufen fühlt?“

„Gott möchte von uns alles für sich haben“, hielt ich ihm entgegen. Die Worte des Mannes gingen mir sehr zu Herzen.

„Das bekommt er“, ereiferte sich Feodor. „Ob wir es wollen oder nicht: wir sind alle in seiner Gnade und in seiner Macht.“

„Dann verlasse den Mönchsstand und fange wieder in deinem Kaufmannsgewerbe an“, empfahl ich.

„Aber womit?“ Er rang verzweifelt die Hände. „Gehe ich als Bettler fort, bleibe ich auch ein Bettler. Ich brauchte Geld für den Neubeginn.“

„Das Kloster führt auch Handelsgeschäfte“, sagte ich. „Bitte den Abt.“

Feodor warf mir einen schnellen Blick zu, seine Miene verfinsterte sich wieder.

„Du weißt selbst, Bruder“, sagte er leise, „daß Wassili die Klostergeschäfte führt.“

4

An jenem Tag schwebten große weiche Schneeflocken vom Himmel, ließen die Bäume noch zottiger, noch runder werden. Es war mild und windstill, der Schnee aber fiel und fiel. Er lockte Feodor ein zweites Mal aus der Höhle, und er schritt geradewegs auf Wassilis Zelle zu. Vor der Tür blieb er stehen. Der Schnee setzte sich auf den Kapuzenüberwurf und auf den Mantel, die Brauen waren weiße Striche, und die ganze Gestalt beugte sich gleichsam unter der Last des Schnees.

„Nun, Bruder Feodor“, fragte Wassili, nachdem er heraustrgetreten war. „Wartest du auf mich?“

„Ja, auf dich, Bruder Wassili.“ Feodor verneigte sich demütig.

So standen sie einander gegenüber: Wassili oben auf der Schwelle, Feodor unten. Zwischen ihnen wirbelten unzählige Schneeflocken, durch die sie sich in die Augen blickten.

„Mir ist etwas Seltsames in den Sinn gekommen“, sagte Feodor schließlich. „Kann ich, wenn ich schwach und hilflos werde und die grobe Klosterkost nicht mehr vertrage, etwas von dem Geld erhalten, das du fürs Kloster genommen hast?“

„Dieses Geld ist nicht mehr da, Bruder Feodor“, antwortete Wassili, hob die verdorrte Hand an die Brust und blickte gleichmütig über Feodors Kopf hinweg ins Weite. Hinter Feodor lag im Schnee der kleine Garten, den einst Bruder Grigori bewirtschaftet hatte.

„Aber was wird aus mir, wenn ich schwach und hinfällig werde?“ fragte Feodor demütig. „Jeder von euch hat eigenes Geld und ein paar Ersparnisse, nur einige von uns nicht. Teilst du dann mit mir, Bruder Wassili?“

„Ich habe von deinem Geld nichts genommen“, erwiderte Wassili und drückte die Hand fester an die Brust. „Du hast es an die Bettler verteilt und dem Kloster gegeben, hast freiwillig das Armenkleid angezogen.“

„Das stimmt“, gab Feodor zu. „Aber ich möchte dich noch eins fragen: Sind diese Bettler nach meiner Verarmung vielleicht Kaufleute geworden? Sind sie vielleicht in mein Haus gezogen? Habe ich ein gottgefälliges Werk getan, indem ich einen Kaufmann abgesetzt und sechs neue hervorgebracht habe?“

„Du machst dir unnötig Sorgen um dich, Bruder“, sagte Wassili mit freundlicher Stimme und trat die Schwelle herunter. „Gott der Herr sagt: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Sehet die Vögel unter dem Himmel an...“

„Ich weiß“, unterbrach ihn Feodor. „Die Vögel säen nicht und ernten nicht, das ist dem Menschen aufgelegt. Dem Urvater des Menschen ist bestimmt worden, daß nur Schweiß, in Arbeit vergossen, ihn erhalten kann.“

„Dann geh und vergieße Schweiß“, erwiderte Wassili und mußte an sich halten, um nicht zu lachen.

Darauf schüttelte Feodor den Kopf, daß der Schnee nur so stob. Die Brauen wurden schwarz und die Lippen rot.

„Die Menschen kommen doch nicht alle gleich auf die Welt. Unser Herrgott weist jedem seinen Platz zu, und jeder



von uns hat diesen Platz zu suchen. Sag, warum hast du mich von diesem Platz weggerissen und mich in die Höhle geworfen?“

„Du warst in der Welt traurig, da bin ich gekommen, um diese Trauer von dir zu nehmen.“

„Du hast mir mein Hab und Gut genommen. Die Trauer aber ist geblieben.“

Da legte Wassili seinem Klosterbruder Feodor die Hand auf die Schulter und sah ihn ebenso flammend an wie in jenem denkwürdigen Monat, als der viele Schnee fiel und Feodor traurig und bedrückt war.

„Ich bitte dich, Bruder“, sprach Wassili. „Verdirb dir deine Belohnung nicht. Willst du Reichtümer, so gebe ich dir alles, was ich habe, nur sage vor Gott: Alles, was ich gebe, sind meine Almosen. Und dann lebe ohne Trauer, nachdem du wieder Reichtümer erworben hast. Aber hüte dich!“ Wassilis Stimme wurde hart und scharf. „Wird Gott dir das verzeihen?“

Feodor fuhr zusammen und blickte sich unwillkürlich um, dorthin, wo der schneebedeckte Garten des Grigori lag. Und wieder sah er die Frauengestalt, kalt und bleich, engelgleich, die seiner geliebten Frau so sehr glich und auf dem Arm das starre, nackte Kind hielt.

„Ich will nicht, daß du mir dein Hab und Gut gibst“, flüsterte Feodor verwirrt. „Ich möchte nur mein eigenes Hab und Gut wiederbekommen.“

Wassili faßte ihn bei den Schultern und führte ihn in seine Höhle zurück. Dabei erzählte er ihm von einem Mann in Konstantinopel, der bedauert hatte, sein Gold als Almosen weggegeben zu haben, plötzlich mitten in der Kirche umgefallen und von Teufeln an den Beinen mitsamt seinem Gold aus der Kirche geschleift worden war.

Da traten Feodor Tränen in die Augen, er vergaß, was ihm Issaaki über Wassili gesagt hatte, spürte die freundschaftliche Wärme, die von diesem Mann ausging, und die Trauer der

einsamen Schneenacht von damals kehrte zu ihm zurück. Bis zum nächsten Morgen saß er mit Wassili zusammen. Die beiden blickten in das flackernde Feuer des Ofens, große Stille erfüllte den Raum und einte sie.

„Wundersame Überzeugungskraft besitzt du, Bruder Wassili“, sprach Feodor gerührt. „Aber mit den Vögeln hast du unrecht. Ihnen hat der Herrgott anderes bestimmt als den Menschen.“

## 5

Und wieder drehte sich die Handmühle; wenn aber die Mühle kreist, kreisen auch die Gedanken. Der Schnee raschelte leise, denn in der Bewegung des Korns glaubte Feodor Schnee rascheln zu hören, und wieder sah er die Frauengestalt, kalt und bleich, engelgleich, mit dem starren, nackten Kind auf dem Arm. So drehte sich die Mühle, bis der Winter vergangen war. Da schmolz auch die bleiche Frauengestalt dahin wie Schnee. Feodor dachte an den Frühling und daran, wie mit dem Frühjahrswasser der Fürst und die Kaufleute zum Meer segeln und bis nach Konstantinopel gelangen würden, Felle und Met mit sich führend. Feodor war selber mehrere Male mit auf solche Fahrten gegangen, hatte, obwohl er einmal all seine Waren einbüßte, dreimal beträchtlichen Gewinn heimgebracht. Stark und voller Elan war er von solchen nicht ungefährlichen Reisen zurückgekehrt, hatte teilgenommen an Gelagen, die der Fürst im Männersaal gab. Die ganze Nacht hatten Flöten und Guslis gespielt, Schellentrommeln getönt, und Gäste und Jungmannen des Fürsten hatten gesungen. Nach einem solchen Gelage, als er im Morgenrauen nach Hause zurückkehrte, erblickte Feodor hinter einem Fenster ein dunkelzöpfiges Mädchen, zart und schön wie jener Morgen. Unerwartet lächelte das Mädchen ihm zu, so als kennten sie einander ein Leben lang. Feodor kam nach Hause, öffnete die Truhe in der Schatzkammer und schüttete byzantinische Münzen hinein. Aber sie freuten ihn nicht so sehr wie das Lächeln dieses Mädchens, das ihm so vertraut

war, als hätten sie schon ihr ganzes Leben miteinander verbracht.

Als Feodor sich an jenen wunderbaren Morgen erinnerte, hielt er im Mahlen inne, und ein stilles, glückliches Lächeln trat auf seine Lippen. Er lehnte sich gegen die Wand und blickte in die Dämmerung der Zelle, die das Licht der Kerze nicht erreichte und in der wunderbar schwankende Schatten lebten.

In diesem Moment knarrte die Tür, und Wassili glitt leise und geschmeidig wie ein Kater herein.

„Nun, wie geht es dir, Feodor?“ erkundigte er sich freundlich und nahm auf der niedrigen Bank Platz.

„Ich mahle Korn, wie du siehst“, antwortete Feodor friedlich. „Vom Morgen bis zum Abend und dann noch einmal bis Mitternacht.“

„Hat der Teufel aufgehört, dich in Versuchung zu führen?“ fragte Wassili mit honigsüßer Stimme. „Oder plagt dich immer noch die Liebe zum Reichtum? Ich spüre, daß du deinen verlorenen Besitz nicht vergessen kannst.“

Feodor sah Wassili an. Ihm lag etwas auf der Seele, doch er senkte stumm den Blick.

„Nicht meine Reichtümer haben die Trauer in mir geweckt“, sagte er leise. „Aber dank deinen Gebeten, Bruder, ist mir jetzt wohl. Du hast mir, scheint's, Kraft gegeben: ich bin schon ganz ruhig.“

„Die Ruhe liegt in uns selber“, meinte Wassili vielsagend. „Jeder muß die Quelle der Ruhe in sich selbst suchen.“

Feodor blickte Wassili schweigend an. Er erkannte ihn nicht wieder, so sanft und einschmeichelnd war er.

„Ich habe für dich gebetet“, sprach Wassili nach einer langen Pause. „Ich glaube, du wirst bald für dein Opfer belohnt werden. Bete zu Gott, und er wird dir viel Gold und Silber schenken.“ Feodor lachte bitter.

„Bist du gekommen, um dich lustig über mich zu machen, Bruder?“

„Ich mache mich nicht lustig über dich, ich sage die Wahrheit. Ich habe für dich gebetet, und Gott hat mir etwas eröffnet. Bleib aber in der Höhle und lasse niemanden zu dir.“

„Wunderliche Dinge sprichst du, Bruder Wassili.“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht.“ Wassili lächelte geheimnisvoll. „Ich sage dir nur, daß ich für dich gebetet habe. Ein Engel hat mir verkündet, daß in dieser Höhle ein großer Schatz verborgen liegt und daß ihn nur jemand heben kann, der das Glück dazu hat. Nun, da habe ich mir gedacht, es geht nicht, daß du mir übel gesinnt bist wegen deines verlorenen Reichtums.“

„Warum hat niemand vor mir diesen Schatz gefunden?“ fragte Feodor.

„Weil niemand weiß, daß er hier liegt. In der Lebensbeschreibung des heiligen Antoni heißt es zwar, daß eine der Höhlen die Schatzkammer der Waräger ist und voller romanischer Gefäße steckt, aber wer soll wissen, wo sich diese Höhle befindet?“

„Meine Höhle heißt die Warägerhöhle“, sagte Feodor.

„Das hat mir der Engel verkündet. Vielleicht bist du derjenige, der Glück im Schatzsuchen hat?“

„Warum solltest du es nicht sein?“

„Ach, Bruder!“ Wassili lächelte fein. „Ich habe schon lange vor dir in dieser Höhle gegessen!“

## 6

Er blickte um sich. Trübe flackerte das Lämpchen vor den Ikonen. An der Wand leuchtete etwas heller der Kienspan. Ein blasses Lächeln trat auf Feodors Lippen, als der Blick über Wände, Decke und Fußboden glitt. Er wollte und wollte auch wieder nicht an jenen Schatz denken. Die Sache schien ihm nicht geheuer. Wassili will mich an der Nase herumführen, überlegte er und drehte wieder die Mühle, während er mit der freien Hand Korn nachschüttete.

Dreht sich die Mühle, kreisen auch die Gedanken, und da der Gedanke an den Schatz der frischeste war, dachte Feodor über den Schatz nach. Unwillkürlich versetzte er sich in die Lage der Waräger und grübelte darüber nach, wo er selber den Schatz vergraben würde, wenn er erführe, daß andere von dem Gold wissen. Er dachte auch daran, daß seit Antonis Zeiten der Boden der Zelle sicher unzählige Male von Klausnern umgegraben worden war. Bestimmt hatte auch Wassili ihn umgebrochen. Er stellte ihn sich vor mit der Schaufel in der Hand und schweißüberströmtem Gesicht. Die Mühle drehte sich, er tastete die Zelle mit Blicken ab. Dann senkte er den Kopf und knüpfte im Innern die Fäden, die der Geist emsig spann. Wieder tauchte vor seinem inneren Auge Wassilis Gestalt auf, sein Gesicht, gelblich überstrahlt vom Licht des Kienspans, seine demütigen und diesmal gar nicht brennenden Augen. Etwas Verborgenes lauerte in dem fast abweisenden Gesicht, hinter den halbgeschlossenen Augen, um die schmalen Lippen. Er überlegte, daß Wassili wahrlich Grund hatte, ihn für den Schatz zu interessieren; er selber hatte immer noch nicht beim Kellermeister nachgefragt, wieviel Geld Wassili damals ins Kloster eingebracht hatte. Außerdem schien Wassili sicher zu sein, daß Feodor den Schatz nicht finden würde, dafür aber eine neue Beschäftigung, die ihn ausfüllte und beruhigte. Doch Feodor hatte längst Ruhe gefunden – seit dem Gespräch in Kälte und Schnee vor Wassilis Zelle.

Nein, Feodor klopfte das Herz nicht, wenn er an den Schatz dachte, mehr noch: der Gedanke daran weckte neue Trauer in ihm. Er wollte sich an der Erinnerung jener fernen Zeit wärmen, da er noch Feodot gewesen war, aber es gelang ihm nicht. Er vermochte auch nicht die bleiche Frauengestalt mit dem nackten Kind auf dem Arm vor sein inneres Auge zu rufen – draußen blühte der Mai, die Frau aber erschien ihm nur im Winter, wenn Schnee die Erde bedeckte. So drehte Feodor seine Mühle und grübelte. Er wollte mit größter Ge-

nauigkeit den Platz errechnen, an dem der Schatz verborgen lag, und sein Blick blieb immer häufiger an den Wänden haften. Der Schatz konnte sowohl in den Wänden als auch in der Decke sein, das heißt dort, wo ihn keiner suchte. Hin und wieder ließ er die Handmühle ruhen und klopfte die Wände ab – es war eine mühselige und langwierige Arbeit. Er lauschte angestrengt, aber von allen vier Seiten umgaben ihn massive, volle Flächen, und er überlegte, ob die Waräger beim Vergraben des Schatzes entstandene Hohlräume vielleicht absichtlich ausgefüllt hatten. Aber er wußte, daß auch dann das Gestein sich senken und eine Lücke entstehen würde. So kroch er umher, vergaß ganz seine Mühle und drehte nur noch die Kurbel, wenn er überlegen wollte, wie er weitersuchen könnte. Beim gleichförmigen, monotonen Drehen der Kurbel vergaß er auch das kleine Loch in der Tür, durch das ein neugieriges Auge blicken konnte. Dieses eine Auge entdeckte er, als er sich eines Tages unvermittelt zur Tür umdrehte, nachdem er wieder einmal die Hoffnung verloren hatte, etwas zu finden.

„Bist du also dieser Leidenschaft verfallen, Bruder Feodor?“ fragte Wassili.

„Du hast mich darauf gebracht“, antwortete Feodor.

„Warum suchst du nicht am Boden, sondern an den Wänden?“

„Weil du den Boden schon vor mir durchsucht hast.“

Das Auge verengte sich, und obwohl Feodor Wassilis Mund nicht sehen konnte, wußte er, daß er sich zu einem breiten Grinsen verzog.

„An die Wände habe ich nicht gedacht“, sagte Wassili. „Wenn du willst, suchen wir gemeinsam und teilen den Schatz, wenn wir ihn gefunden haben.“

„Was man nicht hat, kann man nicht teilen“, entgegnete Feodor.

„Er muß dasein“, beharrte Wassili. „Oder paßt dir meine Gesellschaft nicht?“

Ein einzelnes Auge starrte in ein Augenpaar. Es war, als wollten sie einander verschlingen.

„Sag mir doch, Bruder Wassili“, bat Feodor mit halblauter Stimme, ohne den Blick von dem blinzelnden Auge in der Öffnung zu wenden. „Warum hast du mich in meinem Haus aufgesucht, als das große Leid über mich gekommen war? Warum hast du mich so umgarnt und meinen Reichtum davongetragen? Warum interessiert es dich, ob der eine reich und der andere arm ist? Antworte mir aufrichtig, Bruder Wassili, ob du dabei keine unchristlichen Absichten gehegt hast.“

Das Auge verengte sich noch mehr.

„Du willst also eine aufrichtige Antwort?“ wiederholte Wassili Feodors Bitte. „In der Tat, nicht Liebe hat mich über deine Schwelle treten lassen, auch nicht Mitleid. Du fragst, warum es mich interessiert, ob der eine reich ist und der andere arm. Ich sage es dir, Vater! Von klein auf hat es mich geärgert, daß die einen im Geld schwimmen, während die anderen nicht mal das Salz in die Suppe haben. Und meine Eltern gehörten zu den letzteren.“

Feodor blickte nachdenklich in das Auge vor ihm.

„Hat es dich nur geärgert, daß du nichts hattest oder auch andere?“

Vom Guckloch her erklang leises Lachen, obwohl das Auge rund und ernst blieb.

„Natürlich hab ich dabei nur an mich gedacht. Wenn ich an deinem Haus vorüberging, dachte ich: Der ist reich, und du bist arm. Was für ein Vergnügen muß es sein, aus dem Reichen einen Armen zu machen! Er soll so werden wie ich.“

„Aber du bist jetzt nicht mehr arm, Bruder Wassili“, stellte Feodor nachdenklich fest.

„Nein, das bin ich nicht mehr“, gab Wassili gelassen zu. „Nur damals, als ich durch deine Tür trat, war ich ein armer Schlucker.“

Feodor nickte, als wolle er sich selbst etwas bestätigen. Sei-

nem Gesicht waren weder Kränkung noch Empörung abzulesen.

„Sag mir nur noch eins“, bat er. „Gibt es wirklich einen Schatz hier?“

Ein großes, rundes Auge starrte ihn an, aber Wassili schwieg.

Da seufzte Feodor auf, nahm ein Tuch, ging zur Tür und hängte das Guckloch zu.

7

Er drehte die Getreidemühle, denn er hatte bereits die dritte Wand abgeklopft, und auch sie war fest; nur an einer Stelle hatte sie etwas hohl geklungen. Feodor hatte dort den Lehm abgekratzt, war aber auf ein kleines Loch gestoßen, das vom Wasser ausgewaschen und von keiner menschlichen Hand berührt schien. Feodor vermutete wieder, daß Wassili sich über ihn lustig machen wollte, indem er ihn veranlaßte, etwas zu suchen, was es nicht gab. Trotzdem war er ganz ruhig, es sei denn, er träumte wunderliche Träume. In ihnen kam stets Gold vor oder ein nicht immer angenehmes Stück Vergangenheit. Wachte er dann auf, sann er lange darüber nach. In der Nacht, in der er die dritte Wand abgeklopft hatte, träumte ihm von einem Goldregen. Münzen fielen vom Himmel und trommelten schmerzhaft auf seinen nackten Körper. Eine heiße Sonne stand am Himmel, so wie damals, als er von seiner letzten Reise aus Konstantinopel zurückgekehrt war. Unterwegs war sein Freund Stepan gestorben, und er sollte der Familie Stepans Gewinn von der Handelsreise überbringen. Im Traum sah er all die Münzen, die er sich heimlich abgezweigt hatte. Die Sonne bestrahlte sie so grell, daß ihm Tränen in die Augen traten. Er raffte den Schatz zusammen, da verwandelte sich plötzlich jede Münze in ein Auge, ähnlich dem, das ihn durch das Guckloch anstarrte, und jedes Auge erhob sich wie eine Blume auf einem dünnen silbernen Stein-



gel. Die ganze Wiese war von diesen seltsamen Blumen übersät, und dann sah Feodor einen lichten, schönen Jüngling darüber hinschreiten, der seinem verstorbenen Freund Stepan sehr ähnelte. Das blonde Haar fiel in Wellen über die Schultern, die Augen waren blau, und das goldene Gewand fiel bis auf den Boden. Der Jüngling hob die Hand und strich Feodor über den Kopf wie einem Kind.

„Nun, Mönch“, sprach er. „Hat dich eine böse Leidenschaft erfaßt?“

„Das ist keine böse Leidenschaft“, verteidigte sich Feodor mit Tränen in den Augen. „Ich strebe nach Erlösung.“

„Trauerst du deinen verflommenen Reichtümern nach?“

„Der Freiheit trauere ich nach. Aber was bedeutet schon Freiheit, wenn man bettelarm ist?“

„Wer nach Geld giert, erlangt keine Freiheit“, sagte der Jüngling.

„Ich will keine böse Freiheit“, entgegnete Feodor. „Ich möchte sinnvoll, meiner Bestimmung nach leben.“

Der Jüngling wies mit der Hand um sich.

„Das sind sämtliche Münzen, die durch deine Hände gegangen sind. Geh über diese Wiese und versuche herauszufinden, ob du sie alle auf ehrliche Weise erworben hast.“

Feodor erhob sich unschlüssig. Von den nächststehenden Blütenmünzen sah ihn Wassilis blinzelndes Auge an.

„Ich fürchte mich vor diesem Auge“, rief Feodor verzweifelt.

„Warum?“ erwiderte der Jüngling ruhig. „Wo Reichtum ist, da ist auch Neid.“

Ganz in Schweiß gebadet, wachte Feodor von diesem Traum auf. Ringsum war es so dunkel, daß er die eigene ausgestreckte Hand nicht erkennen konnte. Irgendwo rieselte lockerer Sand herunter. Feodor hörte es so deutlich, daß ihm ein Schauer über den Rücken lief. Hastig flüsterte er ein Gebet, um dieses Rieseln zu überstimmen. Dann erhob er sich ächzend und zündete das Öllämpchen an. Die Dunkelheit

entwich in die Winkel der Höhle, er aber saß lange reglos im gelben Lichtschein. Er glaubte, jemanden neben sich atmen zu hören, aber es war nur sein eigener Atem.

„Lockt dich die Freiheit oder das Gold?“ fragte er sich laut und schüttelte den Kopf. Er wußte bereits, wo er den sicher verborgenen Schatz zu suchen hatte.

Er nahm seinen Spaten zur Hand und grub ein tiefes Loch in die Wand. Dann griff er zur Spitzhacke und hieb sie in die Wand. Bald darauf stieß die Hacke ins Leere. Am ganzen Leibe zitternd, kniete er vor einem engen Spalt und schaufelte die Erde mit den Händen beiseite – ein verschütteter Gang lag vor ihm. Feodor brach sich die Fingernägel ab, kratzte mit einem Messer weiter, schaufelte und schaufelte, und der Geruch frischer Erde verschlug ihm den Atem. Schon kroch er den Gang entlang, hörte sein Herz heftig schlagen, da griff die schürfende Hand ins Leere. Er grub die restliche Erde beiseite, schob sich durch den kleinen Durchbruch weiter und gelangte in einen Hohlraum, in dem er sich ein wenig aufrichten konnte. Die Kerze beleuchtete eng zusammenstehende Erdwände, hinter denen eine Höhle dunkelte. Gebückt ging Feodor den Gang entlang. Die Kerze flackerte. Feodor blieb stehen, damit die Flamme nicht ganz erlosch.

Er fand sich in einer kleinen Höhle wieder. Auf einer Erdbank lag, zähnefletschend, ein menschliches Gerippe, auf einer Liegestatt hockte, gegen die Wand gelehnt, ein zweites Skelett. Dann entdeckte er eine kleine Truhe, auf die er sogleich zustürzte.

Er faßte den Bügel, um den Deckel anzuheben, als hinter ihm etwas polterte. Feodor fuhr herum – das an der Wand lehrende Gerippe war zu Boden gekippt und zerfallen.

Feodor zitterte am ganzen Leibe, und der kalte Schweiß brach ihm aus: der kahle weiße Schädel war vor seine Füße gerollt. Er starrte ihn an, und plötzlich schien ihm, als fülle er sich mit Leben – Feodor blickte in das Gesicht eines weiteren Freundes: Tymka. Dieser hatte ihn einst um Geld gebeten,

weil er seine Schulden bei jemandem nicht bezahlen konnte, und Feodor hatte ihm das Geld verweigert: er hoffte, bei einer Zwangsversteigerung Tymkas Besitz billig aufkaufen zu können. Tymka, dessen Schädel nun vor seine Füße gerollt war, hatte damals geweint, aber Feodors Herz war hart wie Stein gewesen.

„Hebe dich hinweg“, flüsterte er. „Ich habe genug für dich gebüßt. Für dich und Stepan. Gott hat mir die liebsten und teuersten Menschen genommen. Ich bin nackt und arm. Ich bin ein Nichts“, hauchte er und setzte sich auf die Truhe. „Mein einziger Wunsch ist, daß Gott mir verzeiht und ich im Jenseits meine Lieben wiedersehe.“

Der Schädel schaukelte immer noch ein wenig hin und her, aber er trug kein lebendes Gesicht mehr, er bestand nur noch aus Knochen. Feodor wischte sich den Schweiß von der Stirn und hob den Deckel der Truhe: kalt schimmerte Edelmetall – Gold, Silber, kostbare Gefäße. Er nahm eine Handvoll Münzen, schüttete sie in die Tasche, griff ein Gefäß und machte sich auf den Rückweg. Den Gang schüttete er sorgfältig wieder zu, auch das Loch an der Wand, und stampfte die Erde fest. Dann legte er sich müde auf sein Bett. Er zitterte immer noch, und im Mund hatte sich saurer Speichel gesammelt. Er spuckte aus und begann plötzlich zu weinen. Er weinte hemmungslos und bitterlich wie ein Kind. Es waren die ersten Tränen seit seinem großen Unglück. Unsichtbare Schleusen schienen sich geöffnet zu haben. Etwas Zartes, Kostbares ergoß sich in sein Inneres, wiegte sich in grünen Wogen der Trauer und linderte diese durch Tränen. Erst jetzt begriff er den schrecklichen Verlust, den er durch den Tod jener Schönen, Zärtlichen erlitten hatte, jener Blume, die er am Morgen nach dem Gelage beim Fürsten gesehen und liebgewonnen hatte. Er hatte kein lebendiges Wesen geliebt, sondern einen Morgen, der, in einem zärtlichen schönen Mädchen verkörpert, nicht lange leben konnte. Er rechtfertigte sich, daß er kein größerer Sünder als die anderen Kaufleute oder Wür-

denträger ringsum gewesen sei. Wer weiß, ob ihm Tymka Geld gegeben hätte, wenn er ihn darum gebeten hätte. Und wäre er unterwegs gestorben, wer weiß, ob sich nicht auch Stepan sein Geld angeeignet hätte. Das Schicksal indes hatte es anders gewollt: er war des heiligen Morgens, seiner zarten Reinheit teilhaftig geworden und erleuchtet worden. Und nun weinte er, weil er jetzt erst begriff, daß es keine Rückkehr mehr für ihn gab, daß er ein Wiedersehen nach dem Tode erhoffte – er bat Gott um eine lichte Erscheinung, und Gott sandte ihm eine winterliche Straße, und auf ihr sah Feodor durch Tränen hindurch, in allen Regenbogenfarben schillernd, diese Frauengestalt, kalt und bleich, engelgleich, die die Gesichtszüge seiner verstorbenen Frau trug und auf dem Arm das starre, nackte Kind hielt. Sie schaute ihn mit großen Augen an, und um ihre Lippen spielte ein feines, kaum merkliches Lächeln.

„Ich komme“, flüsterte er und hob grüßend die Hand. „Ich komme zu euch, meine Lieben. Ich lasse mich nicht mehr in diesem verderblichen schwarzen Netz gefangenhalten.“

Plötzlich vernahm er Kratzen an der Tür und Wassilis schmeichlerische Stimme.

„Mach auf, Bruder Feodor! Hörst du, Bruder Feodor? Mach auf!“

Feodor erhob sich, ging zur Tür, öffnete sie. Und wieder schien es ihm, als sei das nicht der Wassili, der früher zu ihm gekommen war. Dieser Wassili war kleiner und kümmerlicher, und in seinen Augen flackerten seltsame Fünkchen.

„Mir ist von neuem ein Engel erschienen“, sagte er. „Und er hat mir verkündet, daß dir dank meines Gebetes Silber und Gold zuteil wurden. Ist es so?“

„Ja.“ Feodor nickte. „Fast so.“

„Zeig her!“ hauchte Wassili. Seine Blicke glitten gierig über die Wände der Zelle, bemerkten aber nichts Auffälliges.

Da holte Feodor eine Handvoll Goldmünzen aus der Tasche. Wassili wollte sich darauf stürzen, aber die Hand schloß sich vor seiner Nase.

„Ist das schon alles?“ fragte er enttäuscht.

„Fast alles“, erwiderte Feodor. „Vielleicht aber auch nicht.“

„Bruder Feodor“, raunte Wassili und rieb sich die Hände. „Habe ich dir nicht gesagt, daß du bald belohnt werden wirst? Der Herr hat gesagt: Wer Haus und Hof um meines Namens willen verläßt, der wird's hundertfach wieder empfangen. Sieh den Reichtum in deiner Hand! Ich... ich mit meinem Gebet und meiner Belehrung habe dazu beigetragen!“

Er sah Feodor an, blickte aber in kalte, leblose Augen.

„Ich wollte das Geld, um Erlösung zu finden“, gab Feodor zurück. „Aber ich habe nicht gewußt, was wahre Erlösung bedeutet.“

Bei diesen Worten wurde Wassilis Gesicht streng und feierlich; er ähnelte wieder dem Mönch, der ihn in jenem traurigen, schneereichen Wintermonat besucht hatte.

„Bruder Feodor“, sagte er mit ernster Stimme. „Hüte dich davor, dich erneut nach teuflischen Versuchungen zu sehnen wie früher. Ich befehle dir: Nimm den Schatz, geh in ein anderes Land, kaufe dir dort Dörfer und alles, was du brauchst. Nach dem Tode gib deinen Reichtum, wem du willst, und das wird das Andenken an dich sein.“

Feodors Augen blieben kalt und starr.

„Du hast mich daran erinnert, woran ich an einsamen Abenden gedacht habe. Aber was für einen Nutzen hast du, mir das zu wünschen, wenn du keine Liebe, sondern nur Neid gegen mich hegst? Und wird es nicht schmachvoll für mich sein? Ich habe bereits die Welt verlassen und alles, was in ihr ist, und habe Gott versprochen, mein Leben hier zu beschließen.“

„Früher war ich neidisch auf dich, Bruder Feodor“, bekannte Wassili. „Früher, als du noch in Palästen wohntest. Damals warst du mein Feind, heute bist du mein Bruder.“

„Und du schickst mich in Paläste zurück? Damit ich wieder dein Feind werde?“

„Nein, Bruder!“ Wassili trat auf ihn zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Wenn du mir vertraust, folge ich dir, und damit wir keine Feinde werden, ziehen wir zusammen in Paläste. Willst du auf mich hören? Den Schatz kannst du ohnehin nicht verheimlichen. Man wird in jedem Falle davon erfahren, so wie ich es erfahren habe. Gott würde nicht dir solch einen Reichtum geben, wenn er nicht wollte, daß du über ihn verfügst. Alleine wirst du damit nicht fertig. Goldgierige Feinde werden sich dir in den Weg stellen. Warte hier, ich hole ein Fuhrwerk, du lädst den Schatz auf, und wir ziehen fort. Ich werde noch ein paar Männer als Geleitschutz dینگen.“

Wieder sah er Feodors kalte, dunkle Augen und sprach nicht weiter.

„Ich sehe, daß du mir nicht glaubst“, sagte Wassili, und seine Augen leuchteten düster auf. „Wenn du meinen Rat nicht befolgst, kann ich dir nicht versprechen, daß ich dein Geheimnis hüten werde.“

Da öffnete Feodor die Faust: Gold schimmerte darin. Er nahm Wassilis Hand und schüttete die Münzen hinein. Dann trat er ins Dunkel der Höhle und holte das silberne Gefäß.

„Das ist der ganze Schatz, Bruder Wassili“, sagte er leise. „Ich gebe dir, was ich gefunden habe. Mögest du reicher werden als ich.“

„Warum tust du das?“ fragte Wassili mit dem Gold in der ausgestreckten Hand.

„Um dich vor einer großen Sünde zu bewahren“, erwiderte Feodor kummervoll.

Und wieder drehte sich die Mühle und mahlte Korn. Einige Tage tröstete sich Feodor mit dieser Arbeit, denn die Suche nach dem Schatz hatte seine Seele mit Unruhe erfüllt. Ihn quälte nur der traurige Gedanke, daß er, sagte er sich nicht

von dem Schatz los, wiederum ohnmächtig war: einen Feind hatte er sich geschaffen, und wie viele würden folgen? Er war für immer aus dem Geleise des Lebens geworfen, wollte aber trotzdem nicht aufgeben: er hatte plötzlich die helle Sonne gesehen! Er wußte, daß draußen in der Welt der Mai blühte, daß die Erde mit saftigem Grün bedeckt war und inmitten dieses Grüns unermüdlich die Vögel sangen. Die helle Sonne lockte, die Sehnsucht in seiner Brust wuchs wie das junge Grün, und eines Nachts hörte er die Nachtigall schlagen.

Am Tage darauf erschien Polikarp, vom Abt geschickt.

„Es ist eng und stickig hier, Bruder Feodor“, stellte er fest, während er sich in der Zelle umsah. „Der Abt will, daß du nach oben ziehst, Bruder.“

„Ich fühle mich hier wohl“, widersprach Feodor, sich selbst und seine Gedanken an die Sonne verleugnend. „Hier bin ich auch besser vor der Welt geschützt.“

„Den besten Schutz erfährt, wer sich bedingungslos dem Willen der Älteren beugt“, belehrte ihn Polikarp.

Da nahm Feodor seinen Mönchsmantel und war bereit zum Gehen, denn er besaß nichts weiter.

„Die Getreidemühle soll man mir nachbringen“, forderte er. „Ich bin zu schwach, sie selber zu tragen.“

Sie verließen die Höhle. Es war ein dunstiger, verhangener Morgen. Die Bäume reckten ihre zottigen Äste, und mit einemmal sang ganz in der Nähe eine Nachtigall. Feodor blieb stehen und hob den Kopf. Polikarp trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen. Als Feodor weiterschritt, trat er aus Versehen auf eine Blume. Erschreckt beugte er sich herab und richtete sie wieder auf: es war eine gelbe Butterblume. Erst jetzt bemerkte er, daß der Hügel über und über mit gelben Lichtern übersät war, und er wandte Polikarp sein stoppliges, bleiches Gesicht zu.

„Wie schön das ist, Bruder Polikarp!“

Polikarp nickte gleichmütig.

„Du bist eben ganz der Welt entwöhnt.“

Er blickte Feodor nicht an, und dieser blieb erneut stehen. Nun aber schaute er nicht die Schönheit ringsum, sondern sah in Polikarps Gesicht, das grau war wie der Morgendunst und in dem sich die Linien der Augen, der Nase und des Mundes kaum abzeichneten.

„Wer zieht statt meiner in die Warägerhöhle?“

„Bruder Wassili hat darum gebeten“, sprach das verschwommene graue Gesicht. „Er möchte sich dort erholen und Kräfte sammeln.“

Da ward Feodor zum Lachen und zum Weinen zumute, und er schaute wieder in die Natur. Die Nachtigall flötete noch einmal so schön, und der Löwenzahn leuchtete noch einmal so hell. Im Rücken der beiden Mönche ging die Sonne auf und durchbrach dreist den Nebel. Feodor drehte sich um, und aus seinen lichtentwöhnten Augen flossen Tränen. Der Osten flammte in rötlichgoldenem Schein, und am Horizont stieg ein feuriger Ball auf.

Licht und weit erschien Feodor die Welt, und er glaubte, einfach so in sie hineinschreiten zu können, freien Herzens, nur in weltlicher Kleidung statt in Mönchskutte. Er wußte, daß er um nichts in der Welt mehr in die Höhle hinabsteigen würde, obwohl dort ein großer Schatz verborgen lag. In der Welt gab es größere Schätze: die helle Sonne und die weite Welt. Dieser Gedanke, der seine Seele zum erstenmal flüchtig streifte, rief großes Staunen in ihm hervor. Von diesem Moment der Verzückung sollte er mir, dem unwürdigen Samen, später erzählen, als ich ihn besuchte. Das war, kurz bevor ihm das Unglück zustieß. Damals, als er in den diesigen Maimorgen hineinschritt, als Tränen aus seinen Augen rannen, weil das gleißende Licht am Horizont ihn blendete, als Polikarps Gesicht sich kaum abhob vom grauen Dunst, als die Nachtigall über ihm sang und der Hügel im Feuer der gelben Butterblumen glühte, erfuhr er die wahre Läuterung seiner Seele.

„Was ist nur damals mit mir geschehen?“ fragte er mich später verwundert.



„Der Himmel ist in dein Herz eingezogen“, erwiderte ich. Er sah mich mißtrauisch an: War das möglich? Und waren diese ungewollt erhabenen Worte ehrlich gemeint?

9

Man brachte ihm die Getreidemühle in die Zelle. Er mahlte dort weiter sein Korn und ließ den Gedanken freien Lauf, während sein Ratgeber die Wände der Warägerhöhle absuchte. So lebten sie zu einer Zeit, und ihre Gedanken kreisten um eins: Feodor war in Sorge, daß Wassili die Truhe mit dem Gold und Silber und die kostbaren Gefäße eines Tages fand, während Wassili grub und grub. Feodor selber wollte den Schatz nicht, wollte aber auch nicht, daß Wassili ihn bekam. So lebte er in ständiger Spannung.

Zu gerne hätte er die Höhle aufgesucht, und eines Nachts, als alles schlief, konnte er nicht länger widerstehen und schlich aus der Zelle. Er sah den hohen, sternenbesäten Sommerhimmel über sich, und im gespenstisch hellen Mondlicht schlief sanft die Erde in funkelndem Tau. Obwohl Feodor leise ging, hallten seine Schritte dumpf durch die nächtliche Stille. Angesichts des Himmels schienen ihm all diese Leidenschaften so nichtig. Aber die Erde existiert nun einmal, dachte er, und wir sind fest mit ihr verbunden; alle Leidenschaften gehen von ihr aus. Er wußte noch nicht, warum er seiner einstigen Höhle zustrebte. Wollte er Wassili bei der Arbeit beobachten, oder wollte er endlich Ruhe finden? Er hielt inne und stand reglos im kalten silbrigen Licht des Mondes.

Dann trat er doch in die Höhlen ein und schlich, ohne Licht anzuzünden und die Schuhe auszuziehen, den Gang entlang. Der bekannte Geruch von Erde und verbranntem Wachs schlug ihm entgegen. In einigen Zellen, wie auch in der kleinen unterirdischen Kapelle, die er durchquerte, flackerten Öllämpchen. Vor der Warägerhöhle blieb er stehen und legte das Auge ans Guckloch. Bis zur Taille entblößt, in der gesun-

den Hand eine Spitzhacke – die verdorrte hing leblos herab –, stand Wassili in der winzigen Zelle und bearbeitete die Wände. Lehmbrocken kollerten herab und zerfielen. Der ganze Fußboden war vollgeschüttet, und Feodor mußte unwillkürlich lachen, denn Wassili hackte ohne Überlegung, einfach drauflos. Ob dieses Lachens fuhr Wassili herum und erschrak heftig, als er Feodors Auge im Guckloch sah.

„Du mühest dich umsonst“, ließ Feodor sich vernehmen. „Du findest nichts. Die Münzen und das Gefäß sind der ganze Schatz.“

„Du lügst“, entgegnete Wassili ruhig und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Du hast selbst gesagt, daß das nicht alles ist. Ich werde den Schatz finden, und wenn ich dabei zugrunde gehen sollte.“

„Findest du ihn, gehört er dir“, sprach Feodor voller Betrübniß. Der Geist der Höhle, in der er so manches Jahr zugebracht und so tiefe Trauer erfahren hatte, wehte ihn an.

„Du Schurke bekommst keine Münze“, zischte Wassili aus der Dämmerung hervor und bekräftigte mit schriller Stimme: „Keine Münze, hast du gehört?“

Da stand er in der Höhle, halbnackt, die verdorrte Hand vor der Brust, schmutzig, der struppige Bart und der kurzgeschorene Kopf grau von Lehm, mit irrem Blick und weitaufgerissenem Mund, in dem ein paar gelbe Zahnstummel aufragten. Er duckte sich, als wolle er Feodor, besser gesagt, das Auge, das auf ihn starrte, anspringen. Wie er so mitten im Lehm stand, schien er geradewegs aus der Erde aufgetaucht zu sein. Feodor empfand plötzlich Mitleid mit diesem verlorenen Mann. Er sah sich selber dort, klein und nichtig, von einer bösen Leidenschaft entflammt. Und er dachte daran, wie launisch doch das Schicksal war: einst hatte dieser Mann ihn mit glühenden Worten davon zu überzeugen versucht, daß Reichtum die Seele zerstöre und nur in der völligen Armut wahre Reinheit liege. Er hatte auf ihn gehört, denn schwere Trauer war über ihn gekommen, und er wollte diese Reinheit

erlangen. Außerdem waren die verschneiten Winterabende, an denen er mit jenem anderen Wassili ins flackernde Feuer des Ofens gestarrt hatte, ihm unvergeßlich. Er begriff, daß die Worte, die Wassili ausgestoßen hatte, als er, Feodor, ihm den Schatz überlassen hatte, Ausdruck seiner geheimsten, noch unartikulierten Gedanken waren – ihm graute mit einemmal vor diesem Mönch. Nicht einen Freund oder Feind sah er in ihm, sondern einfach einen kleinen, unglücklichen Menschen. Und gleichsam als Ergebnis seiner Gedanken wurde dieser schmutzige und glühende, dieser wütende und verbissene Mann vor seinen Augen immer kleiner und versank immer tiefer in den lautlos brodelnden Erdwogen. Eine unsichtbare Kraft schien ihn erfaßt zu haben und ihn unerbittlich von Feodor zu entfernen. Bald stak er weit weg von ihm in einer unendlich tiefen Lehmgrube, nur trübe erleuchtet vom Licht des Kienspans. Das ellengroße Männchen sagte noch etwas, drohte mit der gesunden Faust, während er die verdorrte Hand gegen die Brust drückte, aber Feodor interessierten diese Worte nicht mehr, sie schreckten ihn nicht, er verstand ihren Sinn nicht.

Wassili dagegen wußte nichts von Feodors Gedanken; er wußte auch nichts von dem Flämmchen, das sich in Feodors Herzen entzündet hatte. Er sah nur das große, geweitete Auge, das ihn unverwandt anstarrte, und grimmige Wut packte ihn.

„Geh, Feodor“, bellte er und schüttete die unflätigsten Worte über ihn aus, die er kannte. „Bring mich nicht zur Raserei.“

Aber das Auge schaute und schaute, und Wassili bückte sich, von wildem Haß übermannt, hob einen Lehmbrocken auf und warf ihn direkt in dieses Auge, das ihm die Seele aus dem Leib zu saugen schien.

Wie ein Besessener hackte er auf die Wände ein, und soviel Erdreich hatte sich angesammelt, daß es bereits seine Liegestatt bedeckte. Die äußere Wärme und das innere Feuer, das seinen Leib verzehrte, ließen ihn all seine Kleider abwerfen und nackt arbeiten. Schon hatte er zwei Wände aufgehackt, war bei der dritten, hatte das kleine Fensterchen, durch das er immer Brot und Wasser empfing, zugehängt und verkündet, er habe sich strenge Fasten auferlegt. Aber sein ganzer Eifer nützte ihm nichts, denn er grub ohne Bedacht. Immer mehr Lehm bedeckte den Boden, Wassili indes entfernte sich immer weiter von der geheimen Fundstelle – das ist meine Vermutung: niemand hat je Feodors Geheimnis erfahren! Mir erzählte er nur, er habe ein unterirdisches Gewölbe entdeckt; er war sicher, daß Wassili den Schatz nicht finden würde.

So mühte sich Wassili umsonst. Die Wut in ihm wuchs, und er suchte unter den fürstlichen Ratgebern einen schlaunen Bojaren auf, den er von früher her kannte.

„Feodor, der vor mir die Höhle bewohnt hat“, enthüllte er, „hat einen Schatz gefunden: viel Gold und Silber und kostbare Gefäße. Er wollte damit in ein fremdes Land fliehen, aber ich habe ihn zurückgehalten. Jetzt spielt er den Narren und will das Geheimnis nicht preisgeben. Nach außen hat er sich von allen Reichtümern losgesagt und wartet nur auf einen günstigen Augenblick, um zu flüchten.“

„In welcher Höhle war das?“ fragte der Bojar.

„In der Warägerhöhle. Ich habe auch schon dort gegraben, aber nichts gefunden. Und Ihr werdet auch nichts finden.“

Währenddessen unterhielten Feodor und ich uns in seiner Zelle. Er erzählte mir, was ihn bewegte, und seine Stimme ähnelte dem leisen Knirschen der Getreidemühle, die er unermüdlich drehte. Ich beobachtete, wie das weiße Mehl unter dem Mahlstein hervorquoll, und mir wurde auf einmal ganz ruhig ums Herz neben dem ergebenen Dulder.

„Wir entfernen uns zu sehr von unserem Ursprung“, sagte ich, als Feodor verstummt war. „Statt uns der Natur anzupassen, liegen wir mit ihr im Widerstreit, und daher rühren unsere niedrigen Leidenschaften. Wir messen das menschliche Leben nicht immer an guten Taten, weshalb wir die bösen rühmen und die guten vergessen. Gute Taten aber entspringen häufig nicht unserer Natur, sondern dem Wunsch, menschlichen Ruhm und göttliche Gnade zu erlangen. Göttliche Gnade jedoch ist nicht die Meinung, die sich die Menschen von uns bilden, sondern der Seelenfriede, der Friede mit sich selbst. Und diesen erreicht man nicht, ohne innerlich rein zu sein. Ich sage dir noch etwas, Bruder. Wer sich quält, um die Gnade Gottes zu erlangen, sündigt nicht weniger als derjenige, der absichtlich Böses schafft. Der Mensch darf nicht wider seine Natur handeln, sondern muß ihr folgen. Lehre den Kirschbaum nicht, Himbeeren hervorzubringen! Soll die Kirsche eine Kirsche bleiben und die Himbeere eine Himbeere! Böse Taten werden oft nur deshalb vollbracht, weil wir nicht gelernt haben, in Harmonie mit der Natur zu leben, deren Teil wir sind. Wir dürfen uns ihrer nicht entäußern, sondern müssen sie mit unserem Geist erheben. Darin liegt der wahre Dienst an der höchsten Gewalt, unter deren Schutz wir leben.“

Feodor nickte sacht.

„So ist es“, sagte er. „Der Mensch sollte nach seinen guten Taten beurteilt werden. Ich allerdings habe dabei bisher kein Glück gehabt. Sogar meinen ganzen Besitz habe ich an Landstreicher verteilt. Weißt du, Bruder“, fuhr er fort und legte seine Hand auf meine, „ein gutes Werk werde ich wohl doch tun.“

Ich sah ihn fragend an: sein Gesicht leuchtete voll Güte.

„Ich habe diesen Schatz vergessen“, erklärte Feodor. „Für immer. Um meiner und um aller Menschen willen. Wieviel niedere Leidenschaften hätte ich entfacht, wenn ich versucht hätte, ihn zu heben. Wassili würde mich verfolgen, um

ihn mir abzunehmen. Überließe ich den Schatz dem Kloster, wäre ich nicht sicher, was mit dem Geld geschieht. Dem Fürsten? Er würde es für böse Kriege und Gelage verwenden.“

Während des ganzen Gesprächs drehte er unentwegt die Handmühle, die unentwegt Mehl hervorbrachte.

„Ich möchte das Kloster verlassen“, sprach Feodor langsam. „Ich möchte von der Arbeit meiner Hände leben und inneren Frieden erlangen. Kann man das nicht als gutes Werk bezeichnen, Bruder?“

„Wahrhaftig“, bekräftigte ich, denn er hatte meine geheimsten Gedanken laut ausgesprochen.

Zu dem Zeitpunkt, da diese Worte fielen, brachte der Bojar Wassili zum Fürsten.

„Laßt diesen Feodor schnellstens gefangennehmen“, riet Wassili voll Eifer. „Und wenn er Euch den Schatz nicht geben will, droht ihm mit Schlägen und Folter. Wenn er ihn trotzdem nicht preisgeben will, übergibt ihn den Folterknechten. Wenn er dann immer noch nicht nachgibt, ruft mich, ich werde ihn vor Euren Augen entlarven.“

„Gut, Vater“, stimmte der Fürst erfreut zu. „Hier, nimm das für die gute Nachricht!“ Er gab ihm eine Griwna. „Wenn wir den Schatz haben, bekommst du noch mehr. Sattelt die Pferde!“ befahl er einem seiner Jungmannen.

Auf dem Hof wurde das Horn geblasen, und eine halbe Stunde später ritt der Fürst mit seinem Gefolge los, als zöge er auf große Jagd oder in den Krieg.

Ich hatte Feodor bereits verlassen, als die Jungmannen des Fürsten in den Klosterhof einritten und Feodors Zelle umzingelten. Es war Herbst, ich stand bei Grigoris laubübersätem Garten und mußte mit ansehen, wie Feodor gefesselt aus der Zelle geführt und auf ein Pferd geworfen wurde. Von allen Seiten rannten die Mönche herbei, auch der Abt eilte den Reitern entgegen. Der Fürst ritt zu ihm, sprang vom Pferd und empfing seinen Segen. Dann sprachen sie lange miteinander.

Ich lief zu Feodor. Er lag quer über das Pferd geworfen, und sein Bart hing zu Boden.

„Eine böse Stunde hat für mich geschlagen, Bruder Semen“, ächzte er. „Bete um mich.“

Das Pferd wurde angetrieben und setzte sich in Bewegung. Der Fürst war bereits wieder aufgesessen, und die ganze Gesellschaft ritt durch das herbstliche Laub zum Tor hinaus.

Ich stand wie erstarrt. Ungeheure Trauer erfaßte mich, denn Feodor war einer der wenigen, die wirklich inneren Frieden suchten. Und nun spielte ihm das Schicksal so einen Streich. Wie sollen wir diese Welt, die menschlichen Leidenenschaften und das Gute endgültig begreifen? klagte ich in Gedanken. Wie sollen wir Gottes Willen endgültig erfassen? Wie können wir in dieser Welt etwas Dauerhafteres schaffen als Schneeflocken, an denen die Luft reich ist, wenn jeden Moment das große Unglück über uns hereinbrechen kann? Oder genügen gute Absichten, und heiliges Bestreben ist schon eine Tat? Was hat Bestand in dieser Welt? Und was bleibt von uns für alle Zeiten? Was von unserem Schaffen in Wort und Tat widersteht Tod und Verwesung?

Das waren meine Gedanken, und ohne daß ich es wollte, liefen mir die Tränen über das Gesicht. Ich trauerte einem laueren Menschen nach, der wahrhaft gütig hätte sein können.

## 11

„Löst ihm die Fesseln!“ befahl der Fürst. „Ich möchte im guten mit ihm reden.“

Feodor wurde von den Stricken befreit und rieb sich die abgestorbenen Hände und Füße.

„Lieber Vater“, sagte der Fürst freundlich. „Verzeih, daß wir so rücksichtslos mit dir umgegangen sind. Zwingende Notwendigkeit hat uns dazu getrieben. Sag uns: Ist es wahr, daß du einen Schatz gefunden hast? Ich möchte ihn mit dir teilen, und du wirst meinem Vater und mir ein Vater sein.“

„Ja, ich habe einen Schatz gefunden“, gestand Feodor freimütig. „Aber er liegt sicher in einer Höhle verborgen.“

„Gibt es dort viel Gold, Silber und kostbare Gefäße?“

„Ja, aber er wird für immer dort bleiben.“

„Warum willst du ihn mir nicht geben?“ fragte der Fürst beinahe liebevoll. „Mir, deinem Sohn? Nimm dir davon, soviel du willst.“

Plötzlich fuhr Feodor zusammen und wandte den Kopf zum Fenster, hinter dem Schneeflocken wirbelten. Er erblickte eine Frauengestalt, kalt und bleich, engelgleich, die seiner verstorbenen Frau sehr ähnlich sah und ein starres, nacktes Kind auf dem Arm trug. Aber diesmal lächelte ihm die Gestalt nicht zu, sondern schaute ihn mit schreckensweiten Augen an, und das starre Kind schien zu weinen, denn es hatte den Mund aufgerissen. Ein Schatten lief über Feodors Gesicht.

„Ich brauche nichts“, sagte er langsam. „Warum soll ich etwas nehmen, was ich nicht brauche? Ich bin frei von Reichtümern und traue ihnen nicht nach. Aber ich habe Angst um dich, Fürst. Ich habe Angst, daß du viel Böses säst, wenn der Schatz in deiner Hand ist.“

Da runzelte der Fürst die Stirn und knirschte mit den Zähnen.

„Ich befehle dir als Herrscher: Lüfte das Geheimnis! Du brauchst dir nichts zu nehmen, aber mir hast du ihn zu geben.“

Feodor sah teilnahmslos zum Fenster hinaus.

„Nimm ihn dir“, sagte er, sich jäh umdrehend. „Verbiете ich dir, den Schatz zu heben? Ich selber habe vergessen, wo er liegt, und kann dir nichts darüber verraten.“

Zuerst schlugen sie ihn, dann brannten sie ihn mit glühenden Eisen, stachen ihn mit Schwertern, aber kein einziges Wort kam über seine Lippen. Er hielt nur unablässig den Blick zum Fenster gewandt. Im Wirbel der Schneeflocken sah er diese Frauengestalt, kalt und bleich, engelgleich. Sie ließen



ihn in einen großen Rauchfang über eine Feuerstätte hängen und zündeten das Feuer an. Diese entsetzliche Qual ertrug Feodor nicht. Er schrie schrecklich, und der Schrei, im Kamin vervielfacht, ward von vielen Menschen gehört, die zum Fürstenhof strömten. Auch ich hörte das Geschrei und eilte zum Hof, weil ich dem Fürsten beweisen wollte, daß er den Armen umsonst quälte, daß dieser nicht wisse, wo der Schatz liege, daß er nur eine Handvoll Münzen und ein Gefäß gefunden und das alles Wassili gegeben habe.

Der Fürst hörte mich an und befahl, Feodor aus dem Rauchfang zu holen. Rußgeschwärzt und verbrannt wurde er hereingeführt, stöhnte schwer, aber als er mich sah, flehten seine Augen, ich möge schweigen.

„Dieser Bruder behauptet“, sprach der Fürst und beugte sich über den Gefolterten, „du hättest gar keinen Schatz gefunden, du hättest nur so ein Gerücht verbreitet. Wenn es so ist, bekenne dich, wenn nicht, dann gib mir, was mir gehört.“

Sich vor Schmerz krümmend, rang Feodor nach Luft, dann preßte er hervor: „Ich sage die Wahrheit: Ich habe den Schatz gefunden. Aber ich würde eine große Sünde auf meine Seele laden, wenn ich ihn herausgeben würde.“

Ich schämte mich sehr, denn Feodor hatte sich stärker und ehrlicher erwiesen als ich – er, den ich hatte retten wollen und den ich bis auf den heutigen Tag nicht vergessen kann. In einer schwierigen, unverständlichen Welt leben wir, in der die Taten der Menschen nicht mit Gold, sondern mit Kupfer gemessen werden. Es ist nicht leicht in dieser Welt, ein ehrlicher Mensch zu sein. Jeder Kleinmut, jede Heuchelei lädt uns eine Last auf die Seele, die diese verdirbt. Jeder von uns unterliegt zu sehr den Umständen, wodurch er den Bruder leicht verraten und verleumden kann, um einer zeitweiligen Rettung willen – große Angst peitscht uns ständig und macht uns weich und biegsam wie Weidengerten. Weiche und zu biegsame Bäume aber überdauern die Jahrhunderte nicht, dazu müssen sie schwer sein und allmählich wachsen.

Der Fürst hatte bereits nach Wassili geschickt, dem Urheber von Feodors Unglück. Man mußte ihn mit Gewalt aus dem Kloster zerren.

„Ich habe getan, wozu du mir geraten hast“, sprach der Fürst.

Feodor lag in einer Ecke und stöhnte. Wassili sah den mit Brandblasen bedeckten Körper, und seine Augen irrten umher wie die eines in die Falle geratenen Tieres.

„Ich habe Euch zu nichts geraten“, stieß er hervor, warf einen Blick auf mich und wich zur Tür zurück.

„Schau ihn dir an!“ befahl der Fürst mit harter Stimme. „Da ist der, der mir nicht verraten wollte, wo der Schatz liegt.“

Wassili wich noch weiter zurück. Seine Augen verengten sich.

„Das ist eine List des Teufels!“ schrie er plötzlich mit hoher Stimme. „Er hat Euch in Versuchung geführt und mich verleumdet. Keiner hat gesehen, daß ich je meine Höhle verlassen habe.“

Da lachten die Bojaren, und einer von ihnen sagte: „Wir waren dabei, als du mit dem Fürsten sprachst.“

Darauf faltete Wassili die Hände, hob sie über den Kopf und schrie mit gellender Stimme: „Der Teufel hat euch alle in Versuchung geführt! Ich habe niemanden gesehen und meine Höhle nie verlassen.“

Da erzürnte der Fürst und befahl, Wassili zu prügeln. Die Diener rissen ihm die Kleider vom Leibe, und alle sahen, daß er voller Lehm war, sogar die verdorrte Hand, die er gegen die Brust gepreßt hielt. Dann schlugen sie ihn mit Stöcken, und Wassili heulte und jammerte und gab zu, daß er Feodor verraten habe. Währenddessen war Feodor still geworden. Ich kniete neben ihm nieder und merkte; daß er im Sterben lag. Sein Blick war klar und rein und zum Fenster gewandt, hinter dem immer noch Schnee in großen nassen Flocken fiel. Offenbar hatte er bis zur letzten Minute seines Lebens die Vision der Frau mit dem Kind vor Augen. Trotz der Qualen, die er

litt, erhellte ein leichtes Lächeln sein Gesicht, so wie das Laub der Bäume die herbstliche Erde erhellt.

„Er ist verschieden“, stellte ich fest und schloß Feodor die Augen.

„Nun“, meinte der Fürst ruhig. „Wenn uns der eine nicht gesagt hat, wo der Schatz liegt, soll es der andere tun.“

Er nahm Pfeil und Bogen und legte auf Wassili an.

Da warf sich der schmutzige Mann vor die Füße des Fürsten und streckte ihm die Hände entgegen. Große Tränen wuschen helle Streifen in das lehmverschmierte Gesicht, und er rief verzweifelt: „Habt Erbarmen, Fürst! So wahr mir Gott helfe, ich habe den Schatz nicht finden können.“

Aber der Pfeil sirrte los, traf Wassili mitten in die Brust, und er sank neben Feodor zu Boden. So lagen sie nebeneinander: der eine mit verklärtem, der andere mit verzerrtem Gesicht. Ein und dieselbe Leidenschaft hatte sie gequält, ein und dieselbe Hand hatte sie zum Tode befördert, aber jeder erlebte den Tod anders.

„Schaff die Kadaver fort, Mönch!“ befahl mir der Fürst. „Sonst laß ich sie den Hunden vorwerfen.“

daß letzte, welches davon handelt,  
wie ich vor das Gericht  
der Bruderschaft kam

---



Ich schreibe mein Werk nach Polikarps Aufzeichnungen nicht deshalb, weil ich seine Arbeit tadeln will. Sie hat ihre Wahrheit und mein Werk die seine. Nicht in allem stimmen unsere Gedanken überein, aber das muß so sein: auch wenn Menschen gleiche Kleidung tragen, sind sie nicht eines Geistes. Anfänglich habe ich die Berichte der greisen Mönche aus reiner Neugier und um des eigenen Vergnügens willen gesammelt. Dieses Vergnügen wurde mir zuteil. Jetzt begreife ich, daß nicht Neugier allein mich bewogen hat, sondern vielleicht eine höhere Vorsehung; denn es gab sie, diese Macht, die mich zum Schreiben trieb, und es ist keine dunkle Macht – nicht im Namen des Bösen fülle ich die Blätter. Und obwohl ich mich persönlicher Wertungen nicht enthalten kann und eigene Ergänzungen gemacht habe, habe ich doch die Ereignisse genau so beschrieben, wie sie mir erzählt wurden oder wie ich sie selber erlebte. So habe ich, wenn mir jemand die Unwahrheit erzählt hat, genau die gleiche Unwahrheit aufgezeichnet, und wenn meine Augen einiges verzerrt gesehen haben, möge mir Gott verzeihen: nicht aus böser Absicht ist das geschehen, sondern aus Unwissenheit. Es gibt eine unumstößliche Wahrheit: Nichts auf Erden ist vollkommen und vollendet!

Ich habe mein Werk breiter angelegt als Polikarp, weil ich nicht nur seine Geschichten neu erzählen, sondern auch

meine eigenen hinzufügen wollte. Außerdem sollten sie nicht eintönig wirken, das heißt nur über Böses, Schweres berichten. Ich hatte vor, mehr über Menschen höheren Geistes zu erzählen, über große Bücherschreiber und Lehrer, über solche, von denen ich die wohlwollende Gesinnung übernommen habe. Aber es ist an der Zeit, daß ich mein Werk abschließe. Bisher habe ich heimlich geschrieben, bin eigens dafür in strenge Klausur gegangen. Aber obwohl ich mich sehr in acht genommen habe, konnte ich mein Geheimnis nicht länger hüten. Zu oft vergaß ich mich selbst und bemerkte nicht das Rascheln von Kutten an meiner Zelle. Hin und wieder versäumte ich auch, das kleine Fenster zu verhängen. Außerdem besuchten mich Mönche; ich unterhielt mich gerne mit ihnen und verhehlte nicht im geringsten meine Gedanken, von denen diese Seiten voll sind. Der liebste Gesprächspartner war mir Issaaki, aber er ging bald in eine bessere Welt – ich trauerte sehr um ihn. Issaaki hätte ich mein Werk ohne Furcht zeigen können; er lehrte mich mehr, als ich ihn. Dann suchte mich häufig der junge Mönch Nikon auf, den ich von Herzen lieb gewann. Er kam immer dann, wenn ich des Schreibens müde war und das Bedürfnis hatte, mich im mündlichen Wort zu üben. Wenn ich in seine klugen Augen sah, drängte es mich jedesmal, dem jungen Mann soviel wie möglich von meinem im Leben erworbenen Gedankengut abzugeben.

„Lieber Freund“, sagte ich zu meinem aufmerksamen Zuhörer. „So viele Bücher habe ich hier gelesen, aber sie alle sündigen in einem: sie sind eintönig und grau. Unser Schöpfer duldet das, doch er selber ist niemals starr und gleichförmig, er ist immer in Bewegung, immer in einem unermüdlichen Prozeß des Schöpfens, des Entstehens und Vergehens begriffen. So wie ein Baum, der niemals stirbt: die alten Äste sterben ab, neue wachsen nach. Blätter sprießen und fallen wieder ab, der Baum aber ist da, solange es Leben in der Welt gibt. Leben, mein Freund, das ist auch er, das ist das, was die Erde bewegt und ihr Unsterblichkeit verleiht. Er hat keine Gestalt,

um dies auszudrücken – er sät unter uns Angst, Freude und Glück, denn er ist der lebenspendende Geist. Alles, was wider die eigene Natur geschieht, dient nicht ihm, sondern dem Teufelsgezücht, alles, was mit der Natur harmonisiert, ist Gottes.“

Die klugen Augen am Fensterchen blickten gespannt und wachsam, saugten meine Worte geradezu in sich auf.

„Hat aber Gott nicht geboten, daß wir uns von irdischen Freuden und irdischem Reichtum lossagen sollen?“ fragte er schüchtern.

„Das hat er schon.“ Ich nickte. „Aber er meint damit Freuden, die in sich das Böse bergen, und Reichtum, den man durch Schweiß und Blut anderer erwirbt.“

„Gibt es denn noch anderen Reichtum?“

„Es gibt ihn“, antwortete ich. „Und er wird nicht mit Gold gemessen, sondern mit Güte. Wer reinen Herzens ist, ist reich.“

„Aber leeren Magens.“ Nikon lachte.

„Der Mensch braucht nicht viel, um satt zu werden, das heißt, um keinen Hunger zu spüren“, warf ich ein. „Aber er kennt kein Maß, um seine Begierden zu stillen. Wenn man das Geld einsammelte, das ohne Notwendigkeit ausgegeben wird, könnte man alle Hungernden satt machen. Der Mensch setzt seine ganze Kraft dafür ein, um soviel wie möglich vom Leben zu bekommen. Die Angst vor dem Hunger beherrscht ihn, und so stopft er sich voll, ohne daran zu denken, daß das gestrige Essen ihn nicht vor dem morgigen Hunger rettet. Aber das ist erst das halbe Übel. Schlimmer ist, wenn der Mensch glaubt, er habe den größten Verstand und wisse alles – dann glaubt er nicht an das in seinem Innersten Verborgene. Dummheit wächst dort, wo es keine Zweifel gibt, und so beginnt der Verfall, setzen Fäulnis und Verwesung ein. Die Wahrheit existiert, aber sie ist schrankenlos. Jede Beschränkung der Wahrheit ist eine Fessel. Ihr einziges Maß ist das Gute, das der Mensch schafft. Hast du ein gutes Werk ge-

tan, schau dich um und überzeuge dich, ob du damit nichts Böses angerichtet hast – es gibt falsche und echte Wohltaten. Falsch ist jene Wohltat, die böse Früchte trägt, echt jene, die rein ist und unvergänglich in der Zeit. Es gibt eine alltägliche und eine ewige Wahrheit. Die alltägliche Wahrheit ist schon am nächsten Tag ein Blendwerk der Lüge, die ewige Wahrheit aber leuchtet über alle Zeiten hinweg und hat kein Ende. Daher ist alles in dieser Welt zwiegespalten und befindet sich in einem ewigen Wettstreit. Finde in diesem Strudel deinen wahren Platz! Versuche, deine Aufrichtigkeit und Reinheit zu bewahren! Das ist nicht leicht und gelingt nicht jedem, denn in der Welt muß sich einer dem anderen beugen. Vergiß aber nie, daß im Menschen die Idee von seiner höheren Bestimmung unsterblich ist. Befällt dich jedoch die Lebensfäule, bist du nicht mehr Gott ergeben und verwandelst dich nach und nach in Moder. Aber auch jemand, der seine Reinheit und Gottgefälligkeit bewahrt, entgeht nicht immer dem Sumpf: Hochmut ist auch Fäulnis für die Seele! Wer einen Stein auf den Schwächeren und Gefallenen wirft, der wirft ihn auf sich selber.“

In dieser Weise sprachen wir häufig miteinander, besser gesagt, ich sprach, und Nikon hörte zu. Auch andere Mönche kamen, solche, die gerne nachdachten und die Welt und sich selbst besser begreifen wollten. Den Rest der Zeit verbrachte ich mit Lesen, denn ich hatte genügend Bücher in der Zelle. Meine eigenen Niederschriften aber hielt ich sicher versteckt, nicht weil ich Angst hatte, sondern aus Zweifel darüber, ob meine Klosterbrüder sie vielleicht als böswillig betrachten könnten. So beschloß ich, mein Werk Gottes Willen zu überlassen. Wird es gebraucht, dachte ich, werden die Menschen es schon finden und verwenden; ist es unnütz, wird es vergehen, wie alles in der Welt vergeht.

Ich wußte schon, was ich tun würde, wenn das Werk endgültig fertig war. Ich hatte die große, weite Welt mehr und mehr lieb gewonnen. Sobald ich die Schriftrollen vergraben

hatte, wollte ich, ohne jemandem ein Wort davon zu sagen, diese Zelle, diese grauen Mauern, diese ganze demütige Welt verlassen. Meine Seele paßt nicht in diesen Rahmen. Ich möchte das Leben nehmen, wie es kommt: mich freuen, wenn es Grund zur Freude gibt, traurig sein, wenn Trauer mich überfällt. Wenn ich lachen möchte, werde ich lachen, und wenn Tränen mir aus den Augen rinnen, werde ich sie nicht zurückhalten. Ich weiß nicht, ob ich in dieser großen Welt etwas Gutes tun kann, aber Böses werde ich ganz bestimmt nicht tun. Ich möchte über mir die Sonne spüren, möchte das saftige Grün sehen und unter Menschen sein, die leben, wie die Natur es ihnen gebietet. Mir hat sie ein göttliches Schicksal beschert: die Welt zu schauen und alles, was ich sehe, durch Herz und Seele zu sieben. Nicht als Teilhaber am Leben hat sie mich in die Welt geschickt, sondern als ihr Betrachter. Ich werde dieses harte Los auf mich nehmen und es tragen, denn ich selber habe ja verkündet: Jeder soll im Leben der sein, der er ist.

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich die Geschichte von Feodor zu Ende geschrieben hatte, der umkam, obwohl seine Seele bereits geläutert war. Es war Mittagszeit, man brachte mir Brot und Wasser. Nachdem ich mein bescheidenes Mahl eingenommen hatte, ruhte ich ein wenig. Mit einemmal hörte ich Schritte im Gang. Schritte von mehreren Personen. Mein schriftliches Werk war gut versteckt, das tat ich immer, wenn ich meine Arbeit beendet hatte, und so lauschte ich ruhig der sich nähernden Prozession. Es war etwas Festes, Unwiederbringliches in diesen Schritten, und unwillkürlich krampfte sich mein Herz in böser Vorahnung zusammen. Dann machten die Schritte vor meiner Zelle halt.

Ich hob die Augen zum Fensterchen und sah den durchdringenden Blick des Abts.

„Bruder Semen“, befahl er mit harter Stimme. „Mach auf, wir möchten zu dir.“

Ich riegelte die Tür auf. In die Zelle traten der Abt, sein



Stellvertreter Ioann, Pimen der Faster, Polikarp, Issaja, Jeremia der Seher, Agapit der Arzt, Nikolai, Onissifor und Nikon, mit dem ich mich so gerne unterhielt. Ich suchte Nikons Blick – er wandte ihn kalt ab.

„Wir sind zu dir gekommen“, begann der Abt, „wie zu einem Mann, den der Teufel heimgesucht hat. Er hat dir falsche Weisheiten eingegeben, wodurch du unselige Gespräche mit den Brüdern führst, ihnen Prophezeiungen machst und sie in Versuchung führst. Uns ist auch zu Ohren gekommen, daß du ein Buch schreiben sollst und dich mit deinen Schriften verbirgst, daß du das mönchische Leben widernatürlich und nicht Gott gefällig nennst, wodurch du auch nicht so betest, wie es sich für einen Mönch geziemt. Aus all dem schließen wir, daß dich der Erzfeind versucht und du somit ebenfalls zu unserem Feind wirst, wenn dich unser frommes Gebet nicht erreicht.“

„Wer hat das Wort wider mich gerichtet?“ fragte ich ruhig.

„Ich, Bruder Semen“, ließ sich Nikon vernehmen. „Ich, der deine böswilligen Reden am häufigsten gehört hat. Zu Anfang haben sie mich sehr berührt, aber dann begriff ich, daß der Teufel aus dir spricht, und um dich und mich zu retten, habe ich den Vater Abt aufgesucht und ihm alles erzählt.“

Sein Blick war kalt und fremd. Tiefe Trauer überkam mich. Ich sah mich von einem Mann verraten, dem ich aufrichtig gewogen war.

„Schade, Bruder“, sagte ich bedauernd, „daß du Böses in etwas siehst, was ich vor Bösem zu schützen versuchte.“

„Deine Worte waren gut“, erwiderte Nikon frostig. „Aber von bösem Wesen.“

Da begriff ich, daß ich nicht imstande war, diesen Menschen umzustimmen. Er war von wildem Haß gegen mich durchdrungen. Ich konnte mir nur nicht die Ursache dieses Hasses erklären und kam mir auf einmal sehr schwach und einsam vor.

„Wo sind deine heimlichen Schriften?“ fragte der Abt.

Vor mir lag nur ein unbeschriebenes Blatt Pergament. Alles andere war sicher verborgen.

„Ich habe noch nichts geschrieben, ich wollte gerade anfangen“, log ich. „Ich will Polikarps Werk vervollständigen.“

„Ein gottgefälliges Werk planst du“, warf Polikarp ein. „Aber ist meins nicht gut genug?“

„Du hast getan, was du konntest. Ich wollte nun aufschreiben, was ich weiß.“

„In diesem Tun liegt nichts Sündiges“, versicherte der Abt. „Aber alle Schriften muß die Bruderschaft lesen und ansehen können, um sich zu überzeugen, daß du unser Kloster nicht in ein schlechtes Licht setzt. Wenn du das tätest, würdest du eine große Sünde begehen, und der Fluch Antonis und Feodossis würde auf dir lasten.“

„Ich wollte nur die heilige Wahrheit schreiben“, verteidigte ich mich.

„Heilige Wahrheit kann nur sein, was dem Ruhm unseres Klosters dient“, ereiferte sich Polikarp. „Alles, was geschrieben wird, um das Kloster in Verruf zu bringen, ist böswillige Verleumdung und Lüge.“

„Fürwahr, Bruder Polikarp“, stimmte der Abt zu. „Seht euch um, ob ihr bei Bruder Semen nichts Geschriebenes findet.“

Junge Mönche machten sich daran, meine Zelle zu durchsuchen, der Eifrigste von allen war dabei Nikon. Da trat Jeremia zu mir und legte seine kalte, zittrige Hand auf meine Schulter.

„Auf Pergament, mein Sohn, sollen nur wohlmeinende Dinge festgehalten werden“, sagte er. Ich sah ihn an: seine Augen funkelten hell.

„Ich habe heute einen Traum gehabt, Brüder“, fuhr er fort und kniff die Augen zusammen, die grün wie Frühlingsgras waren. „Ich sah den Bruder Semen in Gestalt eines Raben, der ein beschriebenes Pergament im Schnabel hielt. Er saß auf einem Ast, und der Teufel in Gestalt eines Engels bat den Bru-

der Samen um dieses Pergament. Bruder Semen wollte es ihm schon geben, denn er glaubte, ein wahrer Engel stünde vor ihm, aber da flog eine Taube vom selben Baum auf und schlug mit ihren Flügeln dem Engel in die Augen. Und der Engel wurde schwarz wie Kohle, ich aber sah, Brüder, daß Bruder Semen immer noch ein Rabe war, nun jedoch ein weißer.“

Jeremia riß die Augen auf, und sie waren wie Blätter am Grunde des klaren Himmels.

„Ein schöner Traum“, sagte ich langsam. „Aber woher wollt Ihr wissen, ob nicht auch die Taube der verwandelte Teufel war?“

„Nicht sie ist schwarz geworden, sondern dein scheinbarer Engel“, erwiderte Jeremia gutmütig. „Und du, Bruder, bist aus irgendeinem Grunde weiß geworden.“

Er zwinkerte mir listig zu: offensichtlich wollte er mir wohl.

„Auch ich hatte diese Nacht einen Traum“, sagte ich und beschaute meine Nägel. „Ebenfalls von einem Raben und einem Pergament. Nur hielt der Engel das Pergament, und der Rabe fiel darüber her und wollte es ihm aus der Hand reißen. Dieser Engel war etwas hilflos; er wehrte den Raben nicht ab, sondern hob nur schützend die Hand vors Gesicht.“

„Und hat der Rabe ihm das Pergament entrissen?“ fragte Jeremia neugierig.

„Nein“, erwiderte ich. „Die Tränen des Engels haben die Buchstaben verwischt.“

„Wer war denn dieser Rabe?“ forschte Jeremia weiter und blickte mich scharf an.

„Woher soll ich das wissen?“ Ich hob die Schultern. „Nur die Farben habe ich bemerkt: schwarz und weiß, und das Schwarze vermischte sich mit dem Weißen.“

Die Mönche hatten die Durchsuchung beendet und, wie zu erwarten war, nur Feder, Tinte und leere Pergamentbogen gefunden. Das schien den Abt zu beruhigen; er ging zu Jeremia, und die beiden flüsterten miteinander. Ich konnte ihre

Worte nicht verstehen, aber die zwei schienen erleichtert, daß sie mich einstweilen keines Bundes mit dem Teufel zu bezichtigenden brauchten.

Mit einemmal erfaßte mich grenzenlose Trauer. Ich sah mich in der Zelle um: sie war dunkel und trist, aber hier hatte ich Schutz gefunden, hier hatte ich mich wohl gefühlt, hier hatte mich das Feuer erfaßt, das mir half, diese Zeilen zu verfassen. Und traurig war ich darüber, daß alles in der Welt so flüchtig und vergänglich ist, daß sogar in diese von Menschen vergessene Höhle dunkle Gestalten eindringen und durchwühlen können, was ich als mein Eigentum betrachtet hatte. Ich fühlte mich selber wie diese Zelle: schwarze Gestalten trampelten in mir herum, suchten in meiner Seele nach beschriebenem Pergament. Durch meinen Kopf zogen sie, durch die langen, verschlungenen Windungen meines Gehirns, schnüffelnd wie Wachhunde.

„Nun gut“, sagte der Abt. „Wir werden uns in der Bruderschaft beraten.“

Sie gingen, nur Jeremia blieb.

„Wozu hast du dir das eingebrockt, mein Sohn?“ fragte er leise und leuchtete mich mit großen grünen Augen an.

„Was denn?“ fragte ich zurück.

„Das, was du weißt und was ich sehe. Du willst gegen den Strom schwimmen.“

„Ich glaube, Ihr irrt Euch, Vater“, widersprach ich dreist. „Wem habe ich Böses getan?“

„Du hast Zweifel in dir gesät, Bruder Semen“, meinte Jeremia nachdenklich. „Sind aber der Zweifel und der Teufel nicht ein und dasselbe?“

„Wie kann etwas teuflisch sein, was die Seele läutert?“ hielt ich ihm entgegen.

„Vielleicht ist es so, vielleicht aber auch nicht“, erwiderte Jeremia bedeutsam. „Ich weiß nur eins: du mußt bekennen, daß dich der Teufel in Versuchung geführt hat.“

„Da sei Gott vor, Vater!“ rief ich leise.

„Denke nach!“ Jeremia schloß die Augen. Sein blindes Gesicht war mit einemmal ungeheuer greis und hinfällig. „Denke nach, mein Sohn! Du bist sündig, ich bin sündig. Gibst du zu, daß dich der Teufel versucht hat, werden wir für dich beten, und du wirst wieder so werden wie wir alle. Uns alle hat der Teufel heimgesucht, und jeder von uns hat Reue gezeigt. Ohne Reue, mein Sohn, gibt es keine Rückkehr.“

„Rückkehr wozu?“ fragte ich.

„Stell dich nicht dumm“, sagte Jeremia. „Rückkehr ins Leben, wenn es dir lieb ist.“

Ich überlegte. Wieder erfaßte mich Trauer, so wie kurz zuvor, als die schwarzen Schuhe über mich hinweggetrampelt waren. Obwohl ich mich mit meinen Gedanken und Plänen zurückgezogen hatte, war ich doch dem einen oder anderen gegenüber freimütig gewesen. Ich hatte die Gedanken freigelassen, so wie man Vögel aus einem Käfig läßt. Sie waren in die Welt geflattert, und es gab keine Rückkehr für sie. Plötzlich begriff ich, daß Jeremia mir tatsächlich wohlwollte. Für ihn gab es keine Welt außerhalb der grauen Mauern. Ich begriff auch den Sinn seiner Parabel, denn ich war wirklich zu einem weißen Raben geworden, den man überall jagt und peinigt, es sei denn, er fände einen Schwarm von gleichen, weißen Raben. Ebenso erkannte ich, daß es keinen klaren, durchsichtigen Himmel und keine leeren Straßen gibt, wie sehr sie mich auch locken mochten. Es gibt Hunderte von Ecken und Winkeln, Hunderte von Orten, und jeder ist von grauen Mauern eigener Art umgeben. Verläßt man den einen, gerät man in einen anderen und muß auch dort die Hand nach Brot ausstrecken. Anpassung! durchfuhr es mich. Das ist es, was die Menschen zu einer Gemeinschaft zusammenfügt und ihnen die Möglichkeit gibt, irgendwie miteinander zu leben. Kein Mensch ist wie der andere, und sie stehen ständig in Widerstreit miteinander. Daher tragen sie auch gleiche Kleidung und versuchen, gleiche Gedanken zu äußern. Daher sind ihre Gedanken zweierlei: die einen behält man für sich, die ande-

ren sind für die Außenwelt bestimmt. Die Kraft der Anpassung eint die Menschen, trennt sie aber auch gleichzeitig. Jeder Mensch ist in sich gespalten. Oft gleicht die eine Hälfte der anderen nicht im geringsten, und daher wird die sichtbare Hälfte fast immer maskiert. Schlimm für den, der nicht zwiegespalten ist und die Maske fortgeworfen hat! dachte ich. Er wird von den Brüdern seiner Gemeinschaft geächtet, wird heimatlos, und das währt so lange, bis er sich einer Gemeinschaft anderer anschließt. Das Traurigste dabei ist: wer sich gegen die Anpassung stemmt, erhebt sich nicht gegen, sondern für sie, nur in neuer Gestalt. Mit einemmal wurde mir klar: das ist nicht der Fluch des Menschen, sondern nur ein Wesenszug seiner Existenz!

Und doch gibt es im Menschen etwas, was ihn zu einem ein für allemal gegebenen Wesen macht. Was ihn den Blick zum Himmel heben und ihn gottähnlich werden läßt. Manchmal scheint mir, daß das Streben nach Anpassung dadurch zustande kommt, daß es keine einander ähnlichen Menschen gibt. Obwohl eine Kraft existiert, die sie zusammenschweißt, reißt eine andere Kraft sie beständig aus der Masse heraus, so wie ein Fluß aus einem stehenden Sumpf herausbricht und, zuerst nur ein kleines Rinnsal, zum breiten, mächtigen Strom wird. Ich weiß aber auch, daß so manches Rinnsal es zwar aus dem Sumpf herausschafft, aber nie zum Strom wird. Dieses Los ist mir beschieden, und ich nehme es ohne Murren an. Wenn ich so bin, bin ich doch nützlich, denn es gibt nichts Unnützes im Leben.

„Warum schweigst du?“ fragte Jeremia. „Du hast keinen anderen Ausweg.“

„Gut“, sagte ich leise, und Tränen traten mir in die Augen. „Gut.“

Da hob Jeremia die Hand, und ein Bruder nach dem anderen trat in meine Zelle.

„Unser Bruder Semen gelobt Reue“, verkündete Jeremia feierlich. „Er hat im Gespräch mit mir zugegeben, daß ihn der

Teufel heimgesucht hat und daß er ihn nicht immer hat besiegen können, obwohl er sich mit aller Kraft gegen ihn wehrte. Nur unser gemeinsames Gebet, Brüder, kann Bruder Semen helfen. Knie nieder, mein Sohn!“

Ich tat, wie mir geheißen. Ringsum dröhnten die Stimmen, ich aber sah im Geiste einen Hirten, der peitscheschwingend eine entlaufene Kuh in die Herde zurücktreibt. Tränen schossen mir aus den Augen, ich konnte meine Verzweiflung und meinen Schmerz nicht verbergen.

„Betet inbrünstiger, Brüder“, ließ sich der Abt vernehmen. „Er weint, also weicht der Teufel aus ihm.“

Dieses Mal geht alles gut aus, dachte ich. Jeder sündigt, und jeden quält der Teufel, diese Wahrheit ist unumstößlich, und alle sind das gewohnt. Nur eins wird gefordert: nachgeben, sich beugen, sich fügen, und alle fühlen mit dir und verstoßen dich nicht, auch wenn sie dich eine Zeitlang mißtrauisch ansehen. Schlimmer ergeht es dem, der nicht nachgeben kann – er bekommt die Knute unbarmherzig zu spüren.

Die Mönche waren zufrieden mit meinen Tränen, obwohl nicht einmal Jeremia der Seher ihre Ursache kannte. Er selber betete und sang nicht mit, denn er war zu hinfällig und hatte noch viel zu reden. So stand er denn mitten in der Zelle, die Beine gespreizt, auf den Stock gestützt, und döste vor sich hin. Mit einemmal begriff ich: auch er war einst widerspenstigen Geistes gewesen, auch er hatte einst zum Himmel aufgeblickt und darob geseufzt, daß er an diesen Winkel hinter den grauen Mauern gebunden war. Armer, armer Jeremia, dachte ich. Deine Widerspenstigkeit hast du zu Haß werden lassen! Ich sah auch zu Nikon, den ich so aufrichtig in mein Herz geschlossen hatte, daß ich bereit war, ihn meinen Schüler zu nennen. Nikon betete und sang eifrig und hingebungsvoll, als wolle er die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Diesmal trafen sich unsere Blicke: eine Woge von Haß schlug mir aus diesen fanatischen Augen entgegen. Da ist er, der eifersüchtige Wächter der Anpassung! dachte ich. Er ist der

Schlimmste, weil er meine Gedanken zu gut kennt. Aber ich verurteilte und haßte ihn deswegen nicht. Nur Mitleid, abgrundtiefes Mitleid empfand ich. Du wirst Bischof werden! dachte ich. Aber arm, arm bist du, Nikon!

Schließlich verstummten die Brüder. Sie hatten die angemessene Zahl von Psalmen gesungen und Gebete gesprochen, nahmen Tinte, Federkiel und die unbeschriebenen Pergamentrollen an sich und verließen die Zelle, überzeugt, daß ich bereut hatte, während ich doch nur heftiges Mitleid fühlte.

Ich schreibe diese Zeilen zu Ende. Dazu benutze ich ein paar saubere Bogen, die ich in meinem Versteck liegen hatte, ebenso wie einen zweiten Federkiel und etwas Tinte, die gerade noch für die Schlußworte ausreicht. Trotzdem werde ich meinen Plan verwirklichen: ich werde das Manuskript in einen gut präparierten Topf legen, ihn mit einem sauberen Bogen Pergament verschließen und mit Pech abdichten – das haben die Schnüffler mir gelassen, weil sie es nicht mit meinem Schreiben in Zusammenhang bringen konnten. So werde ich meinen Schatz tief in die Erde vergraben und ihn in Gottes Hände geben. Und dann werde ich die Höhle verlassen, denn ich kann nicht länger im Dunkeln sitzen. Vielleicht verlasse ich das Kloster auch ganz, denn mich ruft die grüne Sonne am Himmel – ihrem Ruf werde ich immer folgen. Ich weiß, daß die Welt ein Wirrwarr von Ecken und Winkeln ist, umgeben von grauen Mauern, aber zwischen diesen Winkeln gibt es Straßen! Wer weiß, vielleicht lohnt es doch, den Stock in die Hand zu nehmen und loszuziehen, um ein wenig von dem Himmel zu sehen, der über diesen Straßen steht. Hinter grauen Mauern werde ich trotzdem bleiben, um zu betrachten, was die Menschen die Eitelkeit des Lebens nennen. Ich möchte mich davon überzeugen, ob die Menschen den Tanz des Lebens einheitlich tanzen. Wenn sie es tun, bin ich traurig; wenn nicht, werde ich mich vielleicht freuen – die Welt wird sich weder durch meine Trauer noch durch meine Freude ändern. Meine Trauer ergießt sich in Tränen, die



schnell auf meinem irdischen Gesicht trocknen, und die Freude im Lied des Vogels, das nur solange in Erinnerung bleibt, wie der Vogel singt. Eins weiß ich genau: ich werde auf dieser Erde leben, ohne jemandem Böses zuzufügen. Gelingt mir das, wird die grüne Sonne, so meine ich, mich segnen, und die Menschen werden mich, so hoffe ich, nicht verurteilen.

# INHALT

I. Kapitel,  
in welchem davon die Rede ist, warum ich  
dieses Buch schreibe

7

II. Kapitel,  
in welchem von einem Besessenen erzählt wird

11

III. Kapitel,  
in welchem von Jeremia dem Seher  
berichtet wird

22

IV. Kapitel,  
in welchem von Swjatoscha,  
dem früheren Fürsten von Tschernigow,  
die Rede ist

29

V. Kapitel,  
welches von Prochor handelt,  
der aus Melde Brot buk und Asche in Salz  
verwandelte

58

VI. Kapitel,  
in welchem von Issaaki berichtet wird,  
dem Jesus Christus erschien

89

VII. Kapitel,  
in welchem von Feofil erzählt wird,  
der jeden Tag den Tod erwartete  
116

VIII. Kapitel,  
welches von Agapit dem Arzt  
und von dem Armenier berichtet  
140

IX. Kapitel,  
welches von dem überaus  
duldsamen Klausner Ioann berichtet,  
der mit der Fleischeslust  
kämpfte  
167

X. Kapitel,  
in welchem von Grigori erzählt wird,  
der Wunder tat.  
und dadurch Knechte  
für das Kloster beschaffte  
191

XI. Kapitel,  
welches von Feodor und seinem Ratgeber Wassili  
berichtet  
219

XII. Kapitel,  
das letzte, welches davon handelt,  
wie ich vor das Gericht  
der Bruderschaft kam  
257



57 / 116

ISBN 3-352-00194-4